

Norman Gobbi, Anne Hidalgo, Kim vs. Trump, Paul Klee

DIE WELTWOCHEN

Nummer 39 – 28. September 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

13 Seiten
Motorsport
Mit Peter Sauber,
Lorenz Frey, Jo Siffert u. a.



Deutschland bewegt sich

Der erstaunliche Aufstieg der AfD

ALTERSREFORM

**Alain Berset: Niederlage?
Welche Niederlage?**

GESELLSCHAFT

**Emojis: Wege aus
der Peinlichkeit**

MIGRATION

**Neun von zehn Asylbewerbern
verschleiern ihre Identität**

MYANMAR

**Die hässliche Fratze
des Buddhismus**

Klage von Professorin Svenja Goltermann und Professor Philipp Sarasin von der Universität Zürich gegen Philipp Gut und gegen die Weltwoche Verlags AG vom Bezirksgericht Zürich mehrheitlich gutgeheissen: Die Urteilspublikation: Seite 13

BLUÉDITIONS
BUCHERER
1888

TRIBUTE TO BLUE

Seit 1888 führt Bucherer ein beeindruckendes Sortiment der weltweit bedeutendsten Markenuhren. Aus der Zusammenarbeit zwischen Bucherer und einer Auswahl namhafter Uhrenpartner entstand eine einzigartige Uhrenkollektion – die Bucherer BLUE EDITIONS. Durch diese Zusammenarbeit konnten neue Standards bezüglich Innovationskraft und Kreativität gesetzt werden. Entdecken Sie die exklusiven Zeitmesser mit einem Tribut an die Farbe Blau – eine Farbe, die zu Einzigartigem inspiriert.

Exklusiv bei Bucherer erhältlich


CARL F. BUCHERER
LUCERNE 1888

AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

Chopard


H. Moser & Cie.
VERY RARE

IWC
SCHAFFHAUSEN


JAEGER-LECOULTRE

LONGINES

PANERAI

PIAGET


TUDOR

Nach der Ankunft in Tegel sah es auf den ersten Blick aus, als ob man halb Berlin evakuiert hätte: menschenleer die Strassen und Plätze. Wollte man am Wahltag nur Merkel-Wähler zurücklassen? AfD-Sympathisanten entfernen? Die Wahrheit war prosaischer. Berlins rot-rot-grüner Senat hatte in unergründlicher Weisheit den alljährlichen Stadtmarathon ausgerechnet auf den Wahltag gelegt – und die Stadt damit für Wähler, Wahlhelfer und Wahlbeobachter weitgehend unpassierbar gemacht. *Weltwoche*-Reporter Wolfgang Koydl legte selbst marathon-ähnliche Distanzen zu Fuss zurück, weil anders kein Durchkommen war in Deutschlands Hauptstadt. **Seite 14–17**



Nationale Klammer?

Etwas mehr als guten Willen braucht es schon, damit eine Willensnation nicht auseinanderbricht. Es braucht Spangen, die das Land zusammenhalten. In der Schweizer Geschichte waren das etwa die Einführung der Proporzwahl, die AHV und natürlich die Armee. Derzeit rückt als Kohäsionsfaktor eine neue Instanz in den Vordergrund: die SRG. Viele Politiker sehen sie als nationale Klammer, die SRG selber sieht es erst recht so. Unser Medienexperte Kurt W. Zimmermann ist der Frage nachgegangen, ob die SRG tatsächlich das Land zusammenhält. Seine Antwort: Jener Teil der SRG, von dem man am wenigsten redet, ist für die Schweiz der wichtigste: das Radio. **Seite 20**

Als Kulturredaktor Rico Bandle ins Fahrzeug von SRF-3-Legende François Mürner stieg, fiel ihm sofort auf: Im Autoradio läuft SRF 1. Das sei wegen der Bundesratswahl, erklärte der Moderator, der vier Jahrzehnte lang die Hörgewohnheiten der Schweizer geprägt hat wie sonst kaum jemand. Dass der Pionier des Pop-Radios ab und zu den eher konservativen Sender SRF 1 hört, ist auch sonst nicht so abwegig: Mürner hat bei DRS 1 begonnen, wie der Sender damals hiess. Von London aus machte er die Schweiz mit Musik vertraut, die es hierzulande sonst nirgends zu hören gab. Doch das war, bevor Bandle überhaupt geboren war. Umso spannender war es für den Journalisten, mit Mürner tief in die Radio- und Musikgeschichte einzutauchen. **Seite 52**

Das Ereignis geht eher lautlos über die Bühne: Seit 25 Jahren ist der von Unternehmer Peter Sauber gegründete Schweizer Rennstall in der



Jubiläum: Reporter Gut, Sauber-Chef Vasseur (r.).

prestigeträchtigen und verrückten Formel1 unterwegs. Wir haben das Jubiläum zum Anlass genommen, unseren Lesern die faszinierende Schweizer Motorsportwelt näherzubringen. Das Sauber-F1-Team gewährte Philipp Gut am legendären *Gran Premio d'Italia* einen Blick hinter die Kulissen, und der neue Sauber-CEO Frédéric Vasseur sagt, wie er den Hinwiler David gegen die Goliaths der Branche in Stellung bringen will. Am Nürburgring durfte unser Reporter in der Box von Emil Frey Racing dabei sein und sich mit Teamchef und Fahrer Lorenz Frey (Lexus, Jaguar) über seine Karriere im Cockpit und in der Familienfirma unterhalten. Thomas Renggli erzählt die abenteuerliche Geschichte der Schweizer Formel-1-Fahrer. Künstler Rolf Knie berichtet über seine grandiose Sammlung schneller und extravaganter Automobile, darunter der Rolls-Royce von Charlie Chaplin. **Seite 66–80**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Frischlucht unter der Käseglocke

Die Bundestagswahlen waren ein Dambruch der Demokratie in Deutschland. Das bräsige Machtkartell unter Kanzlerin Merkel wurde geknackt. Fast aus dem Stand schaffte die AfD zweistellig den Einzug ins Parlament. Eine historische Sensation. Ist die Rechtspartei Segen oder Fluch für die Bundesrepublik? *Von Roger Köppel*

Wer hätte das noch gedacht nach dieser nicht abreissen wollenden Serie von Skandalen, Peinlichkeiten, Führungsque-
relen, suizidalen Anwandlungen und Provo-
kationen an der Debitätsgrenze: Die rechte
deutsche Chaostruppe AfD hat den deutschen
Bundestag mit einer zweistelligen Prozent-
zahl erobert, um noch am Tag nach ihrer
Erfolgswahl gleich wieder im Tohuwabohu
von Streitereien und Selbstzerfleischung zu
landen.

An der montäglichen Pressekonferenz in
Berlin fiel die einstige Mitcheffin Frauke Petry,
ganzvoll gewählt in der AfD-Hochburg Sach-
sen, ihren Kollegen plakativ in den Rücken.
Überraschend verliess sie den Raum und
gleich auch noch die Bundestagsfraktion ihrer
Partei. Berechtigter Protest gegen «abseitige»
Kollegen oder Egotrip? Vermutlich beides. Es
ist jedenfalls eine irgendwie ironische Situa-
tion, dass ausgerechnet die Partei, die so etwas
wie die Rückkehr zu konservativen, solid-
preussischen Tugenden verspricht, derzeit
auftritt wie ein kunterbunter Spontihaufen
aus der Hippiezeit.

Klar, die Medien stürzen sich jetzt auf sol-
che Vorfälle, aber man sollte sich nicht täu-
schen lassen. Der Aufstieg der AfD zur dritt-
stärksten Kraft ist eine Sensation. Es ist auch
ein Befreiungsschlag in der so bräsige-blei-
ernen deutschen Politlandschaft. Unter der
Käseglocke von Merkels faktischer Einpar-
teiherrschaft gab es keine politischen Aus-
einandersetzungen mehr. Von Demokratie
im Sinn von Streit und Ideenwettbewerb war
kaum etwas zu spüren. Es war die AfD, die
neue Themen und frischen Wind brachte.
Eigentlich gab es im Wahlkampf vor allem
zwei Parteien, die AfD und alle anderen, die
den Aussenseiter abzublocken und auszu-
bremsen hofften.

Ist die AfD eine verkappte Nazi-
partei, wie ihre Kritiker unentwegt behaupten? Nein.
Kein Politiker, keine Partei, der oder die ernst-
haft in die Hitlerzeit zurückwill, hätte im heu-
tigen Deutschland eine Chance. Der Vorwurf
ist Ausdruck von Ratlosigkeit und Verzweif-
lung der Gegner. Wer einem anderen mit
Argumenten nicht mehr beikommt, greift halt
zum Mittel der persönlichen Diffamierung.
Oder man kritisiert den Stil, weil man über die
Sache nicht reden möchte. Fairerweise muss
man anmerken, dass die Parteiführung sich

leidlich anstrengt, die Vorurteile zu bekräfti-
gen. Immer wieder fallen auch prominente
AfDler durch Äusserungen an der Schmerz-
grenze des in Deutschland Sagbaren auf. Mein
Eindruck allerdings ist, dass die junge Partei
nicht wegen, sondern trotz ihrer Entgleisun-
gen gewählt wird.

Bürgerlicher als die Merkel-CDU

Vom Programm her ist die AfD liberalkonser-
vativ, bürgerlicher als die linke Merkel-CDU.
Ihre Anliegen klingen für Schweizer Ohren
vertraut. Die Partei will mehr direkte Demo-
kratie. Sie setzt sich für eine vernünftige
Finanzpolitik in der Euro-Zone ein und for-



Stich von hinten: Frauke Petry.

dert eine kontrollierte Zuwanderung zum
Nutzen der sozialen Marktwirtschaft. Man
hinterfragt die hohen Sozialausgaben und den
68er Mief im Bildungswesen. Anders als ihre
Kritiker ihr unterstellen, will die AfD keinen
Austritt Deutschlands aus der EU. Das wäre
ohnehin undenkbar für die Bundesrepublik,
die mit der Europäischen Union organisch
verwachsen ist. Die Partei engagiert sich gegen
den Brüssel-Zentralismus für die ursprünglich
französische Vision eines «Europa der Vater-
länder», das den Mitgliedstaaten mehr Auto-
nomie einräumen will. Das sind vernünftige
Anliegen, die man nicht teilen muss. Mit
einem Rückfall in die nationalsozialistische
deutsche «Volksgemeinschaft» hat es nichts
zu tun.

Wer nur die Berichte in den AfD-kritischen,
also in allen deutschen Zeitungen liest, könnte
leicht zum Fehlschluss gelangen, dass diese
Partei vor allem aus Zäuslern und Spinnern
besteht. Solche gibt es, keine Frage, Despe-
rados und Boderliner, wie am Anfang auch bei
den Grünen viele Sektierer und Kommunisten



Chaotische Sponti-Truppe wie aus der Hippiezeit:

unterwegs waren, ohne dass die deutschen
Medien in Ohnmacht fielen. Und apropos Stil:
Erinnert sich noch jemand an einen gewissen
hessischen Abgeordneten namens Joschka
Fischer, der von den heute bei der AfD so
ungnädigen linken Anstandsschiedsrichtern
seinerzeit wie ein Held gefeiert wurde, als er in
einer Bundestagsitzung den Vizepräsidenten
als «Arschloch» betitelte?

Viele AfDler sind solide Mittelständler, An-
gestellte, Unternehmer, Garagisten, Haus-
frauen, gute, hart arbeitende, gewöhnliche
Deutsche, die vorher CDU, SPD oder FDP ge-
wählt haben. In der TV-Sendung «Hart, aber
fair» trat letztes Jahr ein linker Gewerkschaf-
ter aus dem Ruhrgebiet auf, der vor den Kame-
ras eindrücklich erklärte, warum er nach jahr-
zehntelanger SP-Mitgliedschaft in die AfD
wechselte. Der Schlüsselbegriff lautete «Realität».
Die Sozialdemokratie habe aufgehört,
sich um die echten Probleme der Leute zu
kümmern. Die Nachteile der Zuwanderung
und des Islam würden wider besseres Wissen
tabuisiert. Gegen diese «Gutmenschen» sei für



Zu akademisch: Jörg Meuthen.



Gauland und Weidel nach dem Wahlsieg.

ihn, den Gewerkschafter, die AfD «die einzige Partei der Wirklichkeit».

SVP vs. AfD

In der Schweiz versuchen die Medien Parallelen zu ziehen zwischen AfD und SVP, oft in polemischer Absicht. Die Gleichsetzungen sind nicht unberechtigt, aber trotzdem falsch. Die SVP ist eine staatstragende Traditionspartei, deren moderne Wurzeln in die Zeit der Bundesstaatsgründung von 1848 zurückreichen. Die AfD entstand erst 2013 als Projekt kritischer Professoren in der Auseinandersetzung mit der Euro-Krise. Seither verschob sich die AfD nach rechts, während die Mitte nach links rückte, es gab Häutungen und Abspaltungen, Stildebatten und die für junge Parteien typischen Auseinandersetzungen zwischen einem Flügel, der kompromisslos gewisse Grundwerte verteidigt, und Mitgliedern, die eher das realpolitische Arrangement mit der Macht anstreben, zwischen Provokateuren und Pragmatikern, die in die Ämter streben. Wenn nicht alles täuscht, sind die gegenwärtigen Konflikte mit Petry Ausdruck solcher Rangeleien.

In einem wichtigen Punkt hat es die AfD erheblich schwerer als die SVP. Die Schweizer Liberalen können sich ungebrochen auf die Geschichte ihres Landes beziehen, auf die faszinierende Tradition der direkten Demokratie und die Ursprünge der freiheitlichen Staatsform. Deutsche Konservative bewegen sich da naturgemäß auf einem verminten, radioaktiv verseuchten Gelände. Die Nazis haben es durch ihre Verbrecherherrschaft fertiggebracht, auch ursprünglich gute deutsche Traditionen nach-

haltig zu vergiften. Der frühere FDP-Doyen Otto Graf Lambsdorff sagte mir einmal in einem Interview, er sei noch aufgewachsen mit einem Stolz auf die nationalen und militärischen Symbole, aber nach dem Zweiten Weltkrieg sei es für ihn unmöglich geworden, solche Gefühle zu entwickeln.

Melancholie im Giftschränk

Es ist deshalb weniger gefährlich als vielmehr tragisch bis peinlich, wenn prominente AfDler wie Alexander Gauland oder Björn Höcke krampfhaft versuchen, ihre Unverkrampftheit gegenüber der deutschen Geschichte zu demonstrieren. Es ist nachvollziehbar, dass es viele Deutsche satthaben, sich auf Kommando für die Untaten ihrer Vorfahren zu schämen. Aber man löst das Problem nicht dadurch, dass man wie Höcke das «tausendjährige Deutschland» beraubt oder wie Gauland die Soldaten der Wehrmacht lobt, die einen kriminellen Vernichtungskrieg führte. Noch unsympathischer allerdings als solche melancholischen Anstrengungen, den Resonanzboden der eigenen Vergangenheit aufzumöbeln, ist der Versuch der mit der Polit-Elite verhandelten



Germanengeraune: Björn Höcke.

Medien, die Alternativpartei braun anzumalen. Auch sie wurden an diesem Wochenende von den Wählern abgestraft.

Die Leistung der AfD besteht darin, dass sie mit einem rekordverdächtigen Resultat das deutsche Politikartell um Merkel knackte. Man spürt es bereits in den ersten Talkshows. Die Etablierten sind heilsam verunsichert, die Debatten gewinnen wieder an Fahrt. Man hat den Eindruck, die machtgewohnten Sesselkleber in Berlin müssen wieder anfangen zu denken und sich etwas mehr anstrengen. Natürlich gehen die Schlammschlachten jetzt erst richtig los. Es wird sich zeigen, wie die AfD substanziell beschaffen ist. Die anderen werden versuchen, die neue Konkurrenz mit der Nazikeule oder durch Nichtbeachtung zu entkräften. Die FDP und die CDU haben allerdings bereits den gleichen Fehler gemacht wie seinerzeit die Schweizer Freisinnigen gegenüber der SVP: Sie setzen auf Konfrontation und Ausgrenzung und machen die AfD stark, indem sie ihr die brennenden Themen und die Profilierung überlassen.

Wie geht es weiter? Zunächst sollte die AfD das fruchtlose Germanengeraune stoppen. Was immer Höcke und Gauland bezwecken, sie werden die beiden Weltkriege rückwirkend nicht mehr gewinnen können. Die historischen Ausschweifungen mobilisieren die Gegner und schrecken mögliche Sympathisanten ab. Allerdings ist es auch ein Vorteil, dass die Partei an einem schlechten Image laboriert. Das hält Blender und Opportunisten auf Distanz. Inhaltlich ist sie den anderen Parteien voraus, auch der FDP, die unter Rhetorikgenie Christian Lindner zwar ein beachtliches Comeback hinlegt, aber mit ihrem geschmäckerlichen Programm zu sehr bemüht ist, cool zu wirken und gut anzukommen; eine Designer-Partei wie aus dem Labor von Marketingstrategen.

Vielfältiger und demokratischer

Von der SVP könnte die AfD vor allem etwas lernen: Eine Partei ist dann erfolgreich, wenn sie sich ohne Rücksicht auf das Ansehen, auf das Prestige oder die Karriere für die Bürgerinnen und Bürger einsetzt. Wenn sie die Sache über die eigenen Interessen stellt. Man muss auch die Kraft haben, sich mit Dreck bewerfen zu lassen, ohne die Nerven zu verlieren. Solange die AfDler dies beherzigen, werden sie in Deutschland gebraucht. Ihre grösste Schwäche? Es fehlt die überzeugende Führung. Die Leute sind nicht so schlecht, wie geschrieben wird, aber der eine, Gauland, geht gegen achtzig. Die andere, Weidel, lebt in der Schweiz. Und der Dritte, Meuthen, wirkt zu akademisch, um die Konkurrenz ernsthaft zu verunsichern. Egal, was aus der AfD wird: Es ist das Verdienst dieser Partei und ihrer Wähler, dass Deutschland am letzten Wochenende ein politisch vielfältigeres und damit demokratischeres Land geworden ist.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Erbarmungsloser Geist: Ashin Wirathu. Seite 46



«*Notre-Dame de Paris*»: Anne Hidalgo. Seite 42



«Wir müssen hart, aber fair mit den Italienern verhandeln: fair in der Form, hart in den Inhalten.»

Norman Gobbi: Seite 26

Titelgeschichte

- 4 **Editorial**
Frischlucht unter der Käseglocke
- 14 **Aufbruch für Deutschland** Sind die AfD-Wähler Nazis oder brave Bürger?
- 15 **Kanzler Schulz** Ein Gedankenspiel
- 16 **Frischer Wind in Berlin**
Matthias Matussek über die AfD

Kommentare & Analysen

- 9 **Kommentar** Levrats schwarze Woche
- 10 **Kopf der Woche** SP-Bundesrat Alain Berset nach seiner grossen Niederlage
- 18 **Mörgeli**
Felsberger und andere Kraken
- 18 **Bodenmann**
Keine Subventionen für Gift-Bauern
- 19 **Medien** Metzgete in Banja Luka
- 19 **Die Deutschen** Volk und Wahl

Inland

- 20 **Hält die SRG die Schweiz zusammen?**
Analyse von Kurt W. Zimmermann
- 24 **Altersreform – wie weiter?**
Chance für ehrliche Lösungen
- 25 **Subventions-Karussell**
Unsinnige Filmförderung
- 29 **Bundesrat** Überflüssige Frauenquote
- 30 **Lieber arbeiten als Kinder hüten**
Mythos «neue Väter»
- 31 **Neutralität** Leuthard kritisiert Trump
- 32 **Fall Erwin Sperisen** Dramatische Entwicklung im Justizskandal
- 33 **Hornkuh-Initiative**
Die Debatte überwindet Gräben
- 33 **Asyl** Sommaruga schaut weg
- 35 «**No Billag**»-Initiative Jetzt erst recht
- 37 **Oktoberfest-Fieber** Dirndl vs. Tracht

Interviews

- 22 **Gerhard Pfister** Der CVP-Präsident über die Selbstdarstellung der SRG
- 26 **Norman Gobbi** Der Tessiner SVP-Politiker über die Seele der Südschweiz
- 68 **Frédéric Vasseur** Der Chef des Sauber-F1-Teams über Erfolg

Ausland

- 40 **Donald Trump vs. Kim Jong Un**
Kommt es zum Korea-Krieg?
- 42 **Anne Hidalgo** Die Stadtpräsidentin von Paris strebt nach Höherem
- 43 **Trumps Woche** Hand aufs Herz
- 44 **Goldenes Schlupfloch** Der Handel mit EU-Pässen blüht wie nie zuvor
- 48 **Männer, Milliarden und Tragödien**
Das Drama von Liliane Bettencourt, der einst reichsten Frau der Welt

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **Jobs** Wie Arbeitsämter die Wirtschaft unterstützen können
- 36 **Hermann Hess** Treffen mit dem erfolgreichen Textilunternehmer
- 38 **Bitcoin** Ist das elektronische Geld der Anfang einer neuen Geldordnung?
- 45 **Klima** Führende Forscher bestätigen Falschprognosen zur Erderwärmung

Kultur & Gesellschaft

- 35 **Affäre Constantin** Jesus Christian
- 46 **Ashin Wirathu** Die Hasspredigten des buddhistischen Mönchs in Myanmar
- 50 **Ikone der Woche** Paul Klee, Maler
- 52 **François Mürner**
Radiolegende und Berufsrebell

- 54 **Walter Benjamin** Die esoterische Seite des Linksintellektuellen
- 56 **Generation Schneeflocke**
Neuer Empfindsamkeitsterror
- 60 **Emojis** Wege aus der Peinlichkeit: Erste-Hilfe-Kurs
- 61 **Zurich Film Festival** Die talentierte Jungautorin Andrea Maag

Motorsport-Extra

- 66 **Inhalt** Grosser Preis von Italien, Peter Sauber, Lorenz Frey, Jo Siffert, Clay Regazzoni, Rolf Knie etc.

Rubriken

- 9 **Im Auge**
So-Yeon Kim, Schröders Fünfte?
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Jake LaMotta
- 58 **Die Bibel** Grösse statt Inspiration
- 58 **Knorr** «Victoria and Abdul»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Jazz** Jürg Wickihalder, Barry Guy, Lucas Niggli
- 62 **Thiel** Beim Coiffeur
- 62 **Namen**
Hochamt der Italianità
- 62 **Fast verliebt** Mann, pack an!
- 63 **Unten durch** Retro
- 64 **Wein** Domaines Chevaliers Lux Vina Syrah Rhone Saga 2015
- 65 **Auto** Porsche 911 GT3 PDK
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**

Tonda Chronor
Bis ins kleinste Detail
in der Schweiz hergestellt
parmigiani.com

PARMIGIANI
FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

ASCONA GIOIELLI-OROLOGI HERSCHMANN | BASEL GÜBELIN | BERN GÜBELIN | INTERLAKEN KIRCHHOFER | KLOSTERS MAISSEN
LUGANO GÜBELIN | LUZERN GÜBELIN, LES AMBASSADEURS | ST. GALLEN LABHART-CHRONOMETRIE | ST. MORITZ GÜBELIN
ZERMATT HAUTE HORLOGERIE SCHINDLER | ZUG LOHRI | ZÜRICH GÜBELIN, LES AMBASSADEURS



Hertz MiniLease: Die absolut flexible Alternative zu Kauf und Leasing

Hertz bietet mit «MiniLease» Langzeitmieten ab einem Monat an, die sich perfekt für alle mit wechselnden Fahrzeugbedürfnissen und -wünschen eignen. In den fixen Raten sind mit Ausnahme des Treibstoffs sämtliche Betriebskosten abgedeckt, was MiniLease für Privatpersonen und Unternehmen gleichermaßen interessant macht.

In der Schweiz stehen Tag für Tag unzählige Fahrzeuge ungenutzt herum. Diese Tatsache passt so gar nicht zum Begriff Fahrzeug, der ja suggeriert, dass es ums Fahren geht. Immer, wenn ein Fahrzeug zum Stehzeug mutiert, kostet es den Besitzer bzw. den Betreiber einerseits viel Geld, bringt aber andererseits keinen effektiven Nutzen. Im privaten Umfeld, wo bei einem Auto neben dem reinen Nutzwert auch die Emotionen eine Rolle spielen, ist das nicht ganz so tragisch wie bei Unternehmen. Hier wirken sich die Fahrzeugkosten direkt auf das operative Ergebnis aus, was bei wenig genutzten Fahrzeugen gleichbedeutend mit unnötigem Aufwand ist.

All-inclusive-Raten

Eine solche Situation kann mit MiniLease von Hertz vermieden werden: Jene Fahrzeuge, die es vor allem in Spitzenzeiten braucht, holt man sich mit dem neuen Langzeitmietangebot bei

Herz flexibel nach Bedarf und gibt sie bei Nichtmehrgebrauch genauso flexibel und ganz ohne Mehrkosten wieder zurück. Bei MiniLease Business lassen sich Fahrzeuge, die exakt auf den aktuellen Bedarf des Unternehmens zugeschnitten sind, für eine Dauer ab einem Monat anmieten. Die attraktiven Mietraten beinhalten sämtliche relevanten Betriebskosten bis auf den Treibstoff. Ob Grundversicherung, Strassensteuer oder jahreszeitgerechte Ausrüstung: Hertz kümmert sich um alles und stellt monatlich Rechnung für die fixen Raten. Wenn das jeweilige Fahrzeug in der Firma nicht mehr gebraucht wird, gibt sie es einfach zurück und erhält eine Abschlussrechnung ohne Überraschungen. So kann ein Unternehmen die Fahrzeuge flexibel nutzen statt sie teuer zu besitzen.

Riesige Modellauswahl, 4000 Freikilometer
Die MiniLease-Vorteile kommen natürlich nicht

nur im Businessbereich zum Tragen – auch, wer privat Auto fährt, weiss um die grossen Fixkosten, die bei einem gekauften oder geleasten Auto anfallen, und möchte diese speziell bei unregelmässig eingesetzten Fahrzeugen vermeiden. Private geniessen dabei dank MiniLease Leisure ein veritables Wunschkonzert auf Rädern, können sie doch bei der Auswahl mit über 125 Modellen von mehr als 25 verschiedenen Marken wirklich für jeden Bedarf und Anspruch und ganz nach Lust und Laune ein passendes Fahrzeug anmieten. Weil sämtliche Mietwagen im Rahmen von MiniLease 4000 Freikilometer pro Monat bieten, muss auf den Tachostand im Gegensatz zum normalen Leasing keine Rücksicht genommen werden. Das ist ein weiterer Pluspunkt von MiniLease, den auch Betreiber von Firmenflotten sicher zu schätzen wissen. Alle weiteren Vorzüge und das Mietwageangebot gibt es unter www.hertzminilease.ch

Levrats schwarze Woche

Von René Zeller — Während zehn Jahren haben Christian Levrat und Alain Berset die Schweiz auf Mitte-links-Kurs getrimmt. Das Nein zur Rentenreform kommt einer Zäsur gleich.



Der richtige Mann? SP-Präsident Levrat.

Die Schwergewichte der SP sind angezählt. Sozialminister Alain Berset, Wanderprediger für eine schiefe Rentenausbaureform, hat eine scheppernde Ohrfeige kassiert. Christian Levrat, Präsident der Sozialdemokraten, war der Frust ins Gesicht geschrieben. Der Mastermind der SP hatte gehofft, mit der CVP im Beiboot seine Mitte-links-Erfolgsgeschichte fortschreiben zu können. Das Volk hat ihn souverän abgeblockt.

Die Niederlage wiegt schwer. Um das zu ermassen, muss man zurückblättern. Im Wahljahr 2007 publizierte das Freiburger SP-Duo Berset/Levrat das Buch «Changer d'ère». Ausgedeutet: Eine neue Ära müsse eingeleitet werden. In der 159-seitigen Streitschrift postulierten die aufstrebenden Politiker eine Allianz, in der neben SP und Grünen auch die Christlichdemokraten willkommen seien, nicht aber die FDP und keinesfalls die SVP. Was darauf folgte, war im Dezember 2007 die Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf. An den Strippen zogen: Christian Levrat und Alain Berset. Im März 2008 übernahm Levrat das Präsidium der SP, 2011 gelang Berset der Sprung in den Bundesrat. Der Mitte-links-Rutsch, den die beiden Alphatiere gefordert hatten, wurde auch inhaltlich manifest.

Als 2015 die Parteien rechts der Mitte zulegten und sich die dissidente bürgerliche Bundesrätin Widmer-Schlumpf nicht mehr zur Wiederwahl

stellen mochte, war allerorten von einem Rechtsrutsch die Rede. Doch die Linke zimmerte weiter Mitte-links-Mehrheiten: Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative verbog sich die FDP nach links, bei der Volksabstimmung über die Energiewende die CVP. Die Unternehmenssteuerreform III bodigte die Linke im Alleingang. Die Rentenreform hingegen brachte die SP nur deshalb durchs Parlament, weil ihr die CVP fast schon sklavisch sekundierte.

Im Krisenmodus

Doch diesmal haben sich die beiden Freiburger Machtmechaniker verzockt. Es half Alain Berset nicht, dass sich Eveline Widmer-Schlumpf, Magistratin im Ruhestand, im Abstimmungskampf um die Rentenreform nochmals für Mitte-links in die Bresche warf. Zu Levrats Katzenjammer gesellt sich das Problem, dass Westschweizer Gewerkschafter und die Jusos aktiv mitgeholfen haben, ihm die eklatanteste Niederlage seiner Polit-Karriere zuzufügen.

Seit seiner Wahl zum Präsidenten im März 2008 hat Levrat die sperrige SP virtuos geführt. Jetzt blickt er auf eine schwarze Woche zurück. Er versuchte, die Wahl von Ignazio Cassis zum Bundesrat zu verhindern. Nicht nur das missriet, die vermeintlich frauenfreundliche SP-Fraktion desavouierte auch noch die Kandidatin Isabelle Moret. Levrat selber disqualifizierte vor surrender Kamera die drei FDP-Kandidaten in globo, indem er ihnen europapolitische Ignoranz unterstellte. Wenn der SP-Präsident seinerseits daran erinnert wird, dass im Programm seiner eigenen Partei der EU-Beitritt gefordert wird, ignoriert er dieses Faktum lässig.

Irgendwie gemahnt der schlingernde SP-Präsident an eine Ära, die zurückliegt. Es ist nicht davon auszugehen, dass der Neuanlauf zu einer tragfähigen Rentenreform von Mitte-links modelliert wird. Schwer vorstellbar ist, dass die gebeutelte CVP an Levrats Rockzipfel gesunden kann. Denkbar ist auch, dass der SP-Präsident stärker als bisher parteiinternem Druck ausgesetzt sein wird. Die Probleme kumulieren sich.

Die Sozialdemokratie befindet sich europaweit im Krisenmodus, manchenorts im freien Fall. Es kommt einem Kuriosum gleich, dass sich die SP ausgerechnet in der Schweiz diesem Negativtrend bisher entziehen konnte. Ob der parteipolitisch angejahrte Christian Levrat der richtige Mann bleibt, um seine Partei auf der Erfolgsspur zu halten? Das ist nach seiner schwarzen Woche zweifelhaft.

Verknallt in Gold



So Yeon Kim, Herrn Schröders Fünfte?

Die überraschendste Einwanderin Deutschlands hat Mandelaugen, spricht fließend Deutsch, hat in Marburg Germanistik studiert und die Memoiren des einst mächtigsten Mannes Europas, Titel «Entscheidungen», ins Koreanische übersetzt. Sie ist auch seine neue Flamme und wird bald in Hannover erwartet. Als sich das Land über Angela Merkels Willkommenspolitik ereiferte, spielte sich die verborgene interkontinentale Romanze ab zwischen dem Altkanzler Gerhard Schröder, dem letzten Mann, der Frau Merkel noch lautstark Paroli geboten hat, allerdings etwas betrunken vor den Fernsehkameras nach seiner Wahlniederlage von 2005, und einer lieblichen Asiatin mit dem berüchtigten koreanischen Allerweltsnamen Kim, der «Gold» oder einfach «Metall» bedeutet. Wie die *Bild*-Zeitung enthüllte, ist So-Yeon Kim 48 Jahre alt (er 73) und laut Ehefrau Doris Schröder-Köpf (54) einer der Trennungsründe des einstigen Polit-Glamourpaares.

Schröder sei, so ein Freund, «total verknallt» in seine neue Eroberung. Beide sind noch nicht geschieden, leben aber in abgewickelten Verhältnissen. Es zeichnet sich Schröders fünfter Hochzeitsmarsch ab, womit er zu seinem früheren Aussenminister Joschka Fischer und dem Fussballer und Ladykiller Lothar Matthäus anschliessen könnte. Kims Vorläuferinnen waren eine Bibliothekarin, eine Lehrerin, die Bio-Missionarin Hillu, die ihm Currywurst und Zigarre madig machte, bis er spätnachts auszog (sie chauffierte ihn), und Doris, die Vierte, wurde selber Politikerin.

Der Privatmann Schröder wird als grenzwertiger, hochbezahlter Strippenzieher und Türöffner Putins angefeindet, am lautesten von der eigenen SPD. Gegen So-Yeon Kim wird bereits in Sachen bürokratischer Correctness ermittelt. Sie lotet offiziell im Auftrag des Landes Nordrhein-Westfalen Exportmöglichkeiten in Südkorea aus, war aber häufig mit ihrem Liebsten als Dolmetscherin getarnt unterwegs. Für diese Interessenvermantschung ist ihr jetzt deutsch und deutlich eine Rüge erteilt worden.

Peter Hartmann

Niederlage? Welche Niederlage?

Von Hubert Mooser — Mit der Reform der Altersvorsorge hat Bundesrat Alain Berset das wichtigste Rennen seiner Karriere verloren. Die Reaktionen bleiben erstaunlich wohlwollend.

Im Moment der grössten Niederlage seiner Karriere sass Bundesrat Alain Berset (SP) gelassen und gefasst auf dem Podium im Medienzentrum in Bern und kommentierte das Abstimmungsresultat zur Altersreform 2020, als handle es sich nur um einen unbedeutenden Zwischenfall. Es sei von vornherein unbestritten gewesen, dass sowohl bei einem Ja als auch bei einem Nein die Diskussion über die Altersvorsorge weitergehen werde, meinte Berset.

Dabei waren soeben sechs Jahre Knochenarbeit und seine kühnsten politischen Träume von den Stimmbürgern bachab geschickt worden. Als der politische Senkrechtstarter aus Belfaux FR 2012 das Eidgenössische Departement des Innern (EDI) übernahm, wollte er bei der Altersvorsorge besonders brillieren. Und er wollte reüssieren, wo seine freisinnigen Vorgänger Pascal Couchepin und Didier Burkhalter gescheitert waren. Das Präsidentschaftsjahr 2018 hätte dann die Krönung für Berset sein sollen.

Aufmunternde Worte für die Mannschaft
Stattdessen wird Berset im kommenden Jahr mit der schwersten politischen Niederlage seiner Karriere im Rücken als Bundespräsident unterwegs sein. Das ist nicht das Szenario, das im Drehbuch des SP-Bundesrats steht.

Äusserlich liess er sich kaum etwas anmerken, auch hinter den Kulissen, im engsten Kreise seiner Vertrauten. Er sprach ein paar aufmunternde Worte an seine Mannschaft, die konsterniert, niedergeschlagen, enttäuscht auf das Resultat reagierte.

Die monatelange Schufferei, die vielen Auftritte, die Dutzenden von Interviews, alles für die Katz. Eine letzte Besprechung mit der Bundespräsidentin Doris Leuthard (CVP), dann der Gang ins Medienzentrum, in schwarzem Anzug und mit schwer lesbarer Miene. Er nehme das Nein der Stimmbürger nicht persönlich. «Ich bleibe hochmotiviert», sagte Berset. Applaus von allen Seiten für sein staatsmännisches Auftreten. Berset habe nach der Abstimmung richtig reagiert und Format bewiesen, findet Gewerbeverbandspräsident Jean-François Rime (SVP).

Einen Tag später im Bundeshaus, die letzte Woche der Herbstsession hat eben begonnen, die gescheiterte Altersreform ist in den Gängen das grosse Thema.

Die Sieger im Abstimmungskampf, die FDP-Ständeräte Joachim Eder (ZG), Karin Keller-Sutter (SG) und Josef Dittli (UR), stecken in einer Ecke die Köpfe zusammen.

Lagebesprechung. Bersets Aussage, er bleibe hochmotiviert, habe ihn sehr überrascht, sagt Eder. Das Nein sei für Berset eine empfindliche Niederlage. Wie wichtig diese Vorlage für den SP-Bundesrat gewesen sei, zeige sich doch auch darin, dass er den Urnengang zum Testfall für die Schweizer Demokratie hochstilisiert habe. «Zu unserer politischen Kultur gehört die Bereitschaft, Schritte aufeinander zu zu machen, gemeinsam nach einer Lösung zu suchen. Wenn wir als Gesellschaft nicht mehr dazu fähig sind, haben wir ein Problem. Diese Abstimmung ist eine Art Lackmустest für unsere Demokratie», warnte Berset eine Woche vor der Abstimmung im

«Berset hat in diesem Dossier an Autorität gewonnen», sagt SP-Nationalrat Corrado Pardini.

Sonntagsblick. Eder wirft nun die Frage auf: «Bedeutet das Nein jetzt für Bundesrat Berset, dass die Schweiz den Demokratie-Test nicht bestanden hat?»

«Ein rationaler Politiker»

Dass die Altersreform nicht bloss eine Vorlage des Bundesrates und des Parlamentes war, wie dies Berset am Abstimmungssonntag subtil in seine Rhetorik einfliessen liess, lässt sich leicht an seinem persönlichen Engagement ablesen. Bis an die Grenze des Tolerierbaren habe sich Berset für seine Altersreform engagiert, kritisiert SVP-Präsident Albert Rösti. Deshalb müsse man das Nein auch als Niederlage von Bundesrat Alain Berset sehen. Aber für Rösti geht das Leben weiter, verlieren gehöre «zu unserem politischen System». Auch Bundesrat Ueli Maurer habe mit der Unternehmenssteuerreform III eine Niederlage erlitten. Versöhnliche Töne, die den Weg ebnen sollen für eine rasche Neuauflage der Altersreform? «Bei den künftigen Diskussionen wird Berset jedenfalls mit seiner Partei mehr Probleme haben als mit uns», prophezeit Jean-François Rime. Der Satz ist auf SP-Präsident Christian Levrat gemünzt, der gleich nach der Abstimmung seinen Tarif für künftige Reformen durchgab: kein Rentenabbau, kein Rentenalter 65 für alle, also keine Erhöhung des Frauenrentenalters.

Vorerst scharen sich die Genossen aber noch um ihren angezählten Strahlemann Berset: «Er hat eine Niederlage eingefahren», sagt

SP-Nationalrat Corrado Pardini. Und fügt an: «Berset hat in diesem Dossier an Autorität gewonnen. Sein Image ist nach der Kampagne nicht ramponiert, im Gegenteil, er hat auch in der Deutschschweiz an Popularität zugelegt.» Ständerat Hans Stöckli meint en passant, während er vom Ständerat in den Nationalrat eilt, die Schweizer wollen nicht nur Politiker, die siegen, «sie wollen auch Politiker, die verlieren können». SP-Nationalrat Carlo Sommaruga, kennt Berset von gemeinsamen Kämpfen im Mieterverband.



Mittelstreckenläufer beim Dauerlauf: Alain Berset.

«Er ist nicht einer, der emotional Politik macht», sagt Sommaruga über ihn. «Er ist ein rationaler Politiker.» Er gehe Schritt für Schritt vor und lasse sich durch Niederlagen nicht beirren.

Gewinner erwarten gestaffelte Vorlage

Die SP und die CVP müssten sich bei der Nase nehmen und nicht Alain Berset, moniert der Freiburger FDP-Nationalrat Jacques Bourgeois. Sie hätten die Vorlage überladen. Der Bauernvertreter weiss, wie Berset tickt. «Als es einmal im Parlament hart auf hart ging, hat er gesagt: «Wenn ich mit der Vorlage scheitere, setze ich mich mit allen Akteuren an den Tisch, und dann werden wir eine neue Vorlage gemeinsam aufgleisen.» Er scheiterte und hielt Wort.» Deshalb ist Bourgeois überzeugt: Auch jetzt wird sich Berset sofort mit allen an einen Tisch setzen. Nur: Wie soll diese neue Vorlage am Ende ausschauen?

SVP-Präsident Röstli erwartet, dass Berset jetzt bald mit einer gestaffelten Vorlage kommen werde. Die Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,3 Prozent und das Frauenrentenalter 65 könne man bereits im kommenden Jahr beschliessen. Dafür gebe es eine Mehrheit. CVP-Ständerat Pirmin Bischof bezweifelt allerdings, dass das auf die Schnelle gehe. Und wie die neue Vorlage aussehen muss, damit sie eine Mehrheit findet, das steht für den Solothurner Politiker noch in den Sternen. «Die bisherige Vorlage war ja bereits ein fein austarierter Kompromiss.» Sicher ist für Bischof nur eines: «Berset wird das Heft bei der Altersreform nicht aus der Hand geben.»

Es fällt auf: Selten wurde einem Bundesrat nach einer Abstimmungsniederlage so viel Wohlwollen entgegengebracht wie jetzt Alain Berset. Bitterböse Worte aus den eigenen Reihen musste sich zum Beispiel Doris Leuthard gefallen lassen, als die Zweitwohnungs-

initiative erfolgreich abschnitt. SVP-Bundesrat Ueli Maurer musste untendurch nach der Abstimmungsniederlage zum Kauf des neuen Kampfflugzeugs Gripen. Die Niederlage bei der 11. AHV-Revision blieb an FDP-Bundesrat Pascal Couchepin jahrelang kleben wie eine Briefmarke. Keiner hat sich dabei mit den gescheiterten Vorlagen dermassen identifiziert wie Alain Berset mit der Reform der Altersvorsorge.

Alles an Personal aufgeboten

Die Zeit drängte im Dossier Altersreform, als Berset ins Amt kam. Und seine Pläne waren sportlich – eine Revision der AHV und der zweiten Säule in einem Aufwisch. Es sollte sein Meisterstück werden. Auftritte im Westschweizer Fernsehen, Fotoreportagen in der People-Presse, «Donnschtigs-Jass» am Schweizer Fernsehen, alles war auf das eine Ziel fixiert: Betsers Popularität zu steigern für die bevorstehende Abstimmung zur Altersvorsorge.

Er holte sich das dafür notwendige Personal wie den derzeitigen Chef des Bundesamtes für Sozialversicherungen, Jürg Brechbühl. Die Freiburger Connection mit SP-Präsident Christian Levrat, SP-Nationalrat Jean-François Steiert (inzwischen Staatsrat) und CVP-Ständerat Urs Schwaller (inzwischen Post-Verwaltungsratspräsident) sollte ihm die Mehrheiten beschaffen. Er umgab sich in seinem Generalsekretariat mit Leuten, die wie er selber beseelt waren von der grossen Idee, erstmals seit zwanzig Jahren eine Altersreform heil über die Runden zu bringen. Im Parlament ging seine Rechnung dann auch prompt auf. Für den Abstimmungskampf bot er alles auf, was er aufbieten konnte – alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), alt Bundesrätin Ruth Dreifuss (SP), alt Nationalrat Stéphane Rossini (SP), Kabarettist Emil Steinberger, die Sängerin Sophie Hunger, den Waadtländer Staatsrat Pierre-Yves Maillard (SP). Sogar Bundespräsidentin Doris Leuthard schaltete sich in den Abstimmungskampf ein. Berset selber hat so viele öffentliche Auftritte bestritten wie wohl kein anderer Bundesrat jemals vor ihm.

Die totale Konzentration auf die Altersvorsorge mag etwas den Blick auf das Ganze vernebelt haben. Es ist eine Tatsache, dass Berset auch in der Gesundheitspolitik in den letzten sieben Jahren nicht sehr viel gelungen ist. In den kommenden Tagen wird er eine weitere Erhöhung der Krankenkassenprämien bekanntgeben müssen. Nun hat er mit der Gesundheitsreform und einer Neuauflage der Altersvorsorge zwei grosse Brocken am Hals, die er fast zeitgleich vorantreiben muss. Bei der Altersreform müsse er aber nicht bei null anfangen, sagt SVP-Präsident Röstli.

Berset war als Jungspund ein Mittelstreckenläufer auf der 800-Meter-Strecke. Die Altersreform wird immer mehr zum Dauerlauf. Ob er dazu den nötigen Schnauf mitbringt?



Personenkontrolle

Maurer, Parmelin, Cassis, Darbellay, de Weck, Leuthard, Dettling, Blancho, Illi, Müller, Guldimann, May

Ueli Maurer, Brückenbauer, liess vergangene Woche bei der Departementsverteilung seinen Parteifreund Guy Parmelin (SVP) in Zugzwang geraten. Maurer wollte Verteidigungsminister Parmelin den Weg ins Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ebnen. Die SVP führe seit über zwanzig Jahren das Verteidigungsdepartement (VBS), rechnete Maurer seinen Kollegen vor. Es sei langsam an der Zeit, dass eine andere Partei dieses Departement übernehme und die SVP auch einmal das EDA. Parmelin nahm den von Maurer zugespilten Ball zwar an, jonglierte damit aber etwas weniger souverän. Zwar argumentierte er in die gleiche Richtung wie der Finanzminister. Aber sofort wechseln wollte er dann doch nicht. Immerhin: Parmelin ist jetzt neu Stellvertreter des neuen Aussenministers Ignazio Cassis (FDP). (hmo)

Christophe Darbellay, Familienpolitiker mit beschränkter Haftung, wird immer wieder von seinen amourösen Eskapaden eingeholt. Vor gut einem Jahr wurde bekannt, dass der damalige CVP-Frontmann Vater eines unehelichen Kindes werde. Darbellay entschuldigte sich öffentlich. Er anerkannte das Kind – und liess sich dann im Frühjahr 2017 glanzvoll in die Walliser Regierung wählen. Die Kindsmutter, eine Amerikanerin aus Dallas, die in der Schweiz arbeitete und lebte, ist mit dem jüngsten Darbellay-Spross unterdessen in die USA zurückgekehrt. «Aus den Augen» bedeutet hier aber nicht auch «aus dem Sinn»: Die Texanerin erinnert ihren Christophe jetzt regelmässig in öffentlich zugänglichen Blogs an «Bärli», «Möckli», «Augöppli» oder «Ängeli», wie sie das gemeinsame Kind liebevoll nennt. Stolz beschreibt sie darin, wie ihr Sohn am Schweizer Nationalfeiertag seine ersten Schritte tat, wie sie früher am 1. August auf dem Grossen Sankt Bernhard den Schweizerpsalm sang, wie sie Heimweh habe nach der Schweiz. Darbellay kommt in keinem der Blogs gut weg. Bitterböses beklagte sich die Amerikanerin zum Beispiel im Juni darüber, dass er nicht zur Taufe des Kindes in Dallas erschienen sei oder dass er auf E-Mails und Telefonanrufe nicht reagiere. Die Affäre ist für Darbellay also wenigstens privat noch nicht ganz ausgestanden. (hmo)

Roger de Weck, grosser Zampano des Service public, hat zum Abschied nochmals richtig geklotzt. An die Bundesratswahl entsandte die SRG «48 akkreditierte Journalisten» und «160 Techniker», wie das Departement von



«Wille des Volkes»: SP-Nationalrat Guldimann.



Pass an Parmelin: SVP-Bundesrat Maurer.



Aus den Augen: CVP-Politiker Darbellay.



«Vielfältige Gründe»: Noch-Stadtammann Müller.



Blick aufs Matterhorn: Premierministerin May.

Doris Leuthard (CVP) auf eine entsprechende Anfrage von Nationalrat Marcel Dettling (SVP) am Montag bekanntgab. Am gleichen Tag versenkte der Nationalrat einen Gegenvorschlag zur «No-Billag»-Initiative, welcher eine Halbierung der Empfangsgebühren verlangt hatte. (fsc)

Nicolas Blancho, Rüeggisberger, ist offenbar blank. Im *Amtsblatt* wurde kürzlich ein Zahlungsbefehl gegen den Konvertiten und Präsidenten des Islamischen Zentralrats Schweiz publiziert. Das Betreibungsamt Bern-Mittelland in Ostermundigen fordert für die Gläubigerin Sanitas Grundversicherungen Fr. 7532.70 nebst Zinsen. Hinzu kommen eine Kostenbeteiligung von Fr. 489.05, eine Nebenforderung von 390 Franken und Betreibungskosten von Fr. 393.50. Der Zahlungsbefehl datiert vom 24. August 2017. «Wir können uns die Krankenkassenprämien nicht leisten», verriet Blanchos Gefährte Qasim Illi dem *Blick*. Auch Steuern sollen die Islamisten keine bezahlen. Neben ihrer Propagandatätigkeit bliebe ihnen kaum Zeit für einen Job. (gut)

Geri Müller, Vernebelungskünstler, ist bald nicht mehr Stadtammann von Baden. Der grüne Politiker ist am Sonntag von den Stimmberechtigten aus dem Amt gekegelt worden. Das ist keine Sensation. Denn vor drei Jahren hat Müller schweizweit als Produzent von Nackt-Selfies zweifelhafte Berühmtheit erlangt. Fast so schräg wie die damalige Affäre ist die Kommunikation einzustufen, mit der der abgestrafte Stadtammann seine Abwahl zu begründen versuchte. Im Interview mit dem Schweizer Fernsehen sprach er von «verschiedenen Faktoren», die mitgespielt hätten, gegenüber dem Lokalsender Tele M1 führte er an, «vielfältige Gründe» seien massgebend gewesen. Zur Frage, ob ein einzelner Grund wichtiger gewesen sein könnte als andere, wollte Müller partout nichts sagen. Weil sowieso alle wissen, weshalb er mit abgesägten Hosen dasteht, hätte er besser überhaupt geschwiegen. (rz)

Tim Guldimann, Feminist, hat Probleme mit der Demokratie. Der SP-Nationalrat und ehemalige Botschafter in Berlin erachtet es als erwiesen, dass im Osten Deutschlands ein ekla-

tantes Männerproblem existiert. Dass die dort erstarkte Alternative für Deutschland (AfD) mehrheitlich von Männern gewählt worden ist, macht den zwischen der deutschen und der schweizerischen Hauptstadt pendelnden Mann ranzig. Was tun? Das verrät uns der vom Gratisblatt *20 Minuten* befragte Guldemann nicht. Seine Aussage, laut der in Ostdeutschland «die Demokratie ein Männerproblem» habe, zwingt gleichwohl zum Nachdenken. Will Guldemann in Deutschland das Wahlrecht für männliche AfD-Wähler einschränken? Will er das Stimmrecht für Männer generell abschaffen? Im erwähnten Interview sagt Tim Guldemann auch noch dies: «Vor allem muss der Wille des Volkes respektiert werden.» Weiss der ehemalige Diplomat überhaupt, was er uns sagen will? (rz)

Theresa May, Urlauberin, hat gern einen unverbauten Ausblick und Durchblick. Vor der Uno-Vollversammlung in New York referierte sie vor fast leeren Rängen. Um Mays freien Blick ging es zuvor auch in Zermatt. Doch hier wurde der britischen Premierministerin die grösstmögliche Aufmerksamkeit zuteil. Der Nobelferienort im Oberwallis gebe sonst viel auf Diskretion, was seine prominenten Gäste anbelange, berichtete der *Walliser Bote*. Aber der Urlaub von Theresa May habe diesmal für viel Gerede im Dorf gesorgt. Und das kam so: Wie immer bei Zermatt-Ferien quartierte sich die britische Spitzenpolitikerin im «Grand Hotel Zermatterhof» ein. Nur war das Haus diesmal wegen einer Renovation leider eingestürzt. Zum Glück (für May) lassen sich die Zermatter nicht lumpen, wenn es um das Wohlbefinden ihrer hochklassigen Gäste geht. Sie bauten kurzerhand das Gerüst wieder ab – damit Frau May und ein paar japanische Touristen vom Zimmer aus den freien Blick aufs Matterhorn geniessen konnten. (hmo)

Nachruf

Jake LaMotta (1921–2017) — Er kannte wunderbare Geschichten, in seinem späteren Leben als tapferer Stand-up-Comedian in Atlantic City: «Es war Weihnachten, und wir waren mausarm. Mein Vater verliess die Wohnung, dann hörten wir einen Schuss. Papa kam zurück und erzählte uns Kindern, der Weihnachtsmann habe sich umgebracht. Und deshalb gebe es keine Geschenke.» Wahr ist: Geschenkt wurde ihm nichts. Giacobbe «Jake» LaMotta, Sohn eines sizilianischen Einwanderers und einer jüdischen Mamma, wurde weltberühmt nach der Karriere durch den Film «Raging Bull», aber nie reich als der härteste und brutalste Mittelgewichtboxer. Der kleine Junge sammelte die Münzen auf, die das Publikum der Tingeltangel-Fights in den Ring warf. Der Alte zeigte ihm in den Bars der Bronx, wie man Schlägereien anzettelt. Zu seinem ersten Weltmeisterschaftskampf kam LaMotta erst, nachdem er absichtlich gegen Billy Fox verloren hatte, auf den der Mafiaboss Frankie Garbo hohe Summen gesetzt hatte. Er schlug den Franzosen Marcel Cerdan am 16. Juni 1949 in Detroit in der 10. Runde. Die Revanche blieb aus, weil Cerdan, der Geliebte der Sängerin Edith Piaf, einer Flugzeugkatastrophe über dem Atlantik zum Opfer fiel. Tragische Fatalität: LaMottas ältester



Furioser Mut: Jake LaMotta.

Sohn kam 1998 beim Absturz der Swissair 111 ums Leben.

Den Titel verlor er 1951 gegen den schwarzen Boxkünstler Ray Sugar Robinson. Sechsmal standen sich die beiden gegenüber, nur einmal, 1943, siegte LaMotta.

Es war die archaische Konfrontation Gut gegen Böse, wie später Ali gegen Frazier oder Foreman. LaMottas Stil bestand vor allem aus seinem furiosen Mut, wie ein Tank an den Gegner heranzumarschieren. Sein eisernes Kinn steckte jeden Schlag ein, aber rasch veränderte sich sein täuschend sanftmütiges Gesicht in eine blutige Maske. Als Mensch war er beherrscht von Dämonen, ein paranoider, irrlichternder, hochexplosiver und depressi-

ver Überlebenskämpfer, der Frauen verprügelte. Der Stoff für Martin Scorseses meisterhaften, schwarz-weiss verdüsterten Film «Raging Bull», mit dem Oscar gekrönten Robert De Niro, der sich gespensisch in die Kampfmaschine verwandelte und in Paris dreissig Kilo Mehrgewicht anfütterte, um den späteren LaMotta auszufüllen. Der Mann, der echter als Rocky war und sechs Mal verheiratet und sich im Ring nie niederschlagen liess, starb im biblischen Alter von 96 Jahren an Lungenentzündung. Peter Hartmann

Urteilspublikation i.S. Professorin Svenja Goltermann und Professor Philipp Sarasin von der Universität Zürich gegen Weltwoche Verlags AG und Philipp Gut

In mehrheitlicher Gutheissung der Klage der Geschichtswissenschaftlerinnen Svenja Goltermann und Philipp Sarasin vom Historischen Seminar an der Universität Zürich gegen die Weltwoche Verlags AG und den Autor Philipp Gut hat das Bezirksgericht Zürich festgestellt, dass die Persönlichkeitsrechte der Kläger widerrechtlich verletzt worden sind durch die wiederholt publizierte Behauptung, es seien im Berufungsverfahren der Klägerin 1 an die Universität Zürich Ausstandsvorschriften verletzt worden. Es betrifft dies die damit in Zusammenhang stehenden Ausführungen in folgenden Beiträgen (Printaus-

gabe und auf www.weltwoche.ch):

«Beziehungsdelikt» vom 2. Oktober 2014; «Helden der Doppelmoral» vom 9. Oktober 2014, «Das süsse Gift der Korruption» vom 9. Oktober 2014; «Der Rektor will» vom 30. Oktober 2014; «Das grosse Alibi» vom 6. November 2014; «Personenkontrolle» vom 20. November 2014, 4. Dezember 2014, 12. Februar 2015, 10. Dezember 2015, 18. Februar 2016, 21. April 2016 und 16. Juni 2016; «Intern»/«In eigener Sache» vom 2. und 9. Oktober 2014 beziehungsweise 14. Dezember 2014; «Leserkommentare» vom 2. Oktober 2014 und 4. Dezember 2014, «Täuschungsmanöver im Fall Sarasin» vom 7. September 2015.

Den verantwortlichen Organen der Beklagten 1 und dem Beklagten 2 wird unter Strafandrohung untersagt, die als widerrechtlich taxierten Vorwürfe zu wiederholen. Sie sind verpflichtet, die widerrechtlichen Aussagen auf ihrer Webseite zu löschen und gegenüber der Suchmaschine Google und der Medienbank SMD die Erklärung abzugeben, diese zu löschen. Sie werden weiter verpflichtet, das Urteil zu publizieren, den Klägern eine Genugtuung sowie eine Parteientschädigung zu bezahlen und die Gerichtskosten grossmehrheitlich zu übernehmen.



Aufstieg zur drittstärksten Kraft im Bundestag: AfD-Spitzenkandidatin Alice Weidel.

Deutschland

Aufbruch für Deutschland

Von Wolfgang Koydl — Angela Merkel bleibt Kanzlerin, aber sonst bleibt nichts beim Alten. Mit der AfD ziehen keine geifernden Nazis in den Bundestag ein, sondern mehrheitlich brave Bürger, wie ein Besuch auf der Wahlparty zeigt.

Sogar ein kleines Stückchen Schweiz hat es zur Wahlparty der Alternative für Deutschland (AfD) geschafft: Ein Plakat mit zwei Alphörnern klebt neben dem Eingang zum «Traffic Club», den die Partei für den historischen Abend reserviert hat. Darüber die Frage: «Direkte Demokratie?», mit der folgenden Antwort: «Volles Rohr wie in der Schweiz».



Drinne freilich geht es dann eher deutsch zu. Das fängt schon beim Veranstaltungsort an: Der «Traffic Club» liegt am Alexanderplatz, einst das Herz des spiessigen Ostberlins, und er verströmt den kleinbürgerlichen Charme einer DDR-Disco. Heute wird er vornehmlich von Russen frequentiert. Offensichtlich sind es keine Oligarchen. Dann stünden Champagnerflaschen hinter der Bar und nicht drei dichtgestaffelte Reihen Jim Beam.

Kleinbürgerlich-ostdeutsch also. Weniger sarkastisch könnte man sagen: gutbürgerlich-deutsch. So gutbürgerlich wie die Küche in deutschen Landgasthöfen: Hausmannskost, kein Schnickschnack, solide und vor allem sättigend. Und keiner meckert über das rassistische «Zigeunerschnitzel» auf der Karte.

Gegeifert wird nur vor der Tür

Gutbürgerlich sind auch die AfD-Mitglieder, die in der hoffnungslos überfüllten Disco an runden Stehtischen auf die erste Hochrechnung warten. Sie entsprechen so ganz und gar nicht dem Horrorgemälde, das in der Bundesrepublik von dieser Partei gezeichnet wird: als greise, geifernde Altnazis, assistiert von Glatzköpfen mit Springerstiefeln. Gegeifert wird nur vor der Tür: «Nazischweinel!», rufen Demonstranten den Gästen zu, bevor diese

hinter Polizeiabsperungen im Gebäude verschwinden.

Drinne hat sich hier an diesem Sonntagabend ein Querschnitt der deutschen Gesellschaft versammelt: Angestellte, Handwerker, Lehrer, mittelständische Unternehmer. Solides Bürgertum. Leute wie Steffen Kubicki eben. Ein wenig rundlich, mit dunkler Brille, gepflegtem Haarschnitt und freundlichem Berliner Akzent, ist er der Prototyp des netten Kolle-

Sie wollen den Bundestag wieder zu einem «Resonanzboden» der deutschen Gesellschaft machen.

gen, des hilfsbereiten Nachbarn, des Kumpels aus dem Sportverein, mit dem man gern ein Bier trinken geht. In seiner Freizeit leitet er einen Chor, mit dem er regelmässig die



Natürlich gibt es in diesem Haufen Exemplare, die dem Bild der veröffentlichten Meinung entsprechen: Einer steht als Hooligan vor Gericht, ein anderer wird vom Verfassungsschutz observiert, ein Dritter denunzierte Grüne als «Koksnasen» und die Kanzlerin als «Kampf-Fuchtel». Auch Kubicki gibt hinter vorgehaltener Hand zu, dass sich ihm bei einigen Äusserungen von Parteikollegen der Magen umgedreht habe. Und das schliesst Gauland ein.

Aber ihnen stehen andere gegenüber: die kühle Businessfrau Weidel etwa, der Ex-Radiomoderator Leif-Erik Holm, der als Oppositionsführer in Mecklenburg-Vorpommern auch den politischen Gegner mit solider Arbeit überrascht. Da gibt es Armin-Paul Hampel, früher ARD-Korrespondent in Südostasien, oder die Rechtsanwältin Mariana Harder-Kühnel, die als weibliche Zukunftshoffnung gilt.

Meister schiefer Bilder

Sie wollen nicht krakeelen und blockieren, sondern mitgestalten. Und sie wollen dazu beitragen, den Bundestag wieder zu einem «Resonanzboden» der deutschen Gesellschaft zu machen, wie es Gauland angekündigt hat – ein Parlament, in dem gestritten und um Lösungen gerungen wird. Wie notwendig das ist, haben die letzten lähmenden vier Jahre der

Deutschland ist nach rechts gerückt – wegen des Dünkels der Parteien gegenüber den Sorgen der Bürger.

grossen Koalition gezeigt, als das Parlament kein einziges wichtiges Thema kontrovers debattiert hatte. «Alles eine Sauce – und eine ungeniessbare obendrein», urteilt Ulrike Meier, die heute zusammen mit Kubicki aus ihrem Wahlkreis nach Berlin gekommen ist.

Allerdings gehören zu grossen Debatten auch grosse Redner, und die sind im deutschen Parlament Mangelware. Die meisten Redebeiträge stolpern einschläfernd im holperigen Bürokratendeutsch vor sich hin – die Kanzlerin macht es schliesslich am besten vor. Auch die AfD ist nicht gerade eine Talentschmiede für rhetorischen Nachwuchs.

Das gilt auch für Gauland. Er ist ein Meister schiefer Bilder, und eines verwendete er in seiner Rede am Wahlabend. Es war seine Mahnung an die Mitglieder, keine «dummen Sprüche» zu machen, die «uns auf die Füsse fallen können». Die Mainstream-Medien nahmen kaum Notiz von dieser Aussage, obwohl sie das wichtigste Indiz dafür ist, dass die AfD, die schon viele Häutungsprozesse durchlaufen hat, nun abermals in ein neues Gewand schlüpfen will: vom Radau zur Realpolitik. Zur neuen Seriosität wird sicherlich beitragen, was der Partei nun amtlich zusteht: Sie hat Anspruch auf Millionen von Euros, auf Hun-

Tschechische Republik und Polen besucht. Fremdenfeind? Da verdreht er nur die Augen.

Kubicki sitzt im Landesvorstand der AfD Brandenburg. Als Spitzenkandidat Alexander Gauland sich durch die Menge zwängt, macht er einen kleinen Umweg, um den Parteifreund zu begrüssen. Zur Wahlparty wurde Kubicki eingeladen, weil er besonders hart gerackert hatte im Wahlkampf. Für den Bundestag hat er selbst nicht kandidiert. «Diesmal nicht», wie er ein wenig schüchtern ergänzt. «Vielleicht beim nächsten Mal, denn so schnell gehen wir nicht mehr weg.»

Er würde ganz gut hineinpassen in die fast hunderköpfige Fraktion, die nun im Reichstag in Berlin Abgeordnetenbänke besetzen und Büros beziehen wird. Denn die meisten Neuparlamentarier sind Bürger wie er, brave Steuerzahler und keine Revoluzzer. Sie wollen konstruktive Oppositionspolitik machen, wie es Alice Weidel verspricht, die zweite Spitzenkandidatin. Dazu gehört es, der Regierung auf die Finger zu sehen und ihr notfalls auch darauf zu klopfen.

Wer sind diese 94 Abgeordneten der AfD? Einen «gärrigen Haufen» nennt Gauland die junge Partei gern: verschiedene Temperamente mit verschiedenen Meinungen, die sich ungerne einer Parteidisziplin unterordnen.

Koalitionen

Kanzler Schulz

Wie der SPD-Kandidat doch noch Regierungschef werden könnte. Ein Gedankenspiel.



Die eleganteste Lösung: Martin Schulz.

Machthunger sieht anders aus: Die Parteien, die als Koalitionspartner für Angela Merkel in Frage kommen, verhalten sich wie Gäste, die einander mit falscher Höflichkeit eine unverdauliche, womöglich giftige Speise zuschieben: «Bitte nach Ihnen.» Zu sehr ist SPD, FDP und Grünen bewusst, welches Schicksal einem Partner der Kanzlerin droht: bis auf eine leere Hülle ausgesaugt von der Spinnenfrau.

Eine Jamaika-Koalition wäre auch politisch ein waghalsiges Konstrukt: Die Grünen würden zwar Kröten schlucken, weil sie endlich an die Macht wollen. Die CSU hingegen wird kein noch so kleines Fröschlein verspeisen, weil sie in einer Koalition mit den Grünen die Macht in Bayern verliert. Und die FDP weiss nicht so recht.

Dann schlägt die Stunde der SPD. Sie hat zwar eine neue grosse Koalition ausgeschlossen, aber im Angesicht der Not wird sie sich einem Appell an Staatsräson und Verantwortung nicht entziehen können – zumal dann, wenn es sich für sie lohnt.

Denn sie könnte den Preis für eine Mitarbeit sehr hoch treiben – und den Kanzlerposten für ihren Kandidaten Martin Schulz beanspruchen. Es gibt kein Gesetz dazu, dass dieses Amt zwingend der grösseren Partei zuzuschreiben ist. Die Wähler wären zufrieden, denn sie favorisieren eine grosse Koalition – nur mit einer anderen Person an der Spitze.

Selbst CDU und CSU könnten sich mit dem Gedanken an einen Kanzler Schulz anfreunden. Schon jetzt denkt man klammheimlich darüber nach, wie man Merkel am besten geräuschlos in der heimischen Uckermark entsorgen kann, bevor sie in den nächsten Wahlen noch mehr Schaden anrichtet. Dies wäre die eleganteste Lösung. *Wolfgang Koydl*

Donnerwetter

Die Deutschen haben die Reifeprüfung bestanden: Sie haben die abgewirtschafteten Altparteien abgestraft. Mit der AfD kommt frischer Wind in die Berliner Politik. Von Matthias Matussek

Rums! Das war eine Detonation, die die Fenster rausgehauen hat. Wie schön! Ich war euphorisiert. Plötzlich dieser frische, kühle Luftstrom in unserer stickigen, ja erstickenden deutschen Konsensdemokratie. Manche hat es aus den Socken gehauen, aber viele haben nach dieser Wahl aufgeatmet. Was ist da genau passiert?

Zunächst hat sich der Souverän unmissverständlich gemeldet. Er hatte die Nase voll und nicht die geringste Lust, sich noch einmal in den Schlaf säuseln zu lassen «Für ein Deutschland, in dem wir alle gut und gerne leben», wie es von den Plakaten herablächelte. Was für ein Reifezeugnis!

Tatsächlich waren ja die im Bundestag vertretenen Parteien am Ende nichts anderes als Blockparteien nach DDR-Muster, die als Wackeldackel alles abnickten, was ihnen vorgesetzt wurde.

Zunächst einmal ist da eine selbstherrliche Regierungschefin, die unsere parlamentarische Demokratie zu einer Art Freundeskreis hinter verschlossenen Türen umgemodelt hat, zu einem Kreis von Vertrauten und Beratern und Günstlingen, um dann mit einsamen Bauchentscheidungen unangefochten Spontanpolitik zu betreiben, abgewatscht worden, und zwar in historischem Ausmass.

Angela Merkel hat für ihre Partei die schlimmste Wahlniederlage seit 1949 eingefahren. Ihre Schwesterpartei, die CSU, hat es mit rund minus zehn Prozent noch schlimmer erwischt, so schlimm, dass sich ihr Vorsitzender Seehofer am nächsten Morgen laut Gedanken machte, ob diese schicksalhafte Verbindung mit der CDU nicht zu lösen sei.

Der Bürger sah den Elefanten

Doch auch Merkels Kungelpartner, die SPD, ist mit Schimpf und Schande vom Hof gejagt worden. Noch bis ins sogenannte TV-Wahlduell hinein war ja dieses gegenseitige Stillhalteabkommen geradezu aufreizend demonstriert worden. Die lächelnd-vage Mutti und der zerzauste Euro-Bonze von der SPD, der den Verbündeten des kleinen Mannes gab: Gemeinsam sparten sie die zentralen Fragen aus und hü-



teten sich, über diesen riesigen Elefanten zu reden, der da im Raum stand und der auch von Journalisten nicht angesprochen wurde – die Flüchtlingskrise, ihre Gefährdungen, Überforderungen, Rechtsbrüche, Skandale, die Frage: «Wann werden wir wieder in der Lage sein, zu kontrollieren, wer da zu uns kommt?»

Aber der Bürger sah ihn, den Elefanten.

Und die AfD sah ihn und hörte nicht auf, über ihn zu reden. Und dafür bin ich der AfD dankbar, und viele andere waren es auch, weshalb sie mit einem geradezu phänomenalen Wahlergebnis belohnt wurde.

Ich bin kein AfD-Parteigänger. Ich halte Gauland für einen Provokateur an der Trottelgrenze. Seine Bemerkung über den Respekt für die deutschen Wehrmachtsoldaten in toto,

«Ich halte Gauland für einen Provokateur an der Trottelgrenze.»

die immerhin einen Vernichtungsfeldzug geführt hatten, halte ich für unterirdisch. Aber ich messe diesen Entgleisungen nicht die hysterische Bedeutung bei, die sie für seine Gegner haben. Und ich werde nicht vergessen, dass es Polizeischutz benötigte, um eine Gauland-Veranstaltung zu besuchen, gemeinsam mit anderen durchaus bürgerlichen, wohlgesitteten Älteren, um unversehrt durch diesen Kordon aus schimpfenden, spuckenden Antifa-Helden und anderen Transferleistungsempfängern zu gelangen.

Dass Gauland eine Alice Weidel an seiner Seite hatte, war sein Glück und das der AfD. Sie war der kühle Kontrollraum. Sie war der sachliche Blick auf die Armaturen, kompetent, und stolz und intelligent genug, auch mal hoherhobenen Hauptes aus einem TV-Tribunal zu marschieren, wenn die anderen Kleinparteien unter Anleitung einer befangenen Moderatorin und eines ausgesuchten Publikums Pogromstimmung gegen die AfD verbreiteten.

Die AfD überzeugte mich mit einem zentralen Argument, nämlich dem, die Demokratie vor dem Erstickungstod zu retten. Sie war die einzige Opposition. Und all die feindlichen Kampagnen, die Boykotte und Wahlkampfstörungen und Bedrohungen, auch wirtschaftlicher oder

sogar körperlicher Natur, erreichten das genaue Gegenteil dessen, was sich die bisweilen halbkriminellen «Demokratieverteidiger» von ihren Aktionen versprochen hatten: Ihr flogen die Herzen zu, wie man mittlerweile weiss, gerade von den Arbeitern, von denen ganz unten. Aber auch bei den Jüngeren konnte sie punkten. Tatsächlich ist die AfD nur zu 40 Prozent von überzeugten Parteihängern gewählt worden, die Mehrheit, 60 Prozent, hat sie aus Trotz gegen diese merkwürdig hochnäsige Übereinkunft gewählt, die aus jedem ihrer Sympathisanten gleich einen halbdebilen Nazi machte.

Türsteher der Demokratie

Rund eine Million Wähler sind von der CDU zu ihr übergewechselt, die SPD steuerte noch eine halbe Million hinzu, selbst die Linke hat an die AfD verloren. Ich hatte gar keine Ahnung, wie viele Nazis sich in den anderen Parteien verstecken.

Natürlich war diese Wahl auch eine des Kulturkampfes, in der eine selbsternannte Elite meint, den «Gegner» mit Verleumdungen oder Missachtung aus dem Rennen werfen zu können. Eine Elite, die weder die Denunziation noch den Spott, noch den Diskursentzug scheut, um den «Gegner» mundtot zu machen. Insofern erinnerte mich diese Wahlnacht auch an die seismische Erschütterung, mit der das siegessichere Establishment mitsamt seinen Sykophanten in den Medien in der Trump-Wahl vor die Tür befördert wurde.

Machen wir uns nichts vor: Der Linken, die bisher glaubte, den guten, das heisst den allein erlaubten Ton vorzugeben, wurde ein gehöriger Tritt in den Hintern versetzt.

Nur ein Beispiel: In der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* stellte das Feuilleton am Wahltag «Fragen zur Wahl».

Frage 1: «Fragen Sie sich auch manchmal, wenn Sie durch die Strassen gehen, ob es richtig sein kann, dass all diese Leute wirklich wählen dürfen?» Das ist das «Berg-hain»-Verständnis von Demokratie: In diesen Rave-Club darf auch nur derjenige, der cool genug ist, um am Türsteher vorbeizukommen. Demokratie als Gesichtskontrolle, man möchte eher unter sich bleiben.

Aber ist dieser urban-ironische Verachtungstonfall der Elite nicht a) mittlerweile zum Erbrechen unkomisch, b) undemokratisch, ja insgeheim totalitär und c) völlig marginalisiert, also Partygewäch für Eingeweihte, eine Trommelbewegung der immergleichen eigenen Vorurteile?

Wenn die linke Intelligenz überhaupt noch eine Rolle spielen möchte, sollte sie zumindest den Versuch unternehmen, intelligent zu sein.

Und nicht so: Frage 2 heisst: «... all diese Leute, die sich weder für ihre Mitmenschen noch für ihre Strasse, ihre Umwelt zu interessieren scheinen?» Das fragen ausgerechnet die Höhlenbewohner vom Prenzlauer Berg?

Frage 3: «... all diese Leute, die mit Fahrradhelm auf dem Bürgersteig fahren und glauben, Adolf Hitler war der Staatsratsvorsitzende der DDR?»

Frage 4: «Wo war noch mal die DDR?»

Und dieses Gemisch aus Vorurteilen und Ossi-Verachtung wird tatsächlich über 75 Fragen ausgewalzt.

Ich glaube deshalb auch nicht, dass ausgerechnet die moralisierende Linke, dass also die SPD Oppositionszeit benötigt, um wieder zu sich zu finden. Sie wird es ohnehin nicht schaffen. Nicht mit Martin Schulz, eigentlich ein geplatzter Luftballon und Hochstapler, der der Kanzlerin vorwarf, die Demokratie verraten zu haben, und – ausgerechnet – den mokanten öffentlich-rechtlichen Anstalten vorhielt, die AfD gestärkt zu haben.

Regenerationszeit würde viel eher die mattregierte, aufgeriebene, unter ihrer Kanzlerin Merkel bis zur Unkenntlichkeit entstellte CDU brauchen.

Aber sie regiert. Das ist ihr bitteres Schicksal. Allerdings dürfte das noch spannend werden. Wie dieser «Inhaltstaubsauger» (Martin Schulz über Merkel) die CSU, die nach rechts die Flanken schliessen möchte, und die Grünen mit ihrem Menschheitsrettungs-Vibrato in eine Koalition packen will, in der auch die

Die AfD überzeugte mich mit ihrem Argument: die Demokratie vor dem Erstickungstod zu retten.

Gott sei Dank wiedererstarbte FDP ihre Modernisierungen durchsetzen möchte, ist mir ein Rätsel.

Brauchbares im Parteiprogramm

Gut möglich, dass sie daran scheitert, möglich auch, dass endlich der CDU-interne Aufstand beginnt.

Ich bin zunächst einfach glücklich darüber, dass ich weder Heiko Maas noch Frau Özoguz weiter ertragen muss. Im Übrigen gibt es im AfD-Programm auch neben der Flüchtlingspolitik durchaus Brauchbares, das sei den Pauschalverurteilern gesagt. Zum Beispiel die Amtszeitbegrenzung der Kanzlerschaften, die in den USA eine Selbstverständlichkeit ist.

Ein ganz anderes Thema allerdings ist, wie lange die AfD braucht, um sich selber wieder zu zerlegen.



«Gäriger Haufen»: Alexander Gauland.

derte von wissenschaftlichen Mitarbeitern, auf den Vorsitz in Parlamentsausschüssen und auf das Amt eines Vizepräsidenten. Auch im «Traffic Club» in Berlin kreisen die Gespräche denn auch sehr schnell um künftige Posten und um Geld, kaum dass der erste Jubel abgeklungen ist.

Dennoch fällt es den etablierten Parteien und Medien schwer, anzuerkennen, was sich in Deutschland ereignet hat: Hier ist eine neue Volkspartei entstanden, die nicht nur im Osten gut abgeschnitten hat, sondern auch in Bayern oder Nordrhein-Westfalen. Untersuchungen haben ergeben, dass rund ein Drittel aller Wähler die Ansichten der AfD teilt. Diesmal haben sie ihr Kreuz noch nicht bei der Alternative gemacht. Aber es sind die potenziellen Wähler von morgen.

Doch Deutschland reibt sich noch immer die Augen, wie so etwas geschehen konnte. Denn es ist ja nicht nur so, dass erstmals eine «Partei rechts von der Union» ins Parlament gekommen ist. Viel entscheidender ist, wie sie diese Hürde genommen hat: quasi aus dem Stand mit einem zweistelligen Ergebnis.

Schon früher haben neue Parteien das bundesrepublikanische Dreiersystem aus Union, SPD und FDP gesprengt: Erst waren es die Grünen, dann die Linkspartei. Doch beide mussten sich mühsam von Wahl zu Wahl eine stetig grössere Nische im Wählertopf herauskratzen. Im ersten Anlauf hatten sie kaum mehr als fünf Prozent der Wählerstimmen geholt. Auch später waren Resultate über zehn Prozent für die kleinen Parteien stets eine bejubelte Ausnahme, nie die Regel. Und jetzt kommen diese «Rechtspopulisten» daher und schliessen gleich im ersten Anlauf fast schon zur SPD auf?

Bekommen fragt sich die Republik, wie diese Alternative nun das Land und seine Politik verändern wird. Dabei ist die Antwort ganz

einfach: Sie hat das Land schon verändert, denn die AfD ist nur der sichtbare Ausdruck davon, wie sehr sich das ganze Land gewandelt hat. Deutschland ist nach rechts gerückt – nicht wegen der AfD, wie gerne behauptet wird, sondern wegen des Dünkels der alten Parteien gegenüber den Sorgen der Bürger. Die Partei ist nur die Antwort auf diese gesellschaftliche Entwicklung. Die anderen Parteien werden sich an ihr orientieren müssen, und sie haben damit auch schon angefangen, namentlich in der Flüchtlingsfrage.

Koalition aus disparaten Parteien

Mit ihrem Einzug als drittstärkste Kraft in den Bundestag hat die AfD auch die Polit-Arithmetik durcheinandergewirbelt. Für die üblichen Zweier- oder Dreierbündnisse reicht es nicht mehr. So ist es alles andere als sicher, ob es Angela Merkel gelingen wird, eine Koalition aus vier disparaten Parteien zu schmieden. Ganz zu schweigen von der Frage, wie haltbar ein solches Bündnis ist. Es ist nicht auszuschliessen, dass es bald vorgezogene Neuwahlen gibt, bei denen die Siegerin abermals die AfD sein dürfte. Spätestens dann wird man mit ihr reden und sie in eine Koalition aufnehmen müssen. Vermutlich findet die nächste Wahlparty dann auch nicht mehr im «Traffic Club» statt. ○

An advertisement for an event titled 'WIRTSCHAFTSWUNDER'. The event is scheduled for 21.11.2017 at 17:30 UHR in SCHAAN, LIECHTENSTEIN. The main theme is 'ONE EUROPE, ONE FUTURE? WIE DER BREXIT EUROPA UND UNSERE REGION VERÄNDERT'. Two speakers are featured: DR. THEO WAIGEL and NIGEL FARAGE. A call to action says 'JETZT TICKETS BESTELLEN: www.wirtschaftswunder.li'. At the bottom, it lists sponsors: PRÄSENTIERT VON FLO, CO-SPONSOREN HILTI and ARGUS, and MEDIENPARTNER.

Felsberger und andere Kraken

Von Christoph Mörgeli

Kraken (auch Polypen oder Tintenfische genannt) sind faszinierende Tiere. Sie können je nach Situation die Farbe wechseln und sich der jeweiligen Umgebung perfekt anpassen. Da sie kein Rückgrat haben, sind sie extrem beweglich. Sie lauern ihrer Beute auf und überwältigen sie von hinten mit ihren Fangarmen. Tintenfische können das klare Wasser jederzeit dunkel einfärben. Wer erinnert sich nicht an den weltbekannten Kraken Paul und an dessen Wirken an der Fussballweltmeisterschaft 2010? Paul wusste jederzeit Bescheid – allein schon sein orakelhaftes Einwirken auf die Spiele nahm die Resultate vorweg.

Die Befürworter der Rentenreform wünschten sich im Vorfeld der Abstimmung nichts sehnlicher als möglichst viele solcher matchentscheidender Kraken. Einmal mehr wurden sie fündig bei Eveline Widmer-Schlumpf («Die AHV wird bei einem Nein an die Wand gefahren»). Doch diesmal folgten ihrem Orakel nicht einmal die Stimmberechtigten von Felsberg. Ruth Dreifuss, die einst orakelt hatte, die Prämien würden bei ihrem Krankenversicherungsgesetz nicht steigen, besitzt in ihrem eigenen Kanton Genf gerade noch eine Glaubwürdigkeit von 39,7 Prozent.

Nicht viel besser erging es anderen Kraken, die einem Ja zur Rentenreform zum Durchbruch verhelfen sollten. Dem Sozialminister Alain Berset, der mit vielarmigen Strategien den Bundesrat bis zum Ersticken im Griff hat, wurde empfindlich auf die Flossen getreten. Christian Levrat – als Schachspieler ein Grossmeister im Tricksen und Täuschen – wird trotz der Niederlage die Steuerzahler mit seinen Saugnäpfen weiterhin unbarmherzig ausnehmen. Und Gerhard Pfister dürfte nach dem Nein selbst in CVP-Hochburgen das tun, was flüchtende Kraken immer tun: sich mittels Rückstossprinzip aus dem Staub machen.

Gala-Prinzessin Pascale Bruderer – Glitter, Glanz und Gloria des roten Teppichs herzlich zugetan – zauberte unter Scheinwerferlicht und Trommelwirbel eine ganze Kraken-Kolonie aus dem Zylinder: Beni Thurnheer, Walter Andreas Müller und Emil Steinberger. Die älteren Herren aus dem Showbusiness verdanken ihre Popularität allesamt dem Service public. Doch das Publikum freut sich über deren Spässe mehr als über deren Abstimmungsempfehlungen. Die bedauernswürdigsten aller Kraken bleiben aber unsere Journalisten. Denn sie haben am meisten Tinte verspritzt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Keine Subventionen für Giftbauern

Von Peter Bodenmann — Bald einmal sauberes Trinkwasser für alle Schweizerinnen und Schweizer?



Franziska Herren, der Motor im Kampf gegen die ruralen Brunnenvergifter.

Einst wollte Christoph Blocher aus Bauern Unternehmer machen. Und so die Subventionen für die Landwirtschaft senken. Wie viele seiner Ideen hat sich auch diese in warme Luft aufgelöst. Und niemand mag Blocher an einen seiner hellen Momente erinnern.

Inzwischen verteidigen auch die Sozialdemokraten die zweitineffizienteste Landwirtschaft der Welt. Dies auf Kosten der Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen.

Die landwirtschaftliche Produktion wird revolutioniert. So oder so. Sich selbst steuernde Maschinen, Roboter und Traktoren übernehmen die Arbeit. Bald einmal werden an den steilsten Berghängen geländegängige Roboter das Gras mähen, jäten und zu freche Wölfe vertreiben.

Jeder Schweizer Haushalt bezahlt 439 Franken Billag-Gebühren. Jeder Schweizer Haushalt bezahlt direkt und indirekt pro Jahr 3000 Franken mehr für Bauern und Lebensmittel als etwa die Bayern oder die Tiroler. Obwohl die Landschaften zwischen München-Süd und Bozen-Nord besser gepflegt werden als in der Schweiz. Die Bauernpolitiker glauben, es könne und werde ewig so weitergehen. Sie haben in Bern alle eingeschüchtert. Und niemand will ihnen mehr am Zeug herumflicken. Wer sich zu sicher fühlt, fällt leicht ins eigene Güllenloch. Die Gefahr für die Bauernpolitiker naht mittels einer Volksinitiative aus der Westschweiz. Der Titel des Volksbegehrens: «Sauberes Wasser für alle».

Ein guter Titel ist bei Volksinitiativen die halbe Miete. Diesmal stimmt aber auch der Inhalt. Pflock 1: Bauern dürfen für ihre Tiere kein Futter zukaufen. Sonst gibt es keine Subventionen mehr. Denn weniger Tiere bedeuten weniger Gülle. Pflock 2: Bauern, die Pestizide verwenden, bekommen ebenfalls keinen müden Franken mehr vom Bund. Ebenso wenig wie jene, die prophylaktisch oder regelmässig Antibiotika einsetzen. Das Ziel: «Giftbauern sollen Subventionen verlieren.»

Innert fünf Monaten haben bereits 70 000 Schweizerinnen und Schweizer diese heisse Initiative unterschrieben. Jeden Tag werden es mehr. Untersuchungen belegen: Die Schweiz kann, wenn wir vorübergehend in Krisenzeiten weniger Fleisch essen, ihre Landwirtschaft bereits heute binnen achtzehn Monaten so umstellen, dass das ganze Land ernährt werden kann. Stossrichtung eines Plan Wahlen 2.0: weniger Kühe, Schweine und Hennen und stattdessen mehr Kartoffeln, Gemüse und Getreide. Eine Schweiz, die auch in Friedenszeiten weniger Fleisch produziert, kann umweltfreundliche und erst noch günstige Steaks aus der Pampa Uruguays beziehen. Direkt vom Hof von Daniel Vasella, der seine Knechte und Mägde einwandfreies Biofleisch produzieren lässt. Wird schon wissen, wieso.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Metzgete in Banja Luka

Von Kurt W. Zimmermann — Die NZZ-Gruppe ist in der Wirklichkeit angekommen. Sie spart noch verrückter als die anderen.

Heute beginnen wir mit einer Quizfrage: Wie heisst die Währung von Bosnien-Herzegowina?

Ein paar Intelligenzbestien unter unseren Lesern wissen das vermutlich sogar. Die Währung ist die konvertible Mark. Sie heisst so, weil sie früher an die deutsche Mark gekoppelt war.

Das Durchschnittseinkommen in Bosnien-Herzegowina liegt derzeit bei 860 Konvertiblen Mark im Monat. Das sind 500 Schweizer Franken. Eine Lehrerin verdient sogar nur 400 Franken im Monat.

Die Tieflohne sind auch der NZZ-Mediengruppe in die Nase gestochen. Sie entlässt ihre neun Korrektoren und lagert das Korrektorat ihrer Blätter *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung* und deren Regionalausgaben nach Bosnien-Herzegowina aus. Die Blätter werden künftig in Banja Luka gelesen, von kostengünstigen Frauen, die früher in deutschsprachigen Ländern lebten.

Von all den sonderbaren Sparmassnahmen in den Verlagen ist das bisher mit Sicherheit die ausgefallenste Idee. Ich will mich nicht als Sittenrichter aufspielen, aber im Grunde ist es ein sprachlicher Kulturverrat.

In Banja Luka kann es nun heiter werden. Nehmen wir etwa die *Appenzeller Zeitung* aus dem Hause NZZ, die beispielsweise, wie geschehen, im Blatt wörtlich schreibt: «Die Musig Bütschwil lädt zu ihrer traditionellen Föfliber-Metzgete ein.»

Da müssen sie dann aber bei der Bütz in Banja Luka wie die *Häftlimacher* aufpassen, dass sie keinen *Chabis* machen.

Die NZZ spart, ich schätze mal, etwa 300 000 Franken im Jahr. Ist es das wert? Den gleichen Effekt in der Kasse hätte man erzielt, hätte man das Jahresabonnement um 1.30 Franken erhöht.

Interessant daran ist weniger, dass Verlage auch geografisch immer exotischere Sparideen entwickeln. Die *Blick*-Redaktion etwa hat die anspruchsvolle Bildbearbeitung nach Indien ausgelagert. *20 Minuten* und *Tages-Anzeiger* haben eine Aussenstelle in Bangkok, die Agenturmeldungen bearbeitet, um so den Nachtzuschlag in Zürich zu sparen. Die Medienbank SMD, eine Tochter von SRF, Tamedia und Ringier, beschäftigt dreizehn Mitarbeiter im indischen Bundesstaat Maharashtra, die dort billig Texte aus Schweizer Zeitungen bearbeiten.

Interessant ist vielmehr, dass sich die NZZ-Gruppe nun an die Spitze dieser einfalls-



Trist oder tröstlich? NZZ-Präsident Jornod.

reichen Sparkünstler stellt. Bisher hatte das Traditionshaus stets behauptet, man mache in diesem Kostenschnitt-Konzert nicht mit. «Wir glauben an die Publizistik», betonte VR-Präsident Etienne Jornod bei jeder Gelegenheit. Man sei ein Sonderfall.

Gleichzeitig schnitt er die Publizistik zurück. So strich die NZZ die Korrespondenten im Tessin, in der Nordwestschweiz, der Ostschweiz und der Innerschweiz. Die Mantelredaktionen von *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung* wurden in eine Zentralredaktion verschmolzen. Gekündigt wurde auch den Kulturkorrespondenten in Berlin, Paris und New York. Vor zwei Wochen stellte die NZZ-Gruppe ihr Sonntagsblatt *Ostschweiz am Sonntag* ein.

Die Massnahmen sind durchaus sinnvoll, wenn man, wie all die andern, sparen muss. Nur hatte bisher die NZZ gern behauptet, dass sie nicht, wie all die andern, auf Kostenkurs ist. Das Outsourcing des Korrektorats nach Bosnien-Herzegowina zeigt nun: Die NZZ spart geradezu wie verrückt.

Bisher lohnt sich die harte Sparstrategie. Der NZZ-Umsatz ging im ersten Halbjahr 2017 um drei Prozent zurück. Der Reingewinn stieg um 180 Prozent. Das ist ein Triumph der Kostenmanager.

Ich weiss nicht, ob es trist oder tröstlich ist. Die Medienrealität bringt auch den Sonderfall auf den Boden der Normalität.

Volk und Wahl

Von Henryk M. Broder — Die «vornehmste Bürgerpflicht».

Ganz am Ende des Wahlkampfes und kurz vor der Öffnung der Wahllokale meldete sich auch noch der deutsche Bundespräsident zu Wort. Das Wahlrecht, verkündete er ex cathedra, sei «in einer Demokratie vornehmste Bürgerpflicht», deswegen sollten die Bürger und Bürgerinnen zur Wahl gehen. So redet ein Gutsherr zum Gesinde, das alle paar Jahre ein Fest feiern darf. Es gibt keine Wahlpflicht in Deutschland, nur ein Wahlrecht. Wie die Religionsfreiheit das Recht einschliesst, keiner Religion anzugehören, gehört zum Wahlrecht auch das Recht auf Wahlenthaltung, egal aus welchen Gründen. Die «vornehmste» – und im Grunde einzige – Pflicht der Bürger ist es, sich an die geltenden Gesetze zu halten. Man könnte allenfalls noch hinzufügen: die Steuern zu zahlen und innerorts nicht schneller als erlaubt zu fahren. Alles Übrige ist Ansichts- und Geschmackssache.



Wer nicht wählen gehe, so Steinmeier, lasse andere «über die Zukunft unseres Landes» entscheiden – etwa darüber, «wie es weitergeht bei Arbeit und Wirtschaft, Bildung und Gesundheit, Pflege und Alterssicherung, in der Flüchtlingspolitik und bei der Integration, bei innerer und äusserer Sicherheit, bei Klima und Umwelt». Was unser Bundespräsident unter den Tisch fallen liess: Zu den entscheidenden Fragen der letzten Legislaturperiode – Energie- wende, Flüchtlingspolitik und Griechenlandrettung – ist das Volk nicht befragt worden, «andere» haben Entscheidungen getroffen, mit denen das Volk mitnichten einverstanden war.

Und noch etwas hat der deutsche Bundespräsident bei der Auflistung der relevanten Themen vergessen: die Frage, ob es für eine Demokratie nicht besser wäre, den Bundespräsidenten direkt vom Volk wählen zu lassen, statt von einer «Bundesversammlung», die zur Hälfte aus Wahlfrauen und -männern besteht, die von den Parteien für diesen Einmaljob nominiert werden, ohne jede demokratische Legitimation, als Dank für ihre öffentlich bekundeten Sympathien zu der einen oder anderen Partei, darunter Sportler, Schauspieler und «Promis» aller Klassen.

Die Wahlbeteiligung lag in diesem Jahr bei 75% und damit um 3,5% höher als 2013. Dank der Alternative für Deutschland, die Nichtwähler für sich gewinnen konnte. Aber so hat es der Bundespräsident bestimmt nicht gemeint, als er «Gehet wählen!» rief.

Hält die SRG die Schweiz zusammen?

Die SRG entwickelte sich von einer staatsnahen Firma zu einer angeblich unentbehrlichen Instanz. Ohne sie würde das Land auseinanderbrechen, heisst es in der Politik. Vieles an dieser Behauptung ist Mythos, einiges aber durchaus berechtigt. *Von Kurt W. Zimmermann*

Viele Jahrzehnte lang war die Sachlage klar. Es war klar, wer primär dafür zuständig war, dass die Nation nicht auseinanderbrach.

In der Herbstsession 1963 setzte der Bundesrat im Nationalrat eine grosse Aussprache zum Thema der «geistigen Landesverteidigung» an. Am Rednerpult stand Bundesrat Hans Peter Tschudi, der sozialdemokratische Innenminister.

Tschudi sagte, was damals selbstverständlich war. Die wichtigste Klammer für den «inneren Zusammenhalt des Landes» war die Armee. Im Parlament widersprach niemand. Es war schliesslich noch keine zwanzig Jahre her, dass Deutschschweizer, Westschweizer und Tessiner im Aktivdienst gemeinsam an der Grenze gestanden waren.

Im zweiten Teil seiner Rede kam Tschudi auch auf eine weitere Instanz der geistigen Landesverteidigung zu sprechen. Auch sie, sagte er, könne «die nationale Einheit und Zusammengehörigkeit stärken». Tschudi sprach vom staatlich konzessionierten Rundfunk und seinem Beitrag zur «sittlichen Erziehung und Bildung».

Es war das erste Mal, dass die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), 1931 gegründet, die politische Weihe als Vehikel nationaler Kohäsion bekam.

«Schund und Schmutz»

Der Grund war naheliegend. Die Medien waren 1963 von «Schund und Schmutz» durchsetzt, wie Tschudi es nannte. Vier Jahre zuvor hatte Ringier den *Blick* lanciert und damit eine heftige Debatte über Qualitätsjournalismus ausgelöst. Die SRG wurde nun zum staatstragenden Gegenmodell des aus dem Ausland importierten Boulevards.

Im Vergleich zu 2017 war das alles noch harmlos. Denn heute zerfällt, sagen Kulturpessimisten, nicht nur der ganze Qualitätsjournalismus, sondern gleich die ganze Demokratie. Die Verlagshäuser sparen bei den Redaktionsbudgets den öffentlichen Diskurs zu Tode, politisch motivierte Investoren kaufen sich willfähige Blätter, das Internet quillt von Fake News über.

Wieder muss die staatstragende SRG helfen.

Die Parlamentsdebatte zur «No Billag»-Initiative vor zwei Wochen wurde vor diesem Hintergrund zu einer Weihestunde, wie man sie von pathetischer Schwülstigkeit noch selten erlebt hatte. Die «No-Billag»-Initiative will die heutigen SRG-Zwangsgebühren durch ein anderes Geschäftsmodell ersetzen.

«Die Initiative könnte auch «No Switzerland» heissen», tonte etwa SP-Nationalrat Jean Christophe Schwaab. Ohne SRG sei der «innenpolitische Frieden» in Gefahr, wusste Doris Fiala von der FDP. Und etwa zwanzig- bis dreissigmal ertönte in der Debatte die Warnung, ohne SRG sei der «nationale Zusammenhalt in Gefahr».

Hält die SRG tatsächlich das Land zusammen? Das ist zu untersuchen.

Der Zusammenhalt einer sozialen Gruppe, so weiss die Sozialpsychologie, drückt sich im sogenannten Wir-Gefühl aus. Man muss sich also fragen, ob die SRG zum Wir-Gefühl der Schweizer beiträgt. Man kann die Frage programmlich, finanziell oder politisch angehen.

Programmlich ist die Frage einfach: Stimmt es, dass SRG-Sendungen das Interesse und Verständnis für andere Sprachregionen fördern?

Nehmen wir die News-Sendung «10 vor 10». Sie erreicht in der Deutschschweiz 410 000 Zu-



Flaggschiff der Romandie: «Temps présent».

schauser, und damit einen hohen Marktanteil von 31,2 Prozent. In der Westschweiz hingegen schauen die Sendung gerade mal 5600 Zuschauer, ein Marktanteil von 1,0 Prozent. Im Tessin schauen sie 2500 Zuschauer, ein Marktanteil von 2,2 Prozent.

Kein Westschweizer und kein Tessiner schaut «10 vor 10». Das sind jeweils nur ein paar Heimweh-Deutschschweizer. Bei der «Tagesschau» sind die Zahlen genauso schlecht.

Umgekehrt betrachtet: Die Westschweizer Polit-Sendung «Temps présent» erreicht in der Romandie 190 000 Zuschauer und damit einen hohen Marktanteil von 35,5 Prozent. In der Deutschschweiz interessiert das gerade mal 6900 Zuschauer, ein Marktanteil von 0,5 Prozent. Im Tessin sind es keine 1200 Zuschauer.

In der Konzession der SRG steht der eindeutige Satz: «In ihren Programmen fördert sie

das Verständnis, den Zusammenhalt und den Austausch unter den Landesteilen.»

In der Praxis gibt es keinen programmlich geförderten Zusammenhalt. Nehmen wir drei Sendungen, welche die Kultur ihrer eigenen Sprachregion jeweils besonders gut porträtieren und damit für den «Austausch unter den Landesteilen» prädestiniert sein müssten.

Der Shaqiri- und Federer-Effekt

Das Deutschschweizer Identitätsformat «SRF bi de Lüt» ist zu Hause ein Quotenrenner. In der Westschweiz liegt der Marktanteil bei 0,9 Prozent, im Tessin bei 2,0 Prozent. «Il Quotidiano» ist die grosse Selbstdarstellung des Tessins. In der Deutschschweiz liegt der Marktanteil bei 0,0 Prozent, in der Westschweiz bei 0,1 Prozent. Eine Westschweizer Sendung, die wie «Terre et mystères» die Schönheiten der Romandie präsentiert, kommt sowohl in der Deutschschweiz wie auch im Tessin auf einen Marktanteil von 0,0 Prozent.

Die Schweiz besteht nicht aus einem landesübergreifenden Sender. Sie besteht aus drei Sendern mit drei Zielgruppen, die inhaltlich rein nichts miteinander zu tun haben. Die TV-Nutzung im Land ist streng ethnisch ausgerichtet.

Womöglich ergibt sich die Kohäsionsfunktion der SRG also eher aus einer finanziellen Betrachtung. Tatsächlich erinnert das SRG-Modell in vielem an den nationalen Finanzausgleich und seine ausgleichende Wirkung.

In den Finanzausgleich zahlen sieben ressourcenstarke Kantone ein, davon fünf aus der Deutschschweiz. Alle anderen bekommen Geld. Insgesamt werden, samt Bundesmitteln, jährlich fünf Milliarden Franken umverteilt.

In der SRG ist es ähnlich. Von den 1,2 Milliarden an Gebühreneinnahmen fallen drei Viertel in der Deutschschweiz an. Darum fliessen jährlich 220 Millionen Deutschschweizer Subventionen an den Landessender im Tessin und 120 Millionen an den Landessender der Romandie.

SRF in Zürich kommt auf ein Programmbudget von 591 Millionen, RTS in Lausanne auf 389 Millionen, RSI in Lugano auf 239 Millionen Franken. Die lateinische Schweiz verbraucht weit über die Hälfte der Mittel, obwohl sie nur dreissig Prozent der Bevölkerung abdeckt.

Die Quersubventionierung ist weder ungewöhnlich noch ein Argument für die Unver-



Nur für Deutschschweizer: «10 vor 10» mit Moderatorin Daniela Lager.

zichtbarkeit der SRG. In einem föderalistischen Staat werden dauernd Gelder hin- und hergeschoben, bei Autobahnen, für Opernhäuser, bei Spitälern.

Trotz unterschiedlicher Budgets liegen die drei Landessender bei der Quote fast gleichauf. Die drei Deutschschweizer TV-Kanäle erreichten im ersten Semester 2017 einen Marktanteil von 30,1 Prozent. Die zwei Tessiner Kanäle kamen auf 28,4 Prozent, die zwei Westschweizer Sender auf 26,2 Prozent.

Diese Publikumsresonanz relativiert die These vom nationalen Superkleber SRG. Trotz Milliardeninvestitionen nutzen nur knapp 30 Prozent das öffentliche TV-Programm und schwenken stattdessen zu Schweizer Privatsendern und ausländischen Kanälen.

Wirkliche Nationalversammlungen vor dem Bildschirm gibt es fast nur bei Sportanlässen. Die Lauberhornabfahrt, Federers Siege und Spiele des Fussball-Nationalteams kommen auf Zuschauerzahlen von bis zu einer Million.

Die SRG kann die Quoten als Erfolg ausweisen, weil sie dank Gebührenmilliarden beim Kauf der Sportrechte immer am meisten bieten kann. Ein Beleg für eine Kohäsionsfunktion ist das nicht. Das Land schaut seinen Fussballern und Tennisspielern nicht deshalb zu, weil oben links auf dem Bildschirm «SRF» steht, sondern weil Shaqiri und Federer im Einsatz sind. Das Land würde auch zuschauen, wenn oben links «3+» stünde.

Ernster zu nehmen ist der Mythos der SRG-Landesklammer hingegen beim Radio. Die jeweils drei Radioangebote der drei Sprachregionen kommen auf einen Marktanteil von weit über 50 Prozent. Das ist schon darum eine gigantische Leistung, weil der mediale Wettbewerb im Radiobereich deutlich

stärker und professioneller ist als im TV-Segment. Im Fernsehen ist die 3+-Gruppe des Unternehmers Dominik Kaiser der einzige einheimische SRG-Konkurrent von Relevanz.

Im Radio hingegen treten in jedem Einzugsgebiet mindestens zwei gutgemachte Sender gegen die SRG-Redaktionen an. Dennoch kommt Radio SRF selbst in der äusserst kompetitiven Deutschschweiz auf einen Marktanteil von rund 54 Prozent. Noch höher sind die Vertrauenswerte des Publikums. In der eben veröffentlichten MediaBrands-Studie hat Radio SRF die zweithöchste Glaubwürdigkeit aller Medienmarken im Land. Besser schneidet nur die *Neue Zürcher Zeitung* ab.

Aufstieg zum nationalen Koloss

Wenn es – quantitativ und qualitativ – ein Medienangebot gibt, das die Bevölkerung tatsächlich vereint, dann ist es das Radio SRF. Die Politiker übersehen das konsequent. Denn das Radio hat keinen Bildschirm.

Kommen wir nun, nach der programmlichen und finanziellen Betrachtung, zum politischen Aspekt. Braucht die Schweiz die SRG, damit sie sich als Schweiz fühlt?

Dazu ist erst ein Blick in die Historie hilfreich. Die SRG entstand im Februar 1931. Sie bekam eine Konzession des Post- und Eisenbahndepartements. 1932 hatte sie ein Budget von 1,5 Millionen Franken, 1940 wurde kriegsbedingt auf 5 Millionen aufgestockt, 1956 waren es erstmals mehr als 20 Millionen Franken.

Die Rolle einer nationalen Klammer musste sich die SRG nicht an. Auch bei ihrem 25-Jahr-Jubiläum im Jahr 1956 betonte SRG-Zentralpräsident Fritz Rothen, es müsse in ihrem Auftritt stets einen «Ausgleich der zentrifugalen und zentripetalen Kräfte» geben. Die SRG sah

sich als föderalistischen Programmdienstleister, aber nicht als zentralistische Instanz einer politischen Landesintegration.

Auch beim Volk hielt sich die Verehrung für die SRG in Grenzen. 1957 wurde der erste Versuch, in der Verfassung einen Radio- und TV-Artikel festzuschreiben, in einer Volksabstimmung abgelehnt. Man wollte keine Bundesmittel für das neu entstehende SRG-Fernsehen der Schweiz.

Der zweite Radio- und Fernsehartikel scheiterte 1976 in der Volksabstimmung erneut. Der Bundesrat erliess Programmrichtlinien für die SRG-Sender und führte sie damit näher an die Politik heran. Die Gegner dieser stärker institutionalisierten SRG siegten mit einem einfachen Slogan: «Weniger Staat».

Die SRG war alles andere als ein Zusammenhaltfaktor. Sie war ein Spaltpilz.

Nun muss man Zusammenhaltklammern ohnehin nicht überschätzen. In der Geschichte kommen und gehen sie. In der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre wurde die absolute Friedenspflicht enorm wichtig für die Kohäsion. Nach dem Krieg war es die neugeschaffene AHV. Dann band Frühfranzösisch zwei Landesteile zusammen. Die nachhaltigste Klammer blieb die Armee. Noch 1989 wurde die Volksinitiative «für eine Schweiz ohne Armee» mit einer Rekordstimmeteiligung abgelehnt.

Die Rolle der SRG als Zusammenhaltsvehikel ist hingegen relativ neu. Sie begann mit dem Aufstieg der SRG zum nationalen Koloss in den neunziger Jahren.

Noch Ende der achtziger Jahre bewegte sich die SRG im helvetischen Rahmen. Im Jahre 1987 machte sie einen Umsatz von 640 Millionen Franken. Sie war damals kleiner als die Ringier AG, der grösste Verlag des Landes. Ringier machte 1987 einen Umsatz von 651 Millionen Franken.

Heute setzt das reine Binnenunternehmen SRG 1,65 Milliarden Franken um. Ringier, obschon seitdem in Osteuropa stark expansiv, kommt auf 1,05 Milliarden.

Der Aufstieg zum Koloss vollzog sich unter Generaldirektor Armin Walpen, der 1995 an die Spitze gewählt wurde. Unter ihm schwoll das Unternehmen auf die heutigen sieben TV- und sieben Radiokanäle an. Walpen formulierte seine Massenstrategie in einem simplen



Tessiner Selbstdarstellung: «Il Quotidiano».

«Germanische Mythenbildung»

CVP-Präsident Gerhard Pfister über die Selbstdarstellung und die Doppelmoral der SRG.

Wer war wichtiger für die Einheit der Schweiz? Niklaus von Flüe oder Roger de Weck?

Gerhard Pfister: Na, das wird de Weck aber freuen, dass man ihn jetzt schon mit Niklaus von Flüe vergleicht. Wenn Sie wirklich eine Antwort erwarten, natürlich Niklaus von Flüe. De Weck erinnert mich eher an eine Figur aus Robert Musils «Mann ohne Eigenschaften», den abgehobenen Grossschriftsteller Paul Arnheim.

De Weck sagte stets, ohne SRG breche die Schweiz auseinander.

Ja, das ist die überhöhte Selbsteutung der SRG. Ich bin froh, dass mit Gilles Marchand nun ein echter Romand kommt, wo man diese germanisch anmutende Mythenbildung nicht mitmacht. Die SRG ist in der Westschweiz sehr viel pragmatischer und darum auch unbestritten.

Nun nehmen die pragmatischen Westschweizer noch so gern die TV-Subventionen aus Zürich.

Dass ein finanzieller Ausgleich von der Deutschschweiz in die lateinische Schweiz geschieht, ist selbstverständlich und unbestritten. Aber daraus die Unverzichtbarkeit der SRG abzuleiten, ist übertrieben. Sie hat ihre Berechtigung, aber als Dienstleister für die Steuerzahlenden und nicht durch eine so mythisierte Selbstbespiegelung, wie die SRG es macht.

Sie schrieben 2015 einen Buchbeitrag. Er hiess: «Die TV-Mär vom nationalen Zusammenhalt». Immer noch Ihre Meinung?

Ja, weil der Kohäsionsmythos der SRG das Medium mit der Message gleichsetzt. Nehmen Sie Roger Federer. Es sind seine Ausstrahlung und seine sportlichen Leistungen, die den nationalen Zusammenhalt fördern, nicht das Medium SRG, wie dieses selber glaubt. Es überträgt bloss seine Tennisspiele.

«Klammerfunktion» nennt die SRG das.

Was ich de Weck und der SRG-Spitze vorwerfe: Sie haben, anstatt wirklich Interessen auszugleichen und die Kohäsion zu fördern, die Spaltung des Landes selbst angeheizt. Während de Wecks Amtszeit hat die SRG die privaten Verlage angegrif-



«Schattenboxen»: CVP-Chef Pfister.

fen, sich in deren Marktfeldern ausgebreitet und sie sukzessive geschwächt.

Dennoch kommt die SRG-Botschaft der Landesrettung in der Politik blendend an, siehe «No-Billag»-Debatte.

Die Debatten um die SRG sind ein Schattenboxen. Viele – auch die Rechten – befassen sich viel zu wenig mit dem gigantischen Strukturwandel des Journalismus durch die Digitalisierung und was das für die Medienpolitik bedeutet. Gibt es eine SRG in zwan-

«De Weck erinnert mich eher an eine Figur aus Robert Musils «Mann ohne Eigenschaften».»

zig Jahren noch, gibt es gedruckte Tageszeitungen noch? Wir debattieren bei «No Billag» über Symptome, nicht über die Ursachen. Die Rechten arbeiten sich an ihrem Feindbild ab, die SRG-Fans lassen keinen Millimeter Kritik zu. Und draussen kämpfen die Verlage und der Journalismus sich durch den Hurrikan der Digitalisierung, der keinen Stein auf dem andern lässt.

Woher kommt diese oft kultische Hingabe an die SRG? Weil jeder Politiker im TV erscheinen will?

Die Journalisten und Moderatoren der SRG sind Sympathieträger. Sich mit dieser be-

liebten Institution anzulegen, reduziert die Wahlchancen. Politiker liegen punkto Beliebtheit sehr weit hinter den Sympathieträgern der SRG. Das wissen sie. Man hofft, dass von diesem Beliebtheitsglanz auch ein wenig auf einen selbst fällt.

Nun bricht die Schweiz ja fast täglich auseinander. Was hält das Land wirklich zusammen?

Die Schweiz ist – neben Grossbritannien – das einzige Land der Welt, das die freiheitliche und souveräne Identität über Jahrhunderte entwickelt hat. Das ist eigentlich ein historisches Wunder. In der Willensnation wird die Kohäsion dauernd neu bestätigt und neu austariert. Die SRG bildet diese Kohäsion ab, sie macht sie nicht. Sie hat etwa den gleichen Status für den Zusammenhalt wie der nationale Finanzausgleich: wichtig, aber auch immer wieder pragmatisch anzupassen.

Müssten Sie als Liberaler nicht auf noch mehr Distanz zur SRG gehen? Oder sind Sie in der Rolle des CVP-Präsidenten gefangen? Die CVP war stets SRG-treu.

In der CVP gibt's keine Denkverbote, auch für den Präsidenten nicht. Deshalb kann ich mich durchaus für eine etwas liberalere SRG einsetzen und für Medienvielfalt neben der SRG, ohne dass man mir das krummnimmt. Persönlich gibt man mir aber seitens der SRG indirekt durchaus zu verstehen, dass ich mit Konsequenzen rechnen muss für meine Kritik. Das geschieht subtil, natürlich nicht offen, aber es geschieht. So wurde mir von SRG-Vertretern, nicht von SRG-Journalisten, auch schon gesagt: «Sie schaden Ihren Ambitionen nur, wenn Sie die SRG kritisieren.»

Zusammenfassende Schlussfrage: Ist die SRG ein Unternehmen oder eine Staatsinstitution?

Die SRG klärt diese Frage genauso wenig wie die Politik. Sie nimmt sich einfach das Beste aus beiden Welten: Geht es um die Löhne der Topkader und die Werbeeinnahmen, argumentiert man unternehmerisch mit Begriffen wie «Wettbewerb» oder «Marktanteilen» und nutzt den üblichen Managerjargon. Geht es um die Ausweitung des Angebots und den Konflikt mit den privaten Verlagen, argumentiert man getragen-staatspolitisch mit Begrifflichkeiten wie «Service public» oder «Zusammenhalt der Sprachregionen». Diese doppelte Moral halte ich nicht für redlich.

Interview: Kurt W. Zimmermann

Bonmot: Das Gegenteil von Service public sei «Service sans public».

Das ungebremsste Wachstum der SRG brauchte nun einen ideologischen Überbau. Es brauchte eine überhöhte und quasireligiöse Begründung für die Expansion. Es begann die Selbstverklärung der SRG als nationale Rettungsflugwacht.

Walpen startete 1998 darum das Projekt «idée suisse». Der bisherige Aussenaustritt wurde radikal auf den Kopf gestellt. Aus einer staatsnahen Firma wurde eine Landesinstanz. Das Unternehmen hiess nun offiziell «SRG SSR idée suisse». Schweiz, Schweiz, Schweiz hiess die Losung, und ohne SRG keine Schweiz. Die «idée suisse» wurde pünktlich zum 150-jährigen Bestehen des Bundesstaates umgesetzt.

Politiker sprangen nun reihenweise auf die Ideologie einer Schweiz-Errettung durch den Schraubstock SRG auf. Vor allem Politiker zur Linken übernahmen die Argumentation, aber nicht nur.

Nach der EWR-Abstimmung

Man konnte es verstehen. Die EWR-Abstimmung hatte die Schweiz in zwei Lager gespalten. Es war die Zeit von «La Suisse n'existe pas». Die SRG bot sich als Versöhnungsprojekt geradezu an.

Das ist bis heute so geblieben, wie sich an der «No Billag»-Debatte im Parlament gezeigt hat. Die SRG ist eines der wenigen Projekte der Schweizer Politik, das im Kern und parteiübergreifend unbestritten ist. Man mag sie, jeder darf sie ein bisschen kritisieren, aber am Schluss gehört sie dann doch zur landeseigenen DNA. Fundamentalopposition gegen die nationale Medieninstitution gibt es nur in der SVP – und auch dort nur im radikalen Flügel.

Insofern leistet die SRG durchaus ihren Beitrag zum Zusammenhalt. Sie hält allerdings weniger das Land zusammen. Sie hält die Politik und die Parteien dieses Landes zusammen.

Die letzte Eskalationsstufe erreichte die Mystifizierung der SRG unter Roger de Weck, der diese Woche seinen letzten Arbeitstag hatte. De Weck war der erste Generaldirektor, der nicht aus der Politik oder der Verwaltung kam. Anders als sein Vorgänger betrieb er die Überhöhung der SRG nicht aus strategischem Kalkül, sondern aus voller kultureller Überzeugung.

Wenn de Weck sagte, ohne öffentliches Radio und Fernsehen drohe die Schweiz auseinanderzubrechen, dann meinte er das wirklich so. Wenn er ohne SRG die Demokratie gefährdet sah, meinte er das wirklich so.

Das Volk hingegen blieb skeptisch. Die neuste Abstimmung zum Radio- und TV-Gesetz gewannen de Weck, die SGR und die grosse Mehrheit der Parteien 2015 nur mit ein paar tausend Stimmen Unterschied. Eine echte Klammer der Nation wird an der Urne nicht derart abgestraft.

Es war die alte Ambivalenz, die sich in der ganzen Mediengeschichte zeigte. Man mag zwar die SRG, aber man bleibt angesichts ihrer Grösse und Marktmacht reserviert.

Zur Verankerung der SRG-Programme im Volk gibt es einige Studien und Umfragen. Die neuste und eine der besten Umfragen stammt vom März dieses Jahres und wurde vom Bundesamt für Kommunikation in Auftrag gegeben.

Auf einer Skala zwischen 1 und 5 erreichen die SRG-Radios bei der Zufriedenheit des Publikums einen Wert von 4,0. Das ist hoch. Die SRG-Fernsehsender kommen auf einen Wert von 3,8. Das mag als geringe Differenz er-



Aus voller Überzeugung: SRG-Chef de Weck.

scheinen, ist aber in Wahrheit ein respektable Unterschied. Denn die TV-Kanäle der SRG sind bei der Gesamtzufriedenheit nicht besser als all die Lokalradios im Land.

Bei Unterkriterien wie Glaubwürdigkeit, Ausgewogenheit, Informationsgehalt und Professionalität hingegen schneiden die öffentlichen TV- und Radiosender deutlich besser ab als ihre private Konkurrenz.

Es bestätigt sich der frühere Befund. Wenn es ein Medienangebot im Lande gibt, das sowohl sehr hohe Nutzerzahlen wie sehr hohe Glaubwürdigkeit vorzeigen kann, dann ist dies das Schweizer Radio. Hier ist tatsächlich ein bemerkenswerter Kohäsionsfaktor vorhanden, weil eine Mehrheit der Schweizer dem gleichen Informationskanal vertraut.

Hält die SRG also die Schweiz zusammen? Man muss differenzieren.

Kohäsionsfaktor TV-Programm: wird als übergreifendes Bindungselement stark überschätzt.

Kohäsionsfaktor Radioprogramm: tatsächlich ein wichtiger Faktor des landesweiten Zusammenhalts.

Kohäsionsfaktor SRG als nationale Institution: wurde in der Geschichte und wird in der Gegenwart überinterpretiert.

Kohäsionsfaktor SRG bei der politischen Integration: wichtig in den Parteien, weniger wichtig im Volk.

Fazit: Die Schweiz hat, von 1291 bis 1931, genau 640 Jahre lang ohne die SRG überlebt. Sie dürfte die nächsten 640 Jahre auch trotz der SRG überleben.



Beitrag zur «sittlichen Erziehung und Bildung»: SP-Innenminister Hans Peter Tschudi, um 1960.

Mehr zum Thema: Seite 35

Altersreform – wie weiter?

Das Nein zur «Altersvorsorge 2020» gibt den Politikern die Chance, den Bürgern ehrlicher zu begegnen als bisher. Wie kann man sie nutzen?

Von Beat Gygi

Nachdem das Volk die von Bundesrat Berset verfochtene Vorlage zur «Altersvorsorge 2020» (AV 2020) abgelehnt hat, stellt sich die Frage, wie es weitergehen soll. Der von Parlament und Bundesrat während langer Jahre vorbereitete und nun bachab geschickte Vorschlag hätte keine Stabilisierung des Systems gebracht. Was kann man diesmal anders machen?

1. Mehr Ehrlichkeit — Ein Umbau der Altersvorsorge, der die finanzielle Stabilität verbessern soll, gelingt eher, wenn man die Verhältnisse klarer darstellt als die Befürworter der gescheiterten AV 2020. So darf mit Blick auf die AHV nicht unterschlagen werden, dass die starke Zuwanderung aus dem Ausland das System langfristig belastet. In Berts Abstimpropaganda wurde die Zuwanderung als positiver Einfluss dargestellt, da die Einwanderer zunächst als Einzahler im Land sind und die AHV-Kasse kurzfristig davon profitiert. Wenn die wachsende Gruppe der Neuversicherten aber ins Rentenalter kommt, werden die Rentenauszahlungen fällig. Diese Ansprüche sind so gross, dass sie laut Berechnungen von UBS- und Hochschul-Ökonomen aus heutiger Sicht einer Verschuldung der AHV von gut 170 Prozent des Bruttoinlandproduktes entsprechen, also weit über 1000 Milliarden Franken schwer sind.

Wer eine echte Reform der zweiten Säule anstrebt, muss darlegen, welcher Umwandlungssatz dazu führen würde, dass das angesparte Kapital für die Renten der durchschnittlich erwarteten Lebensjahre ab Pensionierung reicht. Heute ist das Kapital im obligatorischen Teil nach rund vierzehn Jahren aufgebraucht, die Lebenserwartung von Männern ab Pensionierung beträgt aber gegen zwanzig Jahre, die von Frauen 23 Jahre. In der beruflichen Vorsorge werden zudem die Bilanzen zu schön dargestellt, weil die rechnerischen Zinssätze künftige Erträge zu optimistisch einschätzen. Würde mit wirtschaftlich korrekten Zinssätzen gerechnet, wären die Deckungsgrade der Pensionskassen deutlich niedriger als heute ausgewiesen. So wird im Grunde noch mehr Kapital von jungen Einzählern auf Rentner umverteilt, als man meint.

2. Mehr Ökonomie — Die Altersvorsorge ist ursprünglich als Versicherung eingerichtet worden: Man zahlt im aktiven Leben Geld in eine Einrichtung ein und erhält im Ruhestand die Rente daraus. In der AHV werden die Beitragszahlungen der Erwerbstätigen im Prinzip im gleichen Jahr direkt an die Rentner ausbe-



Weniger Ökonomie: SP-Bundesrat Berset auf Stimmenfang im freiburgischen Ueberstorf, 13. September.

zahlt. In der beruflichen Vorsorge sparen die Leute während ihres Erwerbslebens ihr eigenes Kapital an, das sie in der Rentnerzeit wieder ausbezahlt erhalten. Das Versicherungsmodell bedeutet, dass Ein- und Auszahlungen einander einigermaßen entsprechen sollten. Dieses Prinzip wurde durch die Politik immer stärker beschädigt. Die AHV ist zunehmend auf Finanzzuflüsse aus der Bundeskasse angewiesen, die AV 2020 hätte ja eine weitere Mehrwertsteuer-Spritze mit sich gebracht. In der zweiten Säule wird der überhöhte Rentenabfluss aus dem vorrätigen Geld der Jüngeren bezahlt, persönliche Eigentumsrechte werden massiv verletzt.

Rentner denken an ihre Nachkommen

Wenn die Altersvorsorge tatsächlich saniert werden soll, müssen die Einzahlungen der Versicherten wieder besser mit den Auszahlungen an die Rentner in Einklang gebracht und Eigentumsrechte geachtet werden. Im Departement Berset wird das Versicherungsprinzip, das auf die Eigenverantwortung der Versicherten aufbaut, schrittweise demonitiert. Das gilt vor allem auch für die Krankenversicherung, bei der Berset die Krankenkassen in der Prämiengestaltung immer mehr einengt und direkt in betriebswirtschaftliche Entscheide eingreift. Versicherungen, die ursprünglich privat auf Gegenseitigkeit als Selbsthilfeorganisationen aufgebaut wurden,

werden von Berts Ämtern zu staatlichen Steuerungssystemen umfunktioniert.

3. Die junge Generation ernst nehmen — Hauptthemen der AV 2020 waren die Bewahrung der Rentenhöhe, das 70-Franken-AHV-Zückerchen – das in Berts ursprünglichem Vorschlag nicht enthalten war – und die Erhöhung des Frauen-Rentenalters auf 65 Jahre. Die Belastung der jungen Generationen durch höhere Beiträge und durch die geplante Erhöhung der Mehrwertsteuer blieb im Hintergrund. Der Abstimmungskampf wurde also praktisch aus Sicht der Empfängerseite beider Säulen geführt, und dies erst noch mit der fixen Vorgabe, dass das Rentenniveau nicht sinken dürfe. Anders ausgedrückt: Die Rentnergenerationen machen bei der Sanierung der Altersvorsorge nicht mit, ihre zunehmende Lebenszeit im Alter soll vollständig bezahlte Freizeit sein. Für eine echte Reform der Altersvorsorge wird es jedoch unumgänglich sein, dass Jung und Alt miteinander über eine Verteilung der Lasten sprechen und dass beide Seiten diese tragen helfen. Für die Älteren bedeutet das vor allem, dass eine Verlängerung der Lebensarbeitszeit in den Vordergrund rückt.

4. Die Bürger ernst nehmen — Die Urheber der AV 2020 waren darauf bedacht, der grossen Wählergruppe der über Fünfzigjährigen auf Kosten der Jungen Vorteile zuzuschancen, um deren Zustimmung zur Vorlage zu gewinnen.

Politiker, die solche taktischen Umverteilungen verfechten, gehen vom Bild des kurzfristig orientierten raffgierigen Stimmbürgers aus, der mit Zuwendungen des Sozialstaates zu kaufen ist. Eine Reform der Altersvorsorge im Sinne einer Stabilisierung ist dagegen eher erreichbar, wenn die Diskussion auch die langfristigen Argumente umfasst. Verantwortungsbewusste Rentner denken auch an ihre Nachkommen und daran, dass sie in der Gesellschaft nicht als Profitjäger abgestempelt sein wollen. Ökonomen haben die Erfahrung gemacht, dass normale Leute viel Verständnis dafür haben, dass alle Generationen zum Sanieren beitragen sollen, wenn man die Verhältnisse offen darlegt.

5. Politiker binden — Politiker machen sich bei ihrer eigenen Klientele nicht gerne unbeliebt. Wie kann man sie dazu bringen, den ökonomisch und gesellschaftlich vernünftigen Vorschlag zur Erhöhung der Lebensarbeitszeit zu vertreten? Christoph Schaltegger, Ökonomeprofessor in Luzern, und sein Kollege Lars Feld von der Universität Freiburg i.Br. haben für die AHV eine Schuldenbremse vorgeschlagen, bei der automatisch das Rentenalter einen Tick nach oben geschoben wird, wenn der AHV-Fonds allzu leer wird. Wankelmütige Politiker können dann ähnlich vorgehen, wie wenn man einen Wecker stellt: Am Abend beim Einstellen merkt man wenig vom unangenehmen Entscheid, der am nächsten Morgen aktiviert wird – und zu diesem Zeitpunkt ist man dann nicht mehr der böse Rentenalter-Erhöher.

Kurz: Eine Erhöhung des Rentenalters ist nicht tabu, wie die Linke es behauptet, wenn die Zusammenhänge ehrlicher dargestellt werden. Wenn der wirkliche Reformbedarf sichtbar wird, ist von den Bürgern auch eine höhere Bereitschaft zum Mithelfen bei der Reparatur zu erwarten. ○

Kultur

Schweizer Subventions-Karussell

Der Bund fördert Institutionen der Filmbranche, damit diese wiederum andere Einrichtungen finanziell unterstützen.

Besonders freigiebig verteilte bisher die Eidgenossenschaft Millionen an Subventionen – zum Beispiel an die Film- und Tonbranche. Unter dem Stichwort «Museen, Sammlungen, Netzwerke Dritter» verteilt der Bund zum Beispiel knapp 11 Millionen Franken. Davon flossen zirka 3,2 Millionen Franken in die Kasse eines Vereins mit dem Namen Memoriav an der Bümplizstrasse in Bern-Bümpliz.

Der Verein hat nach eigenen Angaben eine Mission, «die Erhaltung, die Valorisierung und die breite Nutzung des audiovisuellen Kulturgutes der Schweiz». Anders gesagt: Die vom Bund finanzierte Institution setzt sich unter anderem dafür ein, dass Fotografie, Tondokumente, Filme und Videos wie archäologische Trouvaillen behandelt werden und der Nachwelt erhalten bleiben. Zum Beispiel Filme wie «Das Menschlein Matthias» von

– das Schweizer Filmarchiv. Diese Einrichtung wird bereits via Ausgabenposten «Schweizerisches Filmarchiv» kräftig subventioniert.

Ein anderes Beispiel ist die Schweizer Filmförderung: Dafür gibt die Eidgenossenschaft pro Jahr etwa 32 Millionen Franken aus. Über diesen Posten werden auch Filmpreise finanziert. Das Problem ist: Unter der Rubrik «Preise, Auszeichnungen und Ankäufe» gibt der



«Beiträge überprüfen»: Bundesrat Maurer.



Mehrfach alimentiert: Lausanner Cinémathèque.

Edmund Heuberger aus dem Jahr 1941, der am Zurich Film Festival im letzten Herbst gezeigt wurde. Oder wie «Bäckerei Zürrier» (1957) von Kurt Früh.

Finanzminister Maurer reagiert

Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn der Finanzverwaltung von Bundesrat Ueli Maurer beim Durchforsten der Bundessubventionen nicht aufgefallen wäre, dass der Bund diesen Verein erstens zu über 70 Prozent finanziert, was als aussergewöhnlich gilt.

Zweitens sollte dieses Geld eigentlich in die Bewahrung des audiovisuellen Kulturgutes fliessen. Maurers Kontrolleure haben aber herausgefunden, dass Memoriav andere Organisationen unterstützt, die bereits vom Bund direkt subventioniert werden. Gemäss Maurers Bagatellsubventionsbericht, welcher derzeit in den Bundesämtern zirkuliert, unterstützte der Verein Memoriav zum Beispiel mit 400 000 Franken die Lausanner Cinémathèque

Bund bereits über 3 Millionen Franken für nicht weniger als 115 Filmpreise aus. Kein Wunder, verschlingt der administrative Aufwand für die Verteilung der vielen Auszeichnungen 15 Prozent des Budgets – das ist fast schon ein Rekordaufwand für das Ausbezahlen einer Bagatellsubvention in dieser Höhe.

Die Stiftung Weiterbildung Film und Audiovision (Focal) bietet Weiterbildungen an für Drehbuchschreiben und Projektentwicklung, Produktion, Regie, Schauspielführung, Technik, Bild, Ton und Beleuchtung und so weiter. Gegen 70 Prozent des Budgets bestreitet der Bund in Form von Subventionen. Mit anderen Worten: Ohne die Bundesgelder gäbe es Focal nicht mehr. Ausserdem: Die Stiftung wird bereits über andere bundesbernerische Kanäle alimentiert.

Finanzminister Ueli Maurer sieht in allen Fällen Handlungsbedarf. Zu Memoriav steht in seinem noch vertraulichen Subventionsbericht: «Der Bundesbeitrag ist zu kürzen. Memoriav selber wird angehalten, seine Beiträge zu überprüfen.» Und weiter: Es dürften keine Beiträge mehr an die vom Bund unterstützten Organisationen gezahlt werden. Kürzungen sind auch bei der Filmförderung angesagt. Die Zahl der heute verliehenen Preise müsse reduziert werden, heisst es im Bericht. Von der Stiftung Focal soll der Bund verlangen, dass diese ihren Selbstfinanzierungsgrad markant erhöht. *Hubert Mooser*

WUSSTEN SIE, DASS ...



...Schweizer Nebenwerte von der Wirtschaftsbelebung in der Eurozone übermässig profitieren?

Reichmuth Pilatus – Der Schweizer Nebenwerte Fonds

Marcel Schnyder
Chief Executive Officer

REICHMUTH & CO
INVESTMENT MANAGEMENT

RÜTLIGASSE 1 CH-6000 LUZERN 7 +41 41 249 49 99
www.reichmuthco.ch

«Die Tessiner haben eine soziale Seele»

Der Tessiner Lega-Staatsrat Norman Gobbi hat 35 Kilogramm abgenommen. Dies habe er mit Willenskraft und Disziplin erreicht. Auf ein Glas Wein verzichte er nicht. Er sagt, was das Tessin vom neuen Bundesrat Ignazio Cassis erwartet und was die Schweiz von Italien unterscheidet. *Von Philipp Gut*

Herr Gobbi, Sie haben 35 Kilogramm abgenommen. Wie haben Sie das geschafft?

Mit Willenskraft und Disziplin. Und in der Politik diszipliniert zu sein, ist nicht so einfach.

Sie denken an die vielen Apéros und an die Weissweinfraktion im Bundeshaus?

Das Glas Wein habe ich beibehalten, ich verzichte auf das Gebäck, das Bier und die schweren Alkoholika. Ich unterwerfe mich einem strengen Diätregime. Entscheidend war ein Arztbesuch Anfang dieses Jahres. Der Arzt wollte mir Pillen gegen den Bluthochdruck verschreiben. Dagegen sträubte ich mich, lieber wollte ich abnehmen.

Wie fühlt sich der neue Körper an?

Es ist einfacher beim Wandern und Treppensteigen, das habe ich sofort gespürt. Negativ ist: Ich musste die Garderobe erneuern, das geht ins Geld.

Beeinflusst das Körpergewicht Geist und Charakter eines Menschen?

Mein Charakter hat sich nicht gross geändert. Meine Körperfülle war aber immer ein Markenzeichen von mir, ich musste also ins Marketing investieren und den Leuten sagen, dass ich immer noch der Norman bin.

Es soll Leute geben, die Sie gar nicht mehr erkannt haben.

So ist es.

Werden Sie jetzt anders wahrgenommen?

Man kann mich wegen meines Gewichts zumindest nicht mehr attackieren, wie es die Linksextremen gern getan haben.

Gibt es so etwas wie ein Idealgewicht für einen Politiker?

Ich habe mich bis Ende vergangenes Jahr wohl gefühlt und mich dann entschieden, eine Kehrtwende zu machen.

Mit Ignazio Cassis hat das Tessin endlich wieder einen Bundesrat. Wie wurde die Wahl von Ihren Tessiner Landsleuten aufgenommen?

Ich war in diesem Moment nicht im Tessin, ich war in Bern.

Aber Sie kennen die Befindlichkeit der Tessiner Volksseele.

Die Wahl von Ignazio Cassis wurde mit Genugtuung zur Kenntnis genommen, aber sicher nicht von allen. Das liegt in der Natur der Sache: Das Tessin ist fast immer gespalten. Einhelligkeit ist nicht unser Ding.

Wer sieht Cassis kritisch? Ihre eigene Partei, die Lega dei Ticinesi?



«Einhelligkeit ist nicht unser Ding»: Tessiner-SVP-Staatsrat Norman Gobbi.

Wenn wir seine Wahlresultate in der Vergangenheit anschauen, dann war da nie Hochglanz. Die Unterstützung der SVP für Ignazio Cassis ist kein Blankoscheck. Sie wird genau beobachten, was er als Aussenminister entscheidet.

Was erwarten Sie von Cassis?

Wir müssen im Tessin – und das gilt auch für die anderen Grenzregionen – mit unterschiedlichen Wirtschaftssystemen entlang der Grenze leben. Für unsere spezifischen Probleme erhoffen wir uns von Bundesrat Cassis Gehör. Zur Schweiz gehören verschiedene Sprachregionen und Minderheiten. Ihr Einbezug ist wichtig, das war auch eines meiner Themen, als ich vor zwei Jahren selbst für den Bundesrat kandidierte.

Trauern Sie dieser verpassten Chance nach?

Nein, das bringt nichts. Ich sage immer: Man muss zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. Ich war nicht zur richtigen Zeit dort, Herr Cassis war es.

Haben Sie ihm durch Ihre Kandidatur den Weg geebnet?

Es wäre noch unverständlicher gewesen, jetzt nicht den Tessiner zu wählen. Der Durchbruch erfolgte 2015 mit drei Welschen. Jetzt war es einfacher, dass ein Tessiner nachrückte. **Die Solidarität unter den Lateinern spielte in diesem Fall allerdings gar nicht.**

Die lateinische Schweiz lebt nur, wenn die Interessen der Romands zum Zug kommen. Als Tessiner treffen wir meist auf mehr Verständnis bei Deutsch- als bei Westschweizern. Unsere innen- und aussenpolitische Haltung seit der EWR-Abstimmung 1992 ist ein Hemmnis für engere Beziehungen zur Westschweiz. **Ist die Idee einer lateinischen Schweiz ein Konstrukt?**

Mit den Romands verbindet uns eine gewisse kulturelle Nähe, aber geografisch sind wir Tessiner Teil der Gotthardachse. Diese geografische Nähe wird immer wichtiger. Wir arbeiten mit den Innerschweizern zusammen, zum Beispiel in Polizei- und Sicherheitsfragen oder auch in der Asylfrage.

Wo sehen Sie die drängendsten Probleme Ihres Kantons?

Nehmen Sie die Löhne: Ein junger Schweizer Ingenieur von der ETH Zürich hat eine erste Lohnerwartung von 6000 bis vielleicht 7000 Franken monatlich. Ein Italiener, der das Polytechnikum Mailand abschliesst – es ist von der Qualität her nicht so schlecht, es zählt zu den besten zehn Universitäten in Europa –, erwartet einen Anfangslohn von 1200 Euro. Wenn er im Tessin eine Arbeit für 2000 Franken kriegt, ist er mehr als zufrieden. Für uns ist das untragbar. Weiter erleben wir eine Verschlechterung unserer beruflichen Kultur. Wir verlieren an Know-how. Auch wenn die Ausbildungsqualität in Italien vergleichbar ist mit der unseren – die Ausführung, die Umsetzung, die Regeln in der Schweiz und in Italien sind nicht dieselben. Am Schluss bleiben die Tessiner nördlich des Gotthards, und die Italiener ziehen zu uns. Dass diese Entwicklung nicht gut ist, liegt auf der Hand.

Ist Cassis der Richtige, um die Probleme des Tessins im Bundesrat zu lösen?

Er ist Teil der Landesregierung und muss als Teil dieser Regierung agieren. Sicher hoffen wir auf mehr Gehör. Aber es ist immer noch die Aufgabe der Tessiner Kantonsregierung, unserem Kanton Gehör zu verschaffen. Und zwar bei allen Bundesräten, nicht nur bei unserem Tessiner Landsmann. Es wäre eine Verminderung seiner Rolle, wenn Ignazio Cassis nur für die Tessiner da wäre.

Die Tessiner Behörden haben gegenüber Italien im Steuerstreit verschiedentlich Mittel ergriffen, die rechtlich umstritten waren und in Bern auf Kritik stiessen. So wurde ein Strafregisterauszug für Grenzgänger verlangt, und ein Teil der bei den Grenzgängern erhobenen Steuern wurde vorübergehend blockiert. Funktioniert diese Widerstandsmethode? Wie muss man mit Italien umgehen, um Erfolg zu haben?

Für mich ist das die einzige Methode, um bei den Italienern etwas zu bewirken. Wenn wir immer «ja, ja» sagen und uns darauf einlassen, die Dinge später zu regeln, erreichen wir nichts. Das Später-Regeln «vergessen» die Italiener gerne. Das haben wir etwa bei der Freizügigkeit der Finanzdienstleister gesehen, die man in einer späteren Phase regeln wollte. Doch dann haben die Italiener eine Gesetzgebung gemacht, die diese Freizügigkeit nur für Firmen erlaubt, die einen Sitz in Italien haben – unter italienischen Regeln notabene. Das ist keine grenzüberschreitende Dienstleistung mehr. *Punto*. Das zeigt, wie die Italiener agieren: Es geht immer nur um den Schutz von eigenen Interessen. Das müssen wir als Schweizer nicht nur zur Kenntnis nehmen, wir müssen darauf konsequent reagieren.

Sind die Deutschschweizer in den Verhandlungen mit Italien zu naiv, zu korrekt?

Das ist meine Überzeugung. Ignazio Cassis hat es auch gesagt: Wenn die Schweizer Behörden mit den italienischen Behörden auf Englisch diskutieren, dann verlieren sie schon einen Teil der Informationen und der Spitzfindigkeiten, die auf der italienischen Sprache basieren. Wir müssen hart, aber fair mit den Italienern verhandeln: fair in der Form, hart in den Inhalten. Sonst gewinnen wir nichts. Ich bleibe bei meinen Positionen: Der Strafregisterauszug wird weiter gefordert, nicht nur für die Grenzgänger, auch vor allem für diejenigen, die bei uns wohnen möchten. Diese Haltung wurde von den Betroffenen fast nie in Frage gestellt, nur von den italienischen Behörden. Das beweist: Es ist mehr eine Grundsatzfrage für die Italiener, operativ ist es überhaupt kein Problem.

Das Tessin gilt als Hochburg von Clans, die teils über Generationen dominieren. Wie wichtig sind sie noch?

Heute ist das nicht mehr so wichtig, die Gesellschaft ist offener geworden. Es gab einflussreiche Gruppierungen, die teilweise auch hin-

«Wir dürfen nie vergessen, dass wir für die Bürger da sind und nicht die Bürger für uns.»

ter den Kulissen das Geschehen beeinflussten. Mit dem Aufstieg der Lega ist dieses Spiel ein bisschen gestört worden. Viele haben darunter gelitten: Sie haben nie Verantwortung übernommen, aber Politik «von hinten» betrieben.

Aus der Protestbewegung der Lega ist eine Partei mit Regierungsverantwortung geworden. Wo führt ihr Weg noch hin?

Wir müssen unseren Weg weitergehen, das heisst kritisch bleiben, auch gegenüber meiner Tätigkeit oder der Tätigkeit meiner Kollegen in der Regierung. Wir sind die einzige politische Kraft im Tessin, die das Referendum ergriffen hat gegen eine Vorlage eines eigenen Staatsrats, nämlich bei der Abfallsteuer. Das Beispiel zeigt, wie wichtig die direkte Demokratie für uns ist. Oder nehmen Sie das Ja zum Staatskundeunterricht am letzten Wochenende: Die Lega und die SVP waren die einzigen Parteien, die sich von Anfang an dafür eingesetzt haben. Wir spüren besser, was die Bevölkerung will.

Was unterscheidet einen Tessiner von einem Deutschschweizer?

Es gibt Differenzen. Wir haben es bei der Abstimmung über die Rentenreform gesehen: Die Tessiner haben eine soziale Seele. Wir sind zwar katholisch, haben eine südländische Kultur, aber gegenüber den Behörden sind auch wir kritisch. Zudem sind die Tessiner treu. Es ist nicht zuletzt den Stimmen aus dem Tessin zu verdanken, dass die Schweiz vor 25 Jahren nicht dem EWR beitrug. Seitdem haben wir uns in der politischen Hal-

tung ein bisschen von den Romands entfernt und mehr den Deutschschweizern angenähert, vor allem bei der Migration und in ausserpolitischen Angelegenheiten.

Inwiefern unterscheidet sich die Tessiner Mentalität von der italienischen?

Zum Glück haben wir noch eine schweizerische Tradition bei uns. Ich denke vor allem an den Umgang mit den Institutionen und die Korrektheit. Wir dürfen nie vergessen, dass wir für die Bürger da sind und nicht die Bürger für uns. In Italien ist es umgekehrt: Der Staat sieht in den Bürgern Diebe und Betrüger, und wenn diese negative Haltung besteht, ist auch die Gegenreaktion der Bürger verständlich: die Untreue gegenüber dem Staat.

Was regt Sie an den Deutschschweizern auf?

In den 1970er und 1980er Jahren befürchteten viele Tessiner eine Verdeutschschweizerung des Tessins. Doch das sind *tempi passati*. Das Zusammenleben zwischen Tessinern und *confederati* funktioniert seit Jahren sehr gut. Problematischer ist oft die Koexistenz unter den Deutschschweizern selber, wenn ich auf die vielen Beschwerden für Bauvorhaben schaue, die Deutschschweizer im Tessin gegen Deutschschweizer einreichen.

Letzte Frage: Fast noch wichtiger als die politischen Gräben scheinen im Tessin die sportlichen zwischen den Eishockeyvereinen Ambri-Piotta und HC Lugano.

Das ist so. Das geht viel tiefer als die Politik. Ein paar Monate, bevor ich Kantonsratspräsident wurde, trat ich in den Vorstand von Ambri-Piotta ein. Mich fragte nie jemand, wie es im Grossen Rat läuft, alle wollten wissen, wie es mit unserem Ambri steht. Das zeigt uns Politikern, wo die Leidenschaften der Bevölkerung liegen. Es relativiert unsere Rolle und ist gut für unsere geistige Gesundheit. Wir dürfen uns nicht zu ernst nehmen. ○

VALUES WORTH SHARING

«Wir arbeiten gerne mit den Besten. Darum haben wir schon 1643 unseren ersten Rubens gekauft.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein,
LGT Chairman seit 1990



lgt.ch/values

Hinter dem Mond

Bürokratisch, teuer, nutzlos: Die Stellenmeldepflicht wird von der Wirtschaft mehrheitlich kritisch beurteilt. Dabei könnten die Arbeitsämter wertvolle Partner bei der Mitarbeitersuche sein. Noch mangelt es den Behörden an der Bereitschaft, neuste Technologien einzusetzen. Von Alex Reichmuth

Von «realitätsfremden Bedingungen» sprachen die Verbände Gastrosuisse, Hotellerie-suisse und der Schweizer Baumeisterverband in einer gemeinsamen Stellungnahme im August. In der Wirtschaft stösst es auf scharfe Kritik, wie der Bundesrat die Stellenmeldepflicht ausgestalten will. Diese soll schon ab Anfang nächsten Jahres für rund ein Drittel der Neubesetzungen in der Schweiz gelten.

Im Dezember hat das Parlament entschieden: Statt des Inländervorrangs, den das Volk beschlossen hat, wird ein Arbeitslosen-Vorrang eingeführt. Unternehmen müssen offene Stellen der staatlichen Arbeitsvermittlung melden und arbeitslose Bewerber zu Gesprächen empfangen. Erst danach dürfen sie selber nach geeigneten Kandidaten suchen. Im Juni hat der Bundesrat die Stellenmeldepflicht für alle Berufsgruppen mit mindestens fünf Prozent Arbeitslosigkeit beschlossen. Die Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) sind damit künftig bei über 200 000 Stellenausschreibungen involviert – also in fast sechsmal mehr Fällen, als es heute im Rahmen der freiwilligen Zusammenarbeit sind. Das zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) will, dass die Kantone 270 neue Stellen schaffen, damit die RAV die Arbeitsflut bewältigen können.

Jobs für «Zementierer»

Die Wirtschaft stellt einerseits die Kriterien in Frage, nach denen der Bund entscheidet, für welche Berufsgruppen die Stellenmeldepflicht gilt. Denn Kategorien wie «Maurer», «Zimmerleute» oder «Küchenpersonal», wie sie Bern vorsieht, fassen ungelernete Arbeitskräfte und Fachleute zusammen. Von Ersteren sind aber meist genügend vorhanden, während der Markt für ausgebildetes Personal oft ausgetrocknet ist. Zudem verwendet der Bund veraltete Berufsbezeichnungen wie «Maschinenzeichner» oder «Zementierer». Dieses Vorgehen lässt unsinnige Entscheide erwarten, was die Stellenmeldepflicht angeht.

Sorgen macht der Wirtschaft aber vor allem, dass die Arbeitsvermittlungszentren heute mit geradezu steinzeitlichen IT-Systemen operieren. Ihre Vorschläge, die die RAV Unternehmen mit offenen Stellen zukommen lassen, sind darum oft untauglich. Viele der übermittelten Bewerber verfügen gar nicht über die grundlegenden Qualifikationen, die in den Stellenprofilen gefragt sind. Wenn nun die Mitwirkung der RAV massiv ausgedehnt wird, droht für Arbeitgeber und Arbeitssuchen-



Leerlauf: Regionales Arbeitsvermittlungszentrum (RAV).

de ein belastender Leerlauf. «Eine technologische Aufrüstung bei der Arbeitsvermittlung ist zwingend», stellt Daniella Lützel Schwab vom Schweizerischen Arbeitgeberverband klar. Sollten Unternehmer von den RAV künftig lange Listen von «Bewerbern» zugestellt bekommen, die sie von Hand durchforschen müssen, sei das nicht hinzunehmen.

Auch viele Kantone sehen eine Überforderung der Arbeitsvermittlungszentren kom-

«Man muss nur den richtigen Motor an das vorhandene System anschliessen.»

men. Die IT-Systeme der RAV seien bei der absehbar grossen Menge an Dossiers «ineffektiv», mahnte Bruno Sauter, Chef des Amtes für Wirtschaft und Arbeit, Zürich, in der *Sonntagszeitung*. Es werde schwierig, die Stellenmeldepflicht fristgerecht umzusetzen, sagte der Basler Volkswirtschaftsdirektor Christoph Brutschin (SP). Peter Kuratli, Leiter des St. Gal-

ler Wirtschaftsamts, warnte im *St. Galler Tagblatt* davor, aus der Stellenmeldepflicht drohe ein «Bürokratiemonster» zu werden, das der Reputation der RAV schade.

Erfolg mit digitalem «Matching»

In einigen Branchen ist man überzeugt, dass bei der staatlichen Arbeitsvermittlung grundsätzlich keine geeigneten qualifizierten Bewerber zu finden sind. Darum könne von dieser Seite keine Hilfe bei der Suche nach Personal kommen. Anderer Meinung ist Tino Senoner, Mitgründer der Schweizerischen Stiftung für Arbeit und Weiterbildung (SSAW): «Die RAV hätten schon Fachkräfte. Nur kann man sie mit dem System, das sie verwenden, kaum finden.» Bessere Lösungen, um Stellenbeschreibungen und Bewerbungen miteinander abzugleichen, seien aber vorhanden. «In der Schweiz gibt es Technologien, die international als führend gelten», so Senoner. Er meint auch das System, mit dem seine Stiftung arbeitet.

Die SSAW startete 2015 mit dem Ziel, den Schweizer Arbeitsmarkt mittels digitaler Tech-

nik und Coachings effizienter zu machen. Die gemeinnützige Stiftung hat bereits einige Erfolge erzielt. Im Rahmen eines Projekts für über fünfzigjährige Langzeitarbeitslose konnte sie fast die Hälfte aller Teilnehmer an einer neuen Arbeitsstelle platzieren. Seit 2016 arbeitet die SSAW auch mit sechzig Sozialdiensten in verschiedenen Regionen zusammen. Rund fünfzig Prozent der Sozialhilfebezügler, die sie dabei betreut, fanden in den Arbeitsmarkt zurück.

Das «Matching» – der Abgleich von Stellenanforderungen und Qualifikationen von Bewerbern – müsse sich an Kompetenzen orientieren, betont Senoner. Das System, das seine Stiftung verwendet, übernimmt aus Stellenbeschreibungen automatisch die wichtigsten verlangten Kernkompetenzen und gleicht sie mit den Qualifikationen der Stellensuchenden ab. So liefert es sofort diejenigen Personen, deren Profile am besten passen. Der Algorithmus, der dem System zugrunde liegt, wurde von einer Start-up-Firma entwickelt, zusammen mit der Fachhochschule Nordwestschweiz und mit Unterstützung der Kommission für Technologie und Innovation des Bundes.

Lange Leitung beim Seco

Während der Vernehmlassung zur Stellenmeldepflicht, die vor kurzem zu Ende gegangen ist, hat das Seco bestritten, dass die staatliche Arbeitsvermittlung überfordert sein könnte. Es erachte die Systeme, mit denen die RAV arbeiten, als «ausreichend», schrieb das Staatssekretariat in einer Stellungnahme. Die notwendigen «Anpassungen» würden rechtzeitig vorgenommen. Offenbar sieht man in Bern aber doch Handlungsbedarf. Laut eigenen Angaben ist das Seco daran, «ein anforderungsreiches Projekt zum optimierten Abgleich (Matching) von angebotenen Stellen und Stellensuchenden zu realisieren». Das Resultat soll «frühestens 2019» vorliegen. Die Stellenmeldepflicht gilt aber schon 2018.

Tino Senoner von der Stiftung für Arbeit und Weiterbildung schüttelt über ein solches Vorgehen den Kopf. «Veraltetes Denken» sei das: «Beim Bund meint man, bezüglich IT-Systemen immer alles selber entwickeln zu müssen.» Das sei ineffizient und teuer. Senoner ist überzeugt, dass das Technologieproblem bei den RAV bis Ende Jahr ohne weiteres lösbar wäre: «Man muss nur den richtigen Motor an das vorhandene System anschliessen.» Sein Angebot: Das Seco übernimmt zuhanden der RAV den Algorithmus, mit dem auch die SSAW arbeitet – zum Nulltarif. Die Anpassungskosten schätzt Senoner auf 200 000 Franken – ein Klacks im Vergleich zu den Millionen, die der Bund für seine eigenen IT-Projekte einsetzt.

Beim Seco kennt man das Angebot. Wirkliches Interesse signalisierte das Staatssekretariat laut der SSAW bis jetzt aber nicht. Auf Anfrage der *Weltwoche* wollte das Seco nicht dazu Stellung nehmen.

Politik

Frauen brauchen keine Quoten

Frauen seien die Verliererinnen der Bundesratswahl, wird geklagt. Frauenverbände fordern nun eine Geschlechterquote für den Bundesrat. Die Reaktion ist übertrieben.

Es war eine Niederlage, die man nur als krachend bezeichnen kann: 82 Prozent der Stimmenden sowie sämtliche Stände sagten im Jahr 2000 nein zu einer Volksinitiative, die eine «gerechte Vertretung der Frauen in den Bundesbehörden» forderte. Das von Frauenorganisationen, Gewerkschaften, aber auch von Politikerinnen aller Lager getragene Begehren war eine Reaktion auf die Geschehnisse rund um die Nichtwahl der SP-Bundesratskandidatin Christiane Brunner sieben Jahre zuvor. Heute erlebt die Forderung nach einer Frauenquote für die Politik wieder ein Revival. Seit letzte Woche der Tessiner Ignazio Cassis zum Bundesrat gewählt wurde und nicht die Waadtländerin Isabelle Moret, wird dafür Stimmung gemacht.

So hat Alliance F, der Bund der Frauenorganisationen, einen offenen Brief lanciert, in dem eine ausgeglichene Frauenvertretung in der Landesregierung und eine entsprechende Anpassung der Verfassung gefordert werden. Bereits im letzten Frühling hat die grüne Baselbieter Nationalrätin Maya Graf, Co-Präsidentin von Alliance F, dazu eine parlamentarische Initiative eingereicht: Nicht mehr nur die Landesgegenden und die Sprachregionen sollen bei der Wahl des Bundesrates berücksichtigt werden, auch die Vertretung der Geschlechter müsse künftig ein massgebliches Kriterium sein. Der Vorstoss von Graf und ihren Anhängerinnen ist um einiges zurückhaltender formuliert als die grandios gescheiterte Volksinitiative. Er bezieht sich nur auf den Bundesrat und nicht auf alle Bundesbehörden, zugleich statuiert er keine fixen Zahlen. Das macht ihn allerdings nicht weniger überflüssig.

Wenn sich Frauen in diesen Tagen als Opfer von Geschlechterdiskriminierung präsentieren, nur weil derzeit zwei und nicht drei Bun-



Opferrolle: grüne Nationalrätin Graf.

desratsitze in Frauenhand sind, so scheint das reichlich übertrieben. Immerhin gab es in der Landesregierung von 2008 bis 2015 stets drei, vorübergehend sogar vier Bundesrätinnen – ganz ohne Quote. Das zeigt, dass es Frauen schlicht nicht nötig haben, sich auf Spezialregeln zu berufen, um ins Bundesratsamt gewählt zu werden.

Beste Chancen

Nebenbei bemerkt: Am Bundesgericht liegt der Anteil der Richterinnen heute nur noch knapp unter dem Schwellenwert von 40 Prozent, den die gescheiterte Volksinitiative statuieren wollte – ebenfalls ohne Quote. Die momentane Untervertretung der Frauen in der Landesregierung ist umso weniger dramatisch, als die nächsten Vakanzen bereits absehbar sind und die Parteien über Anwärterinnen verfügen, die sich beste Chancen ausrechnen können. Und schliesslich braucht es bei Bundesratswahlen eine gewisse Flexibilität, sonst würde das Feld der möglichen Kandidaturen ausserordentlich eng. Hauptsache ist, dass Geschlechter, Sprachregionen und Landesteile übers Ganze gesehen angemessen vertreten sind.

Im Zusammenhang mit Frauenquoten muss auch die Frage erlaubt sein, ob Politikerinnen selber die Prioritäten immer richtig setzen. Aufschlussreich waren hier die Aussagen von FDP-Exponentinnen, warum sie den Vorsitz der Bundeshausfraktion nicht übernehmen möchten. Mehrere von ihnen argumentierten, dass sie mit Politik und Beruf sowie mit ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten ausgelastet seien. Das kann man durchaus nachvollziehen. Nur: Wie oft hört man einen Mann sagen, er verzichte auf eine prestigeträchtige Kandidatur wegen seines Berufs, der Politik und seiner Ehrenämter?

Katharina Fontana



Deutlich gescheitert: FDP-Kandidatin Moret.

Lieber arbeiten als Kinder hüten

Väter, die in der Bundesverwaltung angestellt sind, dürfen Teilzeit arbeiten – selbst gegen den Willen ihres Vorgesetzten. Doch tun sie es auch?

Von Katharina Fontana

Es ist eine politische Diskussion mit umgekehrten Vorzeichen: Während man sich bei den Frauen seit längerem fragt, auf welche Weise man sie vermehrt von den Kindern und dem Haushalt losisen und ins Berufsleben befördern kann, geht es bei den Männern gerade um das Gegenteil. Sie sollen ihre Vaterrolle stärker wahrnehmen und zu Hause vermehrt präsent sein, so der Tenor. Die im Juli eingereichte Volksinitiative für einen bezahlten vierwöchigen Vaterschaftsurlaub ist Ausdruck davon.

Die Männer selber senden unterschiedliche Signale aus. In Umfragen äussern sie zwar regelmässig den Wunsch, mehr Zeit mit den Kindern zu verbringen. Laut einer Untersuchung von Pro Familia wollen gar neun von zehn Männern weniger arbeiten. Dennoch scheint die Teilzeitarbeit – trotz Sensibilisierungskampagnen von Männerbüros und Gleichstellungsämtern und trotz viel medialem Jubel über die «neuen Väter» – in Männerkreisen nicht recht Tritt zu fassen. Stellt sich die Frage, woran das liegt. Ist es der herzlose Chef, der den Vätern vor dem Familienglück steht und ihnen die Teilzeitarbeit verweigert? Oder wollen womöglich die Männer selber nicht kürzertreten, weil es zu Hause mit Kleinkindern doch um einiges anstrengender sein kann als im Büro?

Einen Anhaltspunkt liefert hier die Bundesverwaltung. Seit rund vier Jahren haben beim Bund angestellte Eltern einen Anspruch darauf, nach der Geburt ihres Kindes das Arbeitspensum um 20 Prozent zu reduzieren – also einen Tag pro Woche weniger zu arbeiten. Dies unter der Voraussetzung, dass der Beschäftigungsgrad nicht unter 60 Prozent fällt, sie also mindestens während dreier Tage anwesend sind. Das Angebot richtet sich nicht an die Mütter, deren Gesuche um Arbeitszeitreduktion ohnehin meist gnädig behandelt werden, sondern zur Hauptsache an die Väter. Mit dem Recht auf Teilzeitarbeit sind sie jetzt in der Lage, ihren Wunsch nach mindestens einem Familientag pro Woche notfalls auch gegen den Willen des Chefs durchzusetzen. Tun sie das in der Praxis auch?

Teilzeit unter dem Durchschnitt

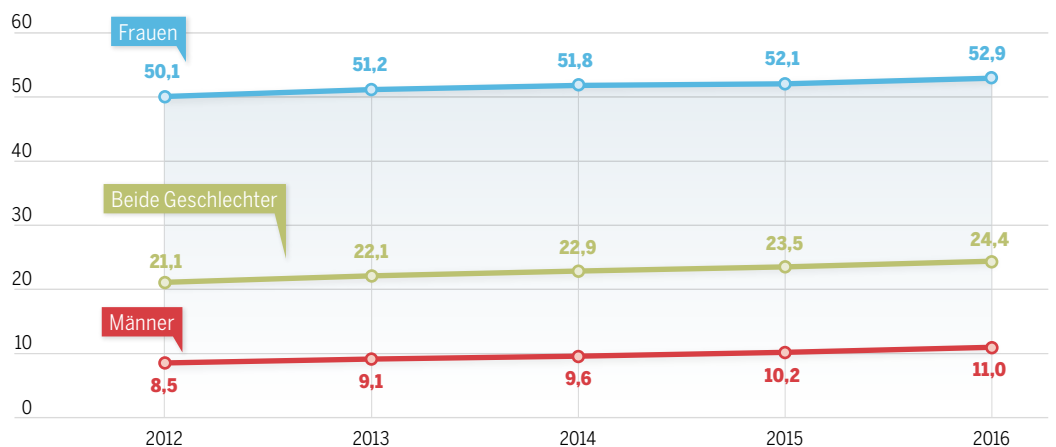
Das Eidgenössische Personalamt hat die Daten aus den einzelnen Departementen gesammelt. So haben sich 2014, im ersten Jahr nach Einführung, rund 70 Väter auf ihren Anspruch auf Teilzeitarbeit berufen, 2015 und 2016 waren es ähnlich viele. Nun ist diese Zahl nicht gerade überwältigend, wenn man sich vergegenwärtigt,



Unterschiedliche Signale: die «neuen Väter» sind noch eine Seltenheit.

Teilzeitarbeit

Entwicklung von 2012 bis 2016, in Prozent



QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Der oft bekundete Wunsch nach mehr Familienzeit widerspiegelt sich in den Resultaten nicht.

dass über 38 000 Personen beim Bund tätig sind, 57 Prozent davon Männer. Allerdings handelt es sich bei den erwähnten rund siebzig Vätern nur um jene, denen die Reduktion des Beschäftigungsgrades ausdrücklich – gestützt auf die Teilzeit-Klausel – bewilligt wurde. Um Fälle also, die höchstwahrscheinlich strittig waren, in denen Mitarbeiter und Vorgesetzter zuvor keine Einigung gefunden hatten und sich der

Vater seinen freien Tag erkämpfen musste. Ein Gutteil der Väter mit Teilzeitwunsch dürfte in diesen Zahlen nicht aufscheinen, weil sie ihr Pensum im Einvernehmen mit dem Chef reduzieren konnten. Allerdings ist der Anteil der männlichen Bundesangestellten, die Teilzeit arbeiten, eher bescheiden: 2016 betrug er 11 Prozent. Gemessen an der Quote der teilzeitbeschäftigten Frauen beim Bund – rund 53 Prozent

– ist dies wenig. Und es ist auch wenig, wenn man den Durchschnitt in der Bevölkerung zum Vergleich heranzieht: So gehen laut Bundesamt für Statistik derzeit in der Schweiz 17 Prozent der Männer einer Teilzeitarbeit nach.

Die Ergebnisse aus der Bundesverwaltung legen den Schluss nahe, dass selbst ein Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit die Väter nicht wirklich dazu bewegen mag, im Beruf zurückzustecken und sich vermehrt um die Kinder zu kümmern. Der in Umfragen bekundete riesengrosse Wunsch nach mehr Familienzeit spiegelt sich in diesen Resultaten jedenfalls nicht wieder. Sozialminister Alain Berset war noch 2013 vom Teilzeitmodell derart angetan, dass er damit liebäugelte, dieselbe Regelung auch für die Privatwirtschaft einzuführen und Eltern generell einen gesetzlichen Anspruch auf Teilzeitarbeit zu verschaffen. Von diesen Plänen ist heute nichts mehr zu hören, die Euphorie ist verflogen. Der Bundesrat scheint zur Einsicht gelangt zu sein, dass ein allgemeines Recht auf Teilzeit mit erheblichen Problemen verbunden wäre, würde der Staat damit doch massiv ins liberale Arbeitsrecht eingreifen und namentlich kleine und mittlere Betriebe vor erhebliche Probleme stellen. Auch der Nationalrat betrachtet das Recht auf Teilzeitarbeit nicht als gleichstellungspolitische Notwendigkeit: So hat er in der Junisession eine entsprechende, aus SP-Kreisen lancierte parlamentarische Initiative abgelehnt. Was in einer Riesenorganisation wie der Bundesverwaltung im Einzelfall funktionieren mag, passt eben noch lange nicht in die Privatwirtschaft.

Millionen für die Kinderbetreuung

Dass beim Bund rund um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie andere Gesetze gelten als in der Privatwirtschaft, zeigt namentlich auch der Umgang mit den Kinderbetreuungskosten. Wer in der Bundesverwaltung tätig ist und vorschulpflichtige Kinder hat, kann die Auslagen für die Krippe oder für die Nanny dem Arbeitgeber ganz oder teilweise in Rechnung stellen. Angestellte mit einem Monatseinkommen bis zu 10 000 Franken erhalten zwischen 100 und 55 Prozent der Betreuungskosten erstattet: Bei Kindern unter achtzehn Monaten liegt der Maximalbetrag, den der Bund vergütet, bei beachtlichen 3600 Franken pro Monat, bei älteren Kindern bei 2400 Franken pro Monat. Doch nicht nur Normalverdienern wird geholfen, auch Kaderleute werden kräftig subventioniert: Wer zwischen 10 000 und 20 000 Franken verdient, kann sich immerhin noch die Hälfte der Betreuungskosten vergüten lassen. Die Mütter und Väter unter den Bundesangestellten wird es freuen, die Steuerzahler weniger: Laut Auskunft des Eidgenössischen Personalamts hat der Bund seine Mitarbeiter im vergangenen Jahr fast 10 Millionen Franken für die finanzielle Unterstützung seiner Mitarbeiter bei der Kinderbetreuung unterstützt. ○



Die Prioritäten der Schweiz: Doris Leuthard, Shinzo Abe, Donald Trump (v. l.).

Neutralität

Kapuzinerpredigt für Trump

Bundespräsidentin Doris Leuthard hat US-Präsident Donald Trump vor der Uno kritisiert. In Bern finden das nicht alle gut.

Wenn Bundesräte auf der Weltbühne auftreten, schaut man als Beobachter in der Heimat meist mit mulmigen Gefühlen zu. Denn allzu oft kommt es zu leicht peinlichen Auftritten, weil die Bundesräte meinen, unbedingt eine persönliche Note anbringen zu müssen. Beim Auftritt von Bundespräsidentin Doris Leuthard letzte Woche vor der Uno in New York war dies wieder einmal der Fall. Eigentlich wollte Leuthard die Prioritäten der Schweiz in den Vereinten Nationen darlegen, fühlte sich dann aber aufgefordert, US-Präsident Donald Trump ins Gewissen zu reden. Dieser hatte sich in seiner Rede für starke und unabhängige Staaten ausgesprochen und Nordkorea die Zerstörung angedroht, sollte das Land es wagen, Amerika oder seine Alliierten anzugreifen. Als Amerikaner dürfte man an der Aussicht, im Angriffsfall verteidigt zu werden, nicht allzu viel auszusetzen haben. Der Schweizer Bundespräsidentin gefiel diese Aussage indes gar nicht. Die Schweiz sei nicht der Ansicht, dass nur Nationalismus und Patriotismus zum Ziel führten, meinte sie an die Adresse von Trump, mit dem sie dann pikanterweise beim Mittagessen am selben Tisch sass.

Lob von Guldimann

Welchen Eindruck die Kapuzinerpredigt der Schweizer Bundespräsidentin beim amerikanischen Präsidenten hinterlassen hat, ist nicht bekannt. In der Schweiz jedenfalls kommt das Vorgehen von Leuthard unterschiedlich gut

an. Voll des Lobes ist der Zürcher SP-Nationalrat Tim Guldimann. Er attestiert der Bundespräsidentin Rückgrat: Es sei immer gut, zu den eigenen Werten und Grundsätzen zu stehen und dies auch in klaren Worten zu bekunden. Kritischer beurteilt dies der freisinnige Zürcher Hans-Peter Portmann, wie Guldimann Mitglied der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats. Er hält die mahnenenden Worte der Bundespräsidentin zwar grundsätzlich für berechtigt, doch sei die Kritik zu einseitig gewesen. Nach Portmanns Auffassung hätte sie gleichzeitig auch auf die Gefährdung durch nordkoreanische Atomwaffen hinweisen müssen. Wollte die Schweiz in der Nordkorea-Krise eine Vermittlerrolle spielen, wie dies Leuthard offeriert habe, dann brauche es künftig ein anderes Vorgehen.

Nicht nur leise Kritik, sondern richtig scharfe Töne kommen vom Präsidenten der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats, dem St. Galler SVP-Vertreter Roland Rino Büchel. Er bezeichnet den Auftritt von Leuthard als «katastrophal». Es sei nicht an ihr, einen demokratisch gewählten Präsidenten öffentlich zu rügen, sie solle ihre Bedenken für sich behalten. Um die guten Beziehungen zu den USA zu sichern, will Büchel den neuen amerikanischen Botschafter in der Schweiz, Edward McMullen, nach dessen Amtsantritt möglichst schnell treffen – noch vor den Mitgliedern des Bundesrates, die es vielleicht, so die Sorge des Nationalrats, wieder am nötigen Respekt werden fehlen lassen. *Katharina Fontana*

Bertossas Rückzugsgefecht

Nach fünf Jahren Untersuchungshaft musste die Genfer Justiz Erwin Sperisen am letzten Montag auf Befehl des Bundesgerichts freilassen. Der Prozess geht weiter. Doch die Ausgangslage hat sich dramatisch geändert. *Von Alex Baur*

Wässrige Augen, die unsicher im Sonnenlicht blinzeln und misstrauisch nach Halt suchen, bleiche Haut, ein zerzauster Bart – der Mann, der am 25. September in Genf vor laufenden Kameras das Untersuchungsgefängnis Champ-Dollon hinter sich liess, er ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Fünf Jahre Isolationshaft haben auf dem Gesicht von Erwin Sperisen, dem ehemaligen Polizeichef von Guatemala, deutliche Spuren hinterlassen. Auch wenn ein Schweizer Gefängnis schwerlich mit einem guatemaltekischen Knast zu vergleichen ist, wo die Tragödie ihren Anfang nahm vor exakt elf Jahren, am 25. September 2006.

Vorwurf Willkür

Die Tragödie ist damit noch lange nicht zu Ende. Nach wie vor lastet der Verdacht auf Sperisen, als politischer Chef der Nationalpolizei anlässlich einer Grossrazzia mit 2500 Einsatzkräften (Soldaten, Polizisten, Wärter, Geheimagenten) im Megagefängnis «El Pavón» (1800 Insassen) in Guatemala die Exekution von sieben Häftlingen wahlweise kommandiert oder angeordnet, vielleicht aber auch nur toleriert oder vertuscht zu haben. Was er genau getan, veranlasst oder unterlassen haben soll, bleibt nebulös. Weder Staatsanwalt Yves Bertossa noch die beiden Genfer Gerichtsinstanzen, die Sperisen mit unterschiedlichen Begründungen zu «lebenslänglich» verurteilten, mochten sich auf eine konkrete Version festlegen. Vom Tisch ist lediglich der ursprüngliche Vorwurf, gemäss dem der Chef die Männer eigenhändig erschossen haben soll.

Wegen diverser Mängel – Verletzung von Anklageprinzip, Unschuldsvormutung und Verteidigerrechten, Willkür in der Beweiswürdigung – hob das Bundesgericht im letzten Juli den Schuldspruch auf. Glaubt man dem *Tages-Anzeiger* vom 28. Juni 2017, der sich die Meinung von Staatsanwalt Yves Bertossa zu eigen machte, geht es bloss um Formalitäten, die in einem neuen Prozess zu korrigieren wären. Wörtlich schreibt der *Tagi*: «Das Bundesgericht zweifelt nicht daran, dass er [Sperisen] die ihm zur Last gelegten Morde verübt hat.»

Richtig ist: Das Bundesgericht zweifelt nicht daran, dass Häftlinge exekutiert wurden. Die Kernfrage ist aber eine ganz andere, und die



Fünf Jahre Isolationshaft: Sperisen bei seiner Freilassung, 25. September.

hat Lausanne offengelassen: Gab es eine Verschwörung auf höchster Ebene, und wenn ja, war Sperisen involviert? Da seine vermeintlichen Mitverschwörer, Vorgesetzte wie Untergebene, inzwischen in Guatemala, Spanien und Österreich allesamt freigesprochen wurden, müsste sich Sperisen mit sich selber verschworen haben. Denn das Bundesgericht hat unter anderem festgehalten: Die Genfer Justiz kann sich nicht einfach über die Freisprüche im Ausland hinwegsetzen.

Mit Sperisens Freilassung hat das Bundesgericht bekräftigt, dass es nicht bloss um Formalitäten geht. Der Verdacht bleibt wohl bestehen, doch die Beweislage ist so schwach, dass sie die Untersuchungshaft trotz der Schwere der Verbrechen nicht mehr rechtfertigt. Die Ausgangslage für die auf den 28. November anberaumte

Neuaufgabe des Prozesses in Genf hat sich damit dramatisch verändert.

Vier Zeugen – zwei spanische Ermittler und zwei ehemalige guatemaltekische Häftlinge – sollen in Genf vor Gericht unter Wahrung der Verteidigerrechte neu einvernommen werden. Grundlegend neue Erkenntnisse sind von ihnen kaum zu erwarten. Dass die Einschätzungen der Ermittler keinen direkten Beweiswert haben, hat das Bundesgericht bereits festgehalten. Der eine guatemaltekische Zeuge hat sich durch krass widersprüchliche Aussagen auch ohne Zutun der Verteidiger bereits selber desavouiert, der andere liefert nicht mehr als ein Indiz.

Wie sich bei den Verfahren um die Untersuchungshaft abzeichnete, könnte Bertossa den Mordvorsatz fallen lassen, um auf eine mildere Form der Komplizenschaft (Begünstigung, Verletzung der Amtspflicht) zu plädieren. Einen Versuch in diese Richtung unternahm der Staatsanwalt bereits Anfang 2013, als er Sperisen ein sogenanntes *plea bargaining* anbot: Wenn er sich in irgendeinem Nebenpunkt für schuldig erkläre und andere anschwärze, werde die Anklage im Hauptpunkt fallengelassen (*Weltwoche* Nr. 27/2017, «Geheimdeal um lebenslänglich»). Mit diesem Trick hätte sich die Untersuchungshaft postum rechtfertigen lassen – und dem Kanton Genf blieben Genugtuung und Schadenersatz für die unschuldig erlittene Haft in sicher fünf-, möglicherweise aber auch sechsstelliger Höhe erspart.

Richter urteilen über Richter

Mit Rechtsfindung haben solche Manöver nicht mehr viel zu tun, sie dienen allein der Gesichtswahrung. Doch Staatsanwalt Yves Bertossa ist nicht der Einzige, der sich im politisch kontaminierten Haftfall Erwin Sperisen weit aus dem Fenster lehnte. Auch das Prestige von Gerichtspräsidentin Alessandra Cambi Favre-Bulle und ihrer Kollegen von der Cour pénale steht zur Disposition. Trotz prekärer Beweislage verurteilten sie Sperisen zu «lebenslänglich» und schmetterten jedes Gesuch um Haftentlassung ab, selbst als das Bundesgericht sein Veto einlegte. Es sind dieselben Richter, die Ende November ein neues Urteil fällen sollen. Sie werden wohl oder übel auch über sich selber zu Gerichte sitzen. ○



Yves Bertossa.

Hornlose Kuhschweizer

Bei der Debatte um die Hornkuh-Initiative geraten die üblichen ideologischen Gräben durcheinander.

Von Peter Keller

Eine solche Debatte ist nur in der Schweiz möglich: Sollen Kühe mit Hörnern speziell gefördert werden, sollen Bauern eine Prämie erhalten, wenn sie ihren Tieren die Hörner belassen oder nicht? Der Ständerat diskutierte über die Volksinitiative «Für die Würde der landwirtschaftlichen Nutztiere», wie sie im vollen Wortlaut heisst. Es geht also um die Würde der Kuh und in ihrem Gefolge um die Würde der Zuchtstiere, der Ziegen und Ziegenböcke.

Man kann diese Debatte selbstverständlich belächeln, aber sie rührt offensichtlich den schweizerischen Seelenspeicher an. Zunächst einmal kann man festhalten, dass die direkte Demokratie lebt. Die Initiative wurde von einem kauzigen Kleinbauern mit Vollbart fast im Alleingang gestemmt. Da stand kein grosser Verband, keine grosse Partei dahinter. Besagter Armin Capaul hat eine klare Meinung: Eine Kuh ohne Horn ist keine Kuh. Die Zahl von 154 000 Unterstützern zeigt, er ist nicht allein mit dieser Haltung.

Kastrationsvorgang

Mit keinem anderen Tier wird die Schweiz so identifiziert wie mit der Kuh. Von aussen wie von innen. Ohne ihre Milch kein Raclette, kein Fondue und keine Schoggi. Mit dem Kuhreihen lockten die Alphirten ihre Tiere zum Melken, die lila Milka-Kuh hat sich als Werbesujet ins kollektive Gedächtnis eingebrannt – notabene mit Hörnern.

Bei der Debatte geraten die üblichen ideologischen Gräben durcheinander. Während die bürgerlichen Vertreter einfühlend versuchten, die Enthornung zum Schutz der Halter und der Tiere vor Verletzungen als Voraussetzung für die ökologisch korrekte Haltung in Laufställen darzulegen, legten sich die Linken für die integrale Kuh mit Hörnern ins Zeug. Der Solothurner SP-Politiker Roberto Zanetti hielt seinen Ständeratskollegen das bearbeitete Bild eines Urner Wappens entgegen und spötelte: «Mit Verlaub, das sieht irgendwie nach einem Schaf mit Nasen-Piercing aus, aber auf keinen Fall nach einem Uristier.»

Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch, ebenfalls von der SP, gab sich als «Vorstandsmitglied der Stiftung für das Tier im Recht» zu erkennen. Da

sich Kühe selber nur schwerlich Gehör verschaffen können, schnatterte der Zürcher Ständerat stellvertretend los und dozierte über den Zusammenhang zwischen dem Tierwohl und der Ordnung, die das Tier innerhalb der Herde habe, um dann das Thema noch unfallstatistisch abzuhandeln: «Wenn Sie also, ich sage jetzt einmal, die Gesamtgefahren im Umgang mit Kühen betrachten, dann stellen Sie fest, dass die Hörner bei nichtenthornten Kühen ein geradezu vernachlässigbarer Teil sind.»

Auch Ständerätin Anita Fetz argumentierte naturrechtlich: «Wenn die Natur Kühen Hörner gegeben hat, dann haben sie das Recht auf diese Hörner.» Basta. Abseits des Kuhdiskurses argumentiert die Linke allerdings weniger instinktiv, wenn etwa die Natur vorgesehen

Anita Fetz: «Wenn die Natur Kühen Hörner gegeben hat, dann haben sie das Recht auf diese Hörner.»

hat, dass Kinder eine Mutter und einen Vater als Eltern haben und nicht zwei schwule Männer. Umso interessanter ist es, wie die Bürgerlichen den Kastrationsvorgang verteidigten – nichts anderes ist die Enthornung – und die Linken auf das Naturrecht pochten.

Die Schwaben ennet des Rheins beschimpften unsere Vorfahren als Kuhschweizer und unterstellten ihnen damit sodomitische Gelüste. Die Provokationen entluden sich 1499 im sogenannten Schwabenkrieg. Die Eidgenossen gewannen fulminant und sicherten damit die Grenzen im Norden gegenüber dem Deutschen Reich. Von den hornlosen Kuhschweizern heute wäre weniger Gegenwehr zu befürchten. ○



Ist eine Kuh ohne Horn noch eine Kuh?

Migration

Bern schaut weg

Bei neun von zehn Asylbewerbern steht die Identität nicht fest. Die Asylministerin bleibt untätig.

Die Zahlen, die Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) diese Woche in der Fragestunde des Nationalrats präsentierte, lassen aufhorchen. Barbara Steinemann (SVP) wollte von der Asylministerin wissen, bei wie vielen Asylbewerbern die Identität zweifelsfrei feststeht. 2015 sei dies bei 4091 Personen der Fall gewesen, so Sommaruga. 2016 wussten die Behörden bei 2706 Asylbewerbern, wer sie wirklich sind.

Zur Einordnung: 2015, im Jahr der «Willkommenskultur», ersuchten mehr als 39 000 Personen um Asyl. Im Jahr darauf waren es etwas über 27 000. In beiden Jahren stand die Identität somit bei lediglich rund zehn Prozent der Gesuchsteller fest. Bei neun von zehn Asylbewerbern wissen die Schweizer Behörden nicht, wen sie vor sich haben. Der Asylgedanke wird so ad absurdum geführt. Wer tatsächlich in seiner Heimat politisch verfolgt ist, hat keinen Grund, seine Identität zu verschleiern.

Offensichtlich spielt das Gros der angeblichen Flüchtlinge mit gezinkten Karten. Bekräftigt wird dieser Befund durch eine weitere Antwort von Simonetta Sommaruga, ebenfalls auf eine Frage von Barbara Steinemann. Sie wollte wissen, wie viele Asylbewerber mit Aliasnamen registriert sind. Was technisch klingt, ist in der Asylrealität ein banaler, aber deswegen nicht weniger verstörender Vorgang: Viele Asylbewerber geben gegenüber den Behörden unterschiedliche Namen an. Auch das Geburtsdatum variieren sie je nach Lust und Laune. Von 2006 bis 2016 wurden gemäss Bundesrätin Sommaruga 151 300 Asylgesuche mit unterschiedlichen Namen erfasst. Eine horrenden Zahl. Das ist mehr als die Stadt Bern Einwohner hat.

Vorsätzlich naiv

Die entscheidende Frage lautet, wie Asylministerin Sommaruga mit diesen Tatsachen umgeht. Die Trickserei mit den verschleierten Identitäten ist für die Schweizer Behörden kein Grund, das Asyl zu verweigern. 60 573 Personen mit Aliasnamen sei Asyl oder eine vorläufige Aufnahme gewährt worden, so Sommaruga. Das Asylgesetz enthalte «keine Bestimmungen, welche die strafrechtliche Sanktionierung bei Identitätstäuschung vorsehen». Fast schon vorsätzlich naiv mutet die Aussage der Asylministerin in der Fragestunde des Nationalrats vom letzten Montag an, dass Aliasnamen «namentlich durch unterschiedliche Namensschreibungen – etwa bei der Transkription aus dem Arabischen – oder durch Fehler bei der Erstfassung entstehen». Philipp Gut



Exklusive VIP-Jubiläums-Gala

35 Jahre Circus Conelli

Herrreinspaziert! Dieses Jahr feiert der Original Schweizer Weihnachts-Circus-Conelli sein 35-jähriges Bestehen. Seien Sie unser Ehrengast an der Jubiläums-Gala mit exquisitem 4-Gänge-Gourmetmenü am 21. November und stossen Sie mit uns an beim privaten Manegen-Apéro.

Wie jedes Jahr seit 1982 wird das romantische Conelli-Zelt mit seinen funkelnenden Sternen in der Adventszeit in Zürich die Menschen verzaubern. Das romantische Chapiteau des Circus Conelli auf dem Bauschänzli gehört zu Zürich wie die Löwen zum Stadtwappen. Die Bilder des roten Zelts mitten in der Limmatstadt gehen jeweils um die ganze Welt.

Geboten wird auch im Jubiläumsjahr das Aufregendste, was es zurzeit gibt: Top-Akrobatik, verträumte Poesie, herzerfrischende Komik und musikalische Leckerbissen. Die Mischung von klassischem Zirkus und modernen Elementen, präsentiert in traumhaft-weihnachtlicher Atmosphäre, berührt die Herzen des Publikums.

Die engagierten Artisten sind allesamt Gewinner von internationalen Festivals und damit die weltweit besten ihres Fachs. Be-

gleitet werden sie von den musikalischen Höhenflügen des Live-Orchesters in Big-Band-Formation. Nicht wegzudenken sind natürlich die beiden Hausclowns Gaston und Roli.

Vom 17. November bis 31. Dezember 2017 auf dem Bauschänzli, Zürich, am Stadthausquai beim Bürkliplatz. Täglich zwei Vorstellungen.



Platin-Club-Spezialangebot

Donnerstag, 23. November 2017
Gala-Abend «Celebrate 35 Years» mit exquisitem Vier-Gänge-Gourmetmenü.
VIP-Manegen-Apéro um 17.30 Uhr

Leistungen:

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Fingerfood von Candrian Catering
- Gala-Vorstellung mit Gourmetmenü
- Gästegarderobe

Bedingungen:

Dieses Angebot gilt nur für Weltwoche-Abonnenten. Bitte Kundennummer angeben.

Kosten:

Fr. 210.- (statt Fr. 239.-) inkl. Apéro, restliche Getränke nicht inbegriffen

Reservationen:

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch
(Vorverkauf Zirkusvorstellungen ohne Essen:
Tel. 044 212 33 33)

Veranstalter:

Circus Conelli, c/o Conny-Land AG
8564 Lipperswil
www.circus-conelli.ch
www.weltwoche.ch/platin-club

www.weltwoche.ch/platinclub



Jetzt erst recht

Das Parlament will die rekordhohen SRG-Zwangsgebühren nicht antasten. Nun kann die Schweiz über die Grundsatzfrage entscheiden. *Von Samuel Hofmann*



Trennung von Staat und Medien.

Es ist keine Überraschung, dass sich die meisten Parlamentarier nicht mit dem mächtigsten und reichsten Medienkonzern im Land anlegen wollen, sind sie doch auf gute Beziehungen angewiesen, um in die für sie wichtigen Talksendungen eingeladen zu werden. Mit dem TV-Monopolisten darf man es sich nicht verscherzen. Auch umgekehrt dankt es die SRG den Leuten, die ihre Gebühren festlegen und eintreiben lassen, stets mit einvernehmlicher Freundlichkeit. Welcher Bundesrat fürchtet sich schon vor einer harten Recherche der SRG?

Diese unproduktive Einmütigkeit zu durchbrechen, ist eines der Ziele der Volksinitiative «No Billag». Die Medien als vierte Gewalt sollen dazu da sein, den Mächtigen im Land – also den Politikern – auf die Finger zu schauen, und nicht, um sie um diesen zu wickeln. Das ist kaum möglich bei den bestehenden wechselseitigen Abhängigkeiten. Wir von «No Billag» sind darum nicht einfach gegen die SRG. Wir sind für eine unabhängige, starke SRG!

Medienvielfalt stärken

Das kann nur durch eine Trennung von Staat und Medien erreicht werden. Ein Ja zur Initiative wird nicht nur zu einer staatsunabhängigeren Berichterstattung, sondern auch zu einer grösseren Medienvielfalt und Qualität führen. Ihre Monopolstellung erreicht die heutige SRG dadurch, dass man ihr Abonnement zahlen muss und es sich die wenigsten leisten können, zweimal mehrere hundert Franken aufzuwen-

den. Es kann sich somit kein Mitbewerber etablieren, der allenfalls sogar bessere Qualität zum gleichen Preis liefert. Ein freier Markt hingegen würde zu einem Qualitätsschub bei privaten Anbietern und bei der SRG führen, die sich um die Gunst der vielen Konsumenten mit Qualitätsbewusstsein bewerben müssen. Beliebte SRG-Sendungen würden bei einem Ja kaum verschwinden. Besteht eine entsprechende Nachfrage nach ihren Sendungen, dürfte es für eine haushälterisch wirtschaftende SRG kein Problem darstellen, erfolgreich zu sein. Ihre Einnahmen könnte die von Zwangsgebühren befreite SRG mit dem bewährten Mix aus Werbung und dem Verkauf von TV-Abos erzielen – wie jedes andere Medienunternehmen auch.

Ein Rückzug der Initiative bei einem Gegenvorschlag kam für das «No Billag»-Komitee zu keinem Zeitpunkt in Frage. Es geht um Grundsätzliches: Ein teures staatliches Zwangsabonnement für bestimmte Medienkanäle, das man nicht kündigen kann, nimmt den Menschen die Freiheit der Selbstbestimmung. Die Konsumenten sind mündig genug, selber zu wählen, für welche Medienangebote sie ihr Geld ausgeben wollen und für welche nicht. Wer die Angebote der SRG nicht nutzt oder wem diese nicht horrende 451 Franken im Jahr wert sind, soll nicht gezwungen werden, für eine Dienstleistung zu zahlen, die er nicht bestellt hat.

Wir blicken optimistisch auf den Urnengang. Dank Netflix und anderen lokalen bis internationalen Angeboten im Internet und im TV gewöhnen sich immer mehr Menschen an die Wahlfreiheit beim Medienkonsum. Praktisch alle Online-Umfragen auf Schweizer Medienseiten sowie die erste repräsentative Umfrage fielen zugunsten von «No Billag» aus. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis das Zwangsgebührensystem fällt. Selbst wenn diese Initiative noch knapp scheitern sollte, wird die Detailanalyse ergeben, dass bei den Jungen eine Mehrheit für «No Billag» votiert hat. Auch ein Nein an der Urne würde nicht darüber hinwegtäuschen können, dass ein staatliches Zwangsaboschlicht ein Auslaufmodell ist. Im Sinne aller der unfreiwilligen Abonnenten, von den Unternehmen bis zu den unter der unsozialen Rekordabgabe leidenden Haushalten, ist jedoch zu hoffen, dass der überfällige Konzeptwechsel bereits im ersten Anlauf klappt.

Samuel Hofmann ist Argumentationschef der «No Billag»-Initiative.

Jesus Christian

Die Nation rätselt über Christian Constantin. Ich nehme ihm die Boshaftigkeit nicht ab.



Christian Constantin.

Vielleicht hat der Mann tatsächlich zwei Gesichter. Wenn dem so ist, dann kenne ich nur das gute. Im letzten Frühling besuchte ich Christian Constantin, den famosen Baulöwen, Selfmade-Milliardär und Fussball-Präsidenten aus dem Wallis, für ein einstündiges Interview, aus dem ein mehrstündiges Gespräch wurde. Selten habe ich einen angenehmeren Gesprächspartner getroffen: offen und direkt, wortgewandt und schlagfertig, intelligent und selbstkritisch.

Gewiss, an Selbstbewusstsein mangelte es ihm nie. Aber Constantin hat auch etwas geschafft: Aus eigener Kraft hat er sich vom mittellosen Hochbauzeichner zum Grossunternehmer hochgearbeitet, vom Torhüter zum Fussballkönig, vom Nobody aus dem kleinen Bergdorf Ayent zur Integrationsfigur des Wallis schlechthin. Denn eines ist klar: Ohne Constantin würde der FC Sion mit einem Budget, das rund einen Zehntel von jenem des FC Basel beträgt, nie und nimmer an der nationalen Spitze mitspielen. Und dieser Fussballklub ist die vielleicht wichtigste Klammer, welche den nicht nur durch eine Sprachgrenze gespaltenen Kanton Wallis zusammenhält.

Constantin hatte schon immer seine Allüren. Es ist nicht das erste Mal, dass er sich auf dem Fussballplatz mit den Fäusten durchsetzt. Legendar sind auch seine Auftritte, mal als Napoleon hoch zu Pferd oder aber, an der «Choucroulade», auch schon als «Jesus Christian». Das riecht nach Narzissmus und Grössenwahn, allerdings nur, wenn man die Selbstironie ausblendet, die bei ihm stets mitschwingt. Man kann das operettenhafte Spektakel auch als Ausdruck einer anarchischen Lebenskraft deuten, die gerade im Wallis zur Folklore gehört.

Constantin hatte schon immer seine Allüren. Es ist nicht das erste Mal, dass er sich auf dem Fussballplatz mit den Fäusten durchsetzt. Legendar sind auch seine Auftritte, mal als Napoleon hoch zu Pferd oder aber, an der «Choucroulade», auch schon als «Jesus Christian». Das riecht nach Narzissmus und Grössenwahn, allerdings nur, wenn man die Selbstironie ausblendet, die bei ihm stets mitschwingt. Man kann das operettenhafte Spektakel auch als Ausdruck einer anarchischen Lebenskraft deuten, die gerade im Wallis zur Folklore gehört.

Vielleicht irre ich mich – aber ich habe Christian Constantin den Hang zur Bösartigkeit nie wirklich abgenommen. Dafür offenbart er diese vermeintlich dunkle Seite viel zu offen. Wer einem Gegner wirklich böse will, der schlägt ihn hinterrücks, aber sicher nicht vor laufender Kamera, wie Constantin dies gegenüber dem TV-Kommentator Rolf Fringer getan hat.

Alex Baur

Unternehmer, Pianist und Gentleman

Im Parlament fiel er kaum auf, doch eigentlich ist Hermann Hess (FDP) eine der spannendsten Figuren in Bern: Aus den Ruinen einer Bekleidungsfirma hat er ein florierendes Immobilienimperium geschaffen. Jetzt tritt er unvermittelt aus dem Nationalrat zurück. Ein Treffen. Von Florian Schwab

Das muss man erst einmal fertigbringen: Seit seiner Wahl in den Nationalrat im Herbst 2015 hat Hermann Hess kein einziges Mal im Plenum das Wort ergriffen und sage und schreibe null Vorstösse eingereicht. Nicht nur die *Weltwoche* hatte den Thurgauer Unternehmer damals als «freisinnige Hoffnung» gefeiert. Und jetzt tritt der 66-Jährige bereits wieder zurück! Was ist geschehen? Ist Hess an seinem Hinterbänklerdasein verzweifelt? Gibt es biografische Umwälzungen, die seine ganze Aufmerksamkeit fordern? Ein Besuch in Amriswil zeigt: weder noch. Hermann Hess wäre eigentlich einer der spannendsten Parlamentarier in Bern. Nur hat es kaum jemand gemerkt. Seine Partei nicht, die wenigsten Ratskollegen und auch die Medien nicht. Denn Marketing in eigener Sache, das ist nicht die Art des bedächtigen und eher zurückhaltenden Unternehmers.

Wir besuchen den abtretenden Nationalrat im Zentrum seiner wirtschaftlichen Kraftentfaltung: in Amriswil, Kirchstrasse 13. Ein vierstöckiges Haus, das sich architektonisch nahtlos in die Thurgauer 13 000-Seelen-Gemeinde einfügt – ansprechende, aber schnörkellose Architektur aus der Zeit der Jahrhundertwende. Das Gebäude ist der wichtigste Schauplatz der wechselhaften Familiengeschichte. Es erhebt sich über der ehemaligen Textilfabrik H. Hess & Co. AG, welche seit dem späten 19. Jahrhundert bis in die frühen 1990er Jahre gehobene Herrenbekleidung unter der Marke Esco herstellte. Heute ist die ehemalige Fabrik das Herzstück des Einkaufszentrums Amriville, wo sich künftig auf 22 000 Quadratmetern eine Migros-Filiale und über ein Dutzend weitere Geschäfte eingerichtet haben.

Das Einkaufszentrum gehört Hess' Immobiliengesellschaft und steht symbolisch für den – teils schmerzhaften – Wandel von der Textilbranche zur Immobilienindustrie, der prägenden biografischen Linie im Leben des Hermann Hess. Der plötzliche Tod seines Vaters riss ihn 1979 unvermittelt aus dem Wirtschaftsstudium an der Universität St. Gallen (HSG). Er sah sich gezwungen, die defizitäre Firma zu übernehmen. «Zwölf Jahre lang haben wir alles versucht, um das Unternehmen zu retten», erinnert sich Hess. Unter anderem eröffnete er eine neue Produktion im Tessin mit neuester Technik. Das fruchtete auch teilweise, und es gelang, die Verluste zu reduzieren. «Doch jede Verbesserung wurde sofort vom Markt weggefressen», so Hess. Schwarze Zahlen schrieb die Textilfirma nie mehr. «Gesamthaft haben wir wohl über fünfzig Millionen Franken an Vermögen ver-



Wechselhafte Familiengeschichte: Geschäftsmann Hess am Hafen von Romanshorn.

nichtet.» Am Ende sei es prekär geworden. «Bei Überweisungen von 3000 Franken hatte man einen Anruf von der Bank: «Wozu und weshalb?»»

An Häme aus dem familiären und dörflichen Umfeld mangelte es nicht: Der junge Firmenchef galt manchen als wirtschaftlich wenig durchschlagskräftiger Schöngeist, weil er ursprünglich ein Musikstudium absolviert hatte. Dass er zudem gerne Thomas Mann las, rief geradezu nach Parallelen zu dessen Roman «Buddenbrooks», welcher den Niedergang einer Kaufmannsfamilie nachzeichnet.

Doch anders als in dem Roman, trug der unternehmerische Niedergang im Fall des Hermann Hess die Saat des zukünftigen Erfolgs in sich. «Es gelang uns, geordnet aus dem Bekleidungs-geschäft auszusteigen und ein grösseres Kapital zu retten.» Dieses bestand teilweise aus Gewerbeimmobilien an bester Lage. In den folgenden Jahrzehnten spezialisierte sich Hess auf den Kauf, die Revitalisierung und energetische Sanie-

rung von bestehenden Gewerbeimmobilien. Das Startkapital hat er mit geschickten Investitionen in der Schweiz und in Deutschland vervielfacht. Heute weist sein Unternehmen ein Immobilienportfolio im Verkehrswert von rund 450 Millionen Franken aus. Täglich prüft sein dreiköpfiges Team neue Investitionsmöglichkeiten.

Karneval der Tiere

Der abtretende Nationalrat erweckt den Eindruck eines zufriedenen Mannes, auch wenn in seinem Leben nicht alles rund lief. Nach der Loslösung vom Textilgeschäft war auch die Kampscheidung von seiner Ehefrau vor ein paar Jahren belastend. Seine innere Widerstandskraft verdankt Hermann Hess seinem schon immer freien und unabhängigen Denken sowie seiner Erdung und Verankerung in der Region. Gelegentlich trifft er sich mit ehemaligen Klassenkameraden aus der Schule im Dorf oder aus der Kantonsschule Frauenfeld

zum Bier. Der grösste Luxus, den er sich persönlich leistet, sind schnelle Autos und ein Steinway-Konzertflügel in der Villa in Amriswil, die schon seine Eltern und Grosseltern bewohnten. «Für mich selber habe ich nie gebaut, und ich besitze auch keine Zweitwohnung.»

Zurück zur Politik: Hermann Hess ist ein ausgesprochen scharfer Denker. Egal, ob Landwirtschaftspolitik, Infrastruktur oder Unternehmenssteuern: In langen und differenzierten Gedanken analysiert er die schweizerische Politik. Dieser Mann hätte in Bern durchaus etwas zu sagen gehabt. Dass er dazu nicht gekommen ist, hängt auch damit zusammen, dass er – aus freisinniger Sicht eigentlich zu einer Art Vorzeigunternehmer prädestiniert – in der wenig effektiven Geschäftsprüfungskommission landete. Hier galt er als einer der wenigen, die sich mit den Spitzen der bundeseigenen Betriebe auf Augenhöhe unterhalten konnte. Doch insgesamt fühlte sich der engagierte Unternehmer in den uferlosen Sitzungen fehl am Platz. Mit der hektischen Betriebsamkeit bei gleichzeitig geringer Wirkung wurde er nicht warm. Bekannten gegenüber soll er das Treiben in Bern scherzhaft gerne mit Camille Saint-Saëns' «Carnaval des animaux» vergleichen, einer Parodie auf die bessere Pariser Gesellschaft. «Das Amt war für mich eine ausserordentliche Ehre und ich durfte viele interessante Menschen aus allen Fraktionen kennenlernen.» Den Weg nach Bern werde er aber wohl nicht besonders vermissen. Sein Nachfolger im Parlament, der Thurgauer Gewerbedirektor und Druckereiunternehmer Hansjörg Brunner, werde «genauso stimmen wie ich auch».

Am Ende unseres Besuchs fahren wir mit Hermann Hess in dessen Porsche Panamera Turbo («neben dem 911er der einzige wirkliche Porsche») nach Romanshorn. Nach dem einen oder anderen gewagten Überholmanöver erreichen wir das Gelände der Schweizerischen Bodensee-Schiffahrtsgesellschaft AG. Vor zehn Jahren hat sich Hess hier mit mehreren Millionen als federführender Investor engagiert und das marode Unternehmen samt Schiffen und Werft den SBB abgekauft. Er steuerte den Löwenanteil einer Investorengruppe bei, welcher unter anderem Edgar Oehler angehörte. Mit der Entwicklung seither ist Hess höchst zufrieden. Das Unternehmen mit 110 Mitarbeitern schreibt jetzt schwarze Zahlen und liefert einen Cashflow von 20 Prozent. Insbesondere der Gastronomiebetrieb läuft blendend.

Wenige Meter vom Pier in Romanshorn entfernt will Hess bald ein Hotel mit hundert Zimmern errichten. Über den Verkauf des Grundstücks an Hess hat die Bevölkerung am letzten Sonntag abgestimmt: 1986 Ja-Stimmen standen 1161 Nein-Stimmen gegenüber. Den Abschied aus Bern, den nimmt man Hermann Hess im Thurgau offenbar kaum übel. Und Hess' Abschied aus Bern ist kein Abschied aus der Politik: «Für meine Überzeugungen setze ich mich weiterhin ein.» ○

Folklore

Dirndl vs. Tracht

Das Oktoberfest-Fieber geht um. Begehen Schweizer Frauen Landesverrat, wenn sie ein Dirndl tragen?

Die Herbstseuche namens Oktoberfest ist wieder ausgebrochen – und sie ist längst nicht mehr nur auf München und Umgebung beschränkt. Das Fieber breitet sich rasant aus, auch in der Schweiz füllen sich landauf, landab Festzelte im Namen des Bieres und der Weisswürste.

Die Schweiz germanisiert sich, es wird geschunkelt und gegrölt zu schmissiger Blasmusik. Zum Krankheitsbild gehört auch die oktoberfesttypische Bekleidung mit Lederhosen und Dirndl. Dabei haben wir unsere eigene alpine Volkskultur. Wo bleibt die Tracht? Begehen Schweizer Frauen Landesverrat, wenn sie sich ins Dirndl stürzen?

Zunächst einmal verfügt das Dirndl über zwei offensichtliche Vorzüge: Man kann es kürzer und tiefer tragen; kürzer den Rock und tiefer das Décolleté. Das Dirndl schafft den Spagat zwischen traditionell und sexy. Die Schweizer Tracht ist vieles, aber sicher nicht aufreizend. Die weiblichen Brüste werden zugeschnürt, das Gebinde reicht bis zum Hals hinauf. Überhaupt ist wenig Haut zu sehen, selbst die Beine sind von dicken, zumeist weissen Strümpfen verdeckt.

Um hier noch meine Interessenbindung loszuwerden: Ich bin Mitglied eines Jodelklubs, und wir ziehen für unsere Anlässe die Nidwaldner Tracht an. Für Männer ist das einigermassen praktikabel. Man trägt schwarze

Wir müssen neidlos anerkennen, die Dirndlkultur ist international und populär, selbst bei Jungen.

Zwylchhosen und ein mit Blumenmotiven besticktes Hirtenhemd, ebenfalls aus dem gleichen dunklen Stoff, dazu Hut und Fliege. Bei unserem weiblichen Pendant ist das anders: Eine Frau kommt kaum ohne fremde Hilfe aus, wenn sie in der Sonntagstracht ausgehen will. Da muss geschnürt und gebunden werden, gesteckt und zurechtgezupft, bis alles sitzt und trotzdem unbequem bleibt. Mit allem Drum und Dran kostet eine solche Tracht mehrere tausend Franken. Das muss man sich leisten wollen, und es ist sicher nicht das passende Outfit für eine Festzelthölle.

Unschweizerisch doof

Wir müssen neidlos anerkennen, die Dirndlkultur ist international und populär, selbst bei Jungen, die sonst alles, was mit Volkstümlich-



«Wer hat's erfunden?»

keit und Landleben zu tun hat, für völlig uncool halten. Dazu kommt, dass das schweizerische Trachtenwesen vereinsmeiermässig bis zur Länge des Rockes durchreglementiert ist. Das Historische Lexikon der Schweiz hält diesbezüglich fest: «Die Herstellung und das Tragen von T. unterliegen kantonal verschiedenen Regelungen. Als allg. Grundsatz gilt, die T. nicht auszuleihen, nur jene des Heimat- oder Wohnorts zu tragen und sie (bei repräsentativen Anlässen) nicht mit anderen Kleidungsstücken zu kombinieren.» Ist eine Frau verheiratet (und folglich nicht zu haben), trägt sie eine gestickte Haube auf dem Kopf. Das schafft klare Verhältnisse. Nur möchte man manchmal eben gerade unklare Verhältnisse, insbesondere an einem ausgelassenen Oktoberfest.

Bei der schweizerischen Tracht bleibt wenig Spielraum, zumal in jedem (Kleider-)Regelverstoß gleich ein Verrat an der Tradition gewittert wird. So gab schon der Auftritt der Ehrendamen am letzten Eidgenössischen Schwingfest in Estavayer Anlass zur Diskussion, weil diese nicht in der ortsüblichen Tracht auftraten, sondern in neckischer Landhausmode.

So bleibt die Ricola-Frage: «Wer hat's erfunden?» Das Oktoberfest ist unzweifelhaft eine bayrische Erfindung. Dazu gehört auch die Verkleidung. Wir haben es mit einer Art Bierhumpen-Karneval zu tun. Man mag Dirndl und Lederhosen unschweizerisch doof finden. Noch doofer ist es, mit einer Schweizer Tracht ans Oktoberfest zu gehen. *Peter Keller*

Fieberkurven

Das elektronische Geld Bitcoin ist unheimlich teuer geworden. Ist das nur eine Blase oder der Anfang einer neuen Geldordnung?

Von Beat Gygi

In der Finanzwelt zischt es, wie wenn Feuer und Wasser aufeinandertreffen. Die neue elektronische Währung Bitcoin hat diesen Sommer an Wert gewonnen wie nie zuvor, viele Anhänger von privatem Geld sind optimistischer denn je, und noch nie deckten Finanzmanager diese Erfindung mit so giftigen Kommentaren ein wie heute. Pointiert gefragt: Wofür steht das B bei Bitcoin? Steht es für «Blase», wie es jüngst prominente Finanzleute dargelegt haben, so etwa Ray Dalio, der als Unternehmer sowie Gründer und Manager des grossen Hedge-Funds Bridgewater Associates zu den den reichsten Milliardären zählt? Oder steht gar «Betrug» hinter den Bitcoins, wie kürzlich Jamie Dimon, Chef der amerikanischen Grossbank J.P. Morgan Chase, argumentiert hat? Die Meinung, es handle sich um eine Blase, ist nicht von der Hand zu weisen, wenn man den Verlauf des Marktkurses gegenüber dem US-Dollar betrachtet (Grafik unten links). Die Linie zeigt eine Explosion.

Wer in den fruhlen Anfängen für eine Pizza Dutzende von Bitcoins hergegeben hat, darf heute nicht daran denken. 2015 begann der unglaubliche Aufstieg, der Anfang 2017 auf 1000 und Ende Juli in der Spitze auf gut 4700 Dollar führte. Zurzeit ist ein Bitcoin knapp 3800 Dollar wert, und man weiss nicht, in welche Richtung die nächste wilde Bewegung geht. Sicher, das hat mit Preisblasen einiges zu tun – aber steckt hinter Bitcoin gar Betrug, wie der Banker Dimon dies antonte? Das würde heissen, dass Bitcoins gefälscht und widerrechtlich in Verkehr gebracht werden können.

Der ehemalige Privatbankier Konrad Hummeler, der sich seit einigen Jahren vertieft mit die-

ser neuartigen Währung befasst, hält die Wahrscheinlichkeit für sehr gering, dass Bitcoins gefälscht werden können, weil das dahinterstehende Produktionsverfahren von den zahlreichen daran Beteiligten genügend gut beobachtet und kontrolliert werden könne. «Blockchain» heisst dieses Verfahren. Wörtlich übersetzt bedeutet das eine Verkettung von Blöcken. In der Praxis heisst es, dass jeder sich daran beteiligen kann, dieses Geld zu schaffen. Man kann auf seinem Computer einen Block mit Meldungen aus dem Netz herunterladen, in denen – ähnlich wie in einem Grundbuch oder einem Buchhaltungsjournal – festgehalten ist, wann eine bestimmte Zahlungseinheit, ein Wertgegenstand oder eine Abmachung in der

Der Clou ist, dass die Beglaubigung nicht durch eine zentrale Überwachung erfolgt.

Vergangenheit von einem Vertragspartner zum andern gegangen ist, von einem Eigentümer zum andern. Bei Bitcoins beispielsweise sind darin die Transaktionen von Eigentümer zu Eigentümer sozusagen von Geburt an notiert. Via Softwareschlussel stellt man die Verbindung zum letzten Block der Kette her, schreibt sich sozusagen selber ins Journal ein und gibt den Block anschliessend wieder frei.

Viele Leute arbeiten weltweit parallel an solchen Ketten mit verschlüsselten Zugängen, und so werden die ganzen «Geschichten» der Transaktionen mit Bitcoins auf vielen Computern x-fach parallel abgespeichert. Sollte nun jemand

versuchen, Geschichtsklitterung zu betreiben, also an einer der Protokollierungen etwas zu seinen Gunsten abzuändern, quasi Geld zu fälschen, kann er das allenfalls auf seinem Konto versuchen, aber auf Tausenden oder Millionen anderer Computer steht noch die unverfälschte Geschichte. Damit wird diese sozusagen in Stein gemeisselt, man kann auch sagen: mannigfach beglaubigt. Der Clou ist, dass all das nicht durch eine zentrale Überwachung und die Verwaltung eines zentralen Verzeichnisses erfolgt, sondern dadurch, dass auf einer Vielzahl von Computern die Kopien der Geschichte liegen, weit verstreut, dezentral. Das ist wie ein spontan ablaufendes, breitabgestutztes Beglaubigungsverfahren – nicht nur für Zahlungen, sondern für viele andere Vorgänge, bei denen heute eine Art Beurkundung als Beleg verlangt wird.

Bildlich kann man sich Blockchain näherungsweise so vorstellen, dass bei einem Velorennen viele Zuschauer an der Abschränkung stehen und die vorbeifahrenden Sportler filmen; auf all ihren Kameras kann man bei Bedarf den Ablauf des Rennens nachschauen. Sollte ein Zuschauer seine Aufnahme manipulieren, findet man auf vielen anderen Kameras immer noch die unverfälschten Bilder. Aus dieser Sicht stuft auch Thomas Mayer, ehemaliger Chefökonom der Deutschen Bank und heute Gründungsdirektor des Analyse-Instituts Flossbach von Storch, das Blockchain-Verfahren als verlässlich ein. Seines Wissens ist es noch zu keiner Fälschung gekommen, zu keinen Fake-Bitcoins. Die Blockchain-Technologie ist seiner Ansicht nach nicht geknackt worden, also nicht gescheitert.

Bitcoin-Kurs

Entwicklung seit 2012, in US-Dollar

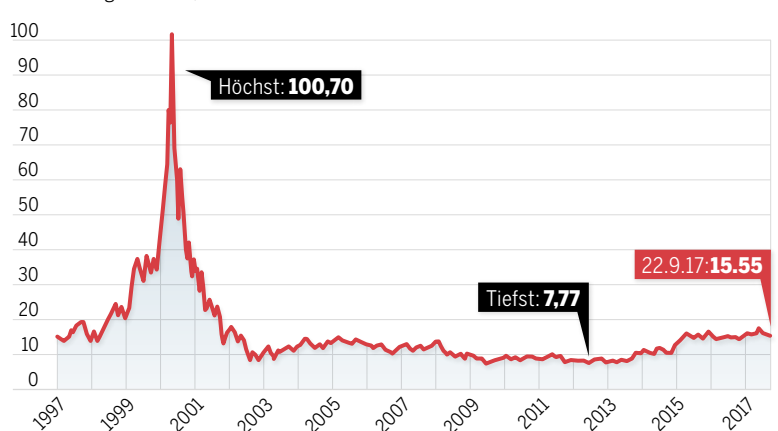


QUELLE: WWW.XE.COM

Explosionsartiger Bitcoin-Aufstieg.

Aktienkurs der Deutschen Telekom

Entwicklung seit 1997, in Euro



QUELLE: FINANZEN.NET

Bild vom «Krieg der Spermien».



«Wer ist der Wächter?»: Bitcoin-Bezug in Tokio.

Ihn erstaunt es allerdings nicht, dass führende Banker gegen Bitcoin wettern. Das Blockchain-Verfahren diene ja dem direkten Tausch von Geld oder anderen Sachen unter Vertragspartnern, eine Bank als Vermittler sei dabei nicht mehr nötig. Etliche Intermediäre würden so ihre Rolle verlieren. Das gelte nicht nur für Bitcoin, sondern für alle Kryptowährungen, die auf Blockchain und einer zugehörigen Verschlüsselung beruhten. Manager traditioneller Banken nützten die Kinderkrankheiten bei neuen Technologien deshalb nun gerne für Angriffe auf die möglicherweise aufkommende Konkurrenz. Wie eng wird es nun aber für Bitcoin, wenn China die grossen Handelsplattformen dafür sperrt? Auch diese Massnahme passt für Mayer ins Bild, das sei der Versuch von Staaten, ihr Staatsgeld gegen Konkurrenz zu schützen. Die Frage sei allerdings offen, ob die Staaten das Finanzsystem genügend im Griff hätten, um Innovationen unterdrücken zu können. In der Vergangenheit seien solche Versuche meist erfolglos gewesen, die Maschinenstürmer etwa hätten wenig ausgerichtet gegen das Neue.

Klar, der Bitcoin-Kurs sei heute spekulativ geprägt, aber es sei im Auge zu behalten, dass man sich bei den Kryptowährungen in einem Suchprozess befinde, der an die hochgelobten Internetwerten am Ende der Jahrtausendwende erinnere. Heute wie damals gehe es um die Frage, welcher unter vielen neuen Ansätzen sich durchsetzen werde. Spekulieren sei normal, wenn man die Zukunft nicht kenne und in jeder Richtung suche. Der Vorwurf, dass Bitcoin einem Schneeballsystem gleiche, geht seiner Meinung nach ins Leere, denn das sei ja gerade das Wesen solcher Phasen.

Hummler hat gerade kürzlich in diesem Zusammenhang an das Bild vom «Krieg der

Spermien» erinnert, das er bereits in der Zeit der Internetblase verwendet hatte. Damit wird veranschaulicht, wie in einer ungewissen Situation sehr viele Projekte gestartet werden, von denen nicht klar ist, welche gelingen werden und welche nicht. Die Stärksten werden ans Ziel kommen, aber da das Rennen offen ist, ist es rational, in ziemlich viele gleichzeitig zu investieren. Von den Internetstars der Jahrtausendwende haben wenige überlebt.

Aus dem Nichts geschaffen

Unten rechts ist der Aktienkurs der Deutschen Telekom dargestellt. Diese Aktie war um 2000 herum eine verheissungsvolle «Volksaktie», beworben von Fernsehstars wie Manfred Krug. Beim Platzen der Blase verlor sie 90 Prozent ihres Wertes, fand auf dem tiefen Niveau aber ei-

«Ich glaube, wir kommen nicht darum herum, anzuerkennen, dass es natürliche Monopole gibt.»

ne Grundlage und hat sich bis heute dort oder etwas höher gehalten. Ähnlich ist es vorstellbar, dass sich bestimmte Kryptowährungen durchsetzen können.

Gunther Schnabl, Professor für Wirtschaftspolitik und internationale Ökonomie an der Universität Leipzig, dämpft mit Blick auf Bitcoin allzu hochfliegende Hoffnungen auf ein rasch stärker werdendes privates Geld. Er erinnert an Bilder, auf denen Bitcoins als Goldstücke dargestellt werden, und sagt, dass Bitcoins eigentlich genau das nicht seien. Er versteht zwar die Hoffnung liberaler Ökonomen, die in Bitcoin eine valable Konkurrenz zum instabilen öffentlichen Geld sehen. Aber eigentlich, so Schnabl, stehe

hinter Bitcoins ebenfalls kein realer Wert, genau wie beim heutigen Papiergeld. Das neuartige Kryptogeld werde ja ebenfalls aus dem Nichts geschaffen und sei damit aufs Vertrauen der Benutzer angewiesen. Man müsse zum Beispiel sicher sein können, dass wirklich nur die früher angekündigte Menge an Bitcoins geschaffen werde, damit keine Verwässerung oder Inflation entstehe. Der Druck hin zur Inflation könnte insofern mächtig werden, als die als Maximalmenge vorgesehenen 21 Millionen Bitcoins ja im Extremfall für die ganze Welt reichen sollten – dann müsste der Preis für ein Auto wohl irgendwann bei 0,000000000x Bitcoin liegen.

Selbst wenn man in Bitcoins Vertrauen habe und deren Anzahl konstant bleiben werde – selbst dann ist für Schnabl vorstellbar, dass die Anzahl der anderen Kryptowährungen dramatisch zunimmt und von daher Inflation droht. Aber ein Laie verstehe die Spielregeln, die Algorithmen zu wenig, um alles zu durchschauen. Man könne wohl nicht ganz sicher sein, ob nicht doch jemand bei einer Kryptowährung sozusagen den Delete-Knopf drücken könnte und das Geld dann verschwinde. Wenn das technische Wissen fehle, entstehe rasch ein Vertrauensproblem. Was Draghi als Chef der Europäischen Zentralbank oder die US-Notenbank-Chefin Yellen machten, sei um einiges einfacher zu verstehen als das, was die Bitcoin-Informatiker unternähmen. Zudem seien Kryptowährungen, genau wie die Papierwährungen, anfällig auf Abwertungswettläufe. Wenn die USA ihre Währung inflationierten, übertrage sich das über den Wechselkurs auf alle kleineren Währungen – das gelte auch für Kryptowährungen.

Schnabl zieht aus alledem einen eher ernüchternden Schluss: «Am Anfang dachte ich, dass Kryptowährungen uns endlich einen Währungswettbewerb bringen, aber ich glaube, wir kommen nicht darum herum, anzuerkennen, dass es natürliche Monopole gibt, wohl auch bei Währungen.» Für ihn steht damit die Frage im Raum, wem das Monopol für eine Währung anvertraut wird und wie man die Kontrolle organisiert. «Wer ist der Wächter, und wie wird der Wächter überwacht?», fragt er, und seine Antwort lautet: Es müssen selbstbewusste Bürger sein, die die Zusammenhänge verstehen und alle Politiker sanktionieren, die eine Aushöhlung der Währung dulden.

Michel Stofer, Leiter IT Advisory Schweiz beim Beratungsunternehmen EY, beurteilt Kryptowährungen ebenfalls zurückhaltend, von der Blockchain-Technologie verspricht er sich jedoch viel. Wären etwa die Subprime-Instrumente in den USA in Blockchain abgelegt gewesen, hätte man ganze Bündel mit tausenden von Hypotheken bezüglich Zahlungsbedingungen, Schuldner et cetera blitzartig durchschauen können, Ratingagenturen wären überflüssig gewesen. Blockchain bringe Sicherheit und Transparenz bei Verträgen auf eine neue Stufe. ○

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Glaubt man ihren Schimpftiraden, ist der nächste Korea-Krieg nur noch eine Frage der Zeit. Wie 1914 entgleitet den Protagonisten die Kontrolle. Doch die Geschichte wiederholt sich nicht.
Von Hansrudolf Kamer und Robert Carter (Illustration)



Neuer Realismus: Kim Jong Un und Donald Trump.

Wie zwei Halbstarke bellen sich der amerikanische Präsident und der nordkoreanische Diktator an. Donald Trump und Kim Jong Un – zwei Verrückte, die sich gegenseitig hochschaukeln und einen Krieg auslösen, der zumindest Nordostasien in die Katastrophe stürzt?

Als historisches Vorbild für dieses Szenario wird der Erste Weltkrieg zitiert, als die führenden Staatsmänner wie Schlafwandler in einen Krieg stolperten, den sie nicht wollten. «Die Schlafwandler» – das ist der Titel, den der australische Historiker Christopher Clark seinem Buch über den Beginn des Ersten Weltkriegs gab. Er schildert den Ablauf so, als ob die Könige und Generäle nicht gewusst hätten, was sie taten, und sich über die Konsequenzen nicht im Klaren gewesen wären: Sie waren «Schlafwandler, beobachtend, aber nicht sehend, heimgesucht von Träumen, doch blind gegenüber der Wirklichkeit des Schreckens, den sie in die Welt bringen werden».

Krieg als Mittel der Politik

Sind nun Trump und Kim Jong Un gleichermassen blind, so wie die Deutschen, Franzosen, Briten und Russen vor hundert Jahren? Das ist ziemlich unwahrscheinlich. Auch ist das Bild überzeichnet. Die Kriegsschuldfrage 1914 ist ein erschöpfend behandeltes Thema, und die Literatur zeigt in andere Richtungen.

Die Akteure von damals waren sehr gut auf einen Krieg vorbereitet und wussten genau, was sie taten. Sie kannten die Entwicklung der Waffen und deren Wirkung, wie im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und im Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) in allem Horror zu sehen war. Hunderttausende wurden auf offenem Feld niedergemäht.

Man hatte das Massentöten damals sehr wohl zur Kenntnis genommen und – das ist der grosse Unterschied zu heute – als notwen-

Trump ist von Beratern umgeben, die wissen, was Krieg ist. Er ist fest in dieses System eingebunden.

dig akzeptiert. Krieg als Mittel der Politik war normal, und enorme Verluste an Menschenleben waren einkalkuliert. Heute ist das anders.

Trump ist von Beratern umgeben, die wissen, was Krieg ist. Der Präsident steht nicht nur unter ihrem Einfluss, es würde sogar zu Befehlsverweigerungen kommen, wenn er etwas ganz Verrücktes durchsetzen wollte. Er ist fest in dieses System eingebunden. Das weiss im Grunde Freund wie Feind.

Kim ist Spross einer Dynastie, die den Koreakrieg einst mit Rückendeckung Stalins und Mao Zedongs begann, allerdings aufgrund damals gut nachvollziehbarer strategischer Einschätzungen. Diese bestanden in der realistischen Aussicht, dass man den Süden erobern könne, ohne dass die Amerikaner eingreifen würden.

Die berühmte Rede des damaligen US-Aussenministers Dean Acheson hallt noch nach. Er hatte suggeriert, dass Korea ausserhalb der amerikanischen Verteidigungsparameter liege. Es ist nicht anzunehmen, dass Kim grundsätzlich anders tickt als sein Grossvater. Seine Strategie ist eigentlich gut einsehbar.

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist die koreanische Halbinsel geteilt. Die Ängste vor einer aggressiven Wiedervereinigung beherrschten lange das Denken im Norden wie im Süden. Das «Unentschieden» im Koreakrieg von 1950 bis 1953 und der Kalte Krieg mit seinem nuklearen Patt zwischen West und Ost verfestigten die Teilung.

Kim Kim Jong Un will, so gut man das eben zu wissen glaubt, sein Regime und sein Land retten und dieses Ziel mit nuklearer Abschreckung erreichen. Mit einigem Raffinement hat er das globale System der Nichtverbreitung von Atomwaffen unterlaufen und Washington unter den Präsidenten Clinton, Bush und Obama genarrt. Alle drei verfolgten eine Eindämmungsstrategie (zeitweise ergänzt durch Verhandlungen), die ihren Hauptzweck verfehlte. Die nukleare Aufrüstung Nordkoreas schritt voran, und Trump erbt ein Problem mit enormem Konfliktpotenzial.

Das ist die defensive Komponente der Strategie Kims. Aber es gibt auch eine offensive. Sollte der Diktator zum Schluss kommen, Amerika bluffe nur und werde es nicht zum Äussersten kommen lassen, könnte er sich an seinen Grossvater Kim Il Sung erinnern, der Stalin und Mao von seinen Invasionsplänen überzeugt hatte. Dann fände die Wiedervereinigung doch noch unter nordkoreanischer Ägide statt – vielleicht nicht militärisch, sondern «nur» mit nuklearer Erpressung.

Trump hat verbal eskaliert und die militärische Drohkulisse verstärkt. In seiner jüngsten Rede vor der Uno charakterisierte er das nordkoreanische Regime als moralisch verkommen, krankhaft verbildet und als eine Bande von Kriminellen. Die Rede war aber bemerkenswert wegen ihrer anderen Tonlage. Er betonte die staatliche Souveränität und setzte so einen Kontrapunkt zum amerikanischen menschenrechtlichen Universalismus: «Wir erwarten nicht, dass andere Länder unsere Kultur, unsere Traditionen und unser Regierungssystem teilen. Wir erwarten [...], dass sie zwei Kernprinzipien befolgen: die Interessen ihrer eigenen Bürger fördern und die Rechte aller übrigen souveränen Nationen beachten.»

Trumps Optionen

Dieser Realismus relativiert die Schmähere und lässt Interpretationsspielraum offen. Zur Orchestrierung der Rhetorik, die sich unweigerlich abnützt und nur begrenzt steigerungsfähig ist, liess das Pentagon vor Nordkoreas Küste Bomber und Kampffljets patrouillieren. Nordkorea hatte zuvor eine weitere Rakete

über Japan hinweg in den Pazifik geschossen. Die Statistik zeigt sechs nordkoreanische Atomtests und 116 Starts von ballistischen Raketen in 23 Jahren – und belegt damit klar das Scheitern der Containment-Politik.

Im Vergleich zu 1914 ist die Situation heute aber überschaubar. Washington und Pjöngjang mit Peking im Hintergrund sind die handelnden Akteure. Alle verfügen über weit mehr Informationen, als die Kaiser und Könige damals hatten. Auch sind keine Automatismen und Bündnisverwicklungen erkennbar, die einen Krieg erzwingen könnten. Weder Trump noch Kim Kim Jong Un stellten Ultimaten mit klaren Forderungen und einer Zeitbegrenzung, deren Nichtbeachtung das Inferno entfachen würde.

Trumps Optionen lassen sich einzeln abhaken: Präventivkrieg mit einem sogenannten Enthauptungsschlag, der das Regime reak-

Die 6 Atom- und 116 Raketentests der letzten 23 Jahre belegen klar das Scheitern der Containment-Politik.

tionsunfähig machen würde; Verstärkung der militärischen Abschreckung und strengere Sanktionen als Hintergrund für Verhandlungen; ein Übereinkommen mit China über eine Entnuklearisierung der koreanischen Halbinsel (Vorschlag von Henry Kissinger). Schliesslich noch die Kapitulation: Nordkoreas Atomwaffen- und Raketenarsenal zu akzeptieren – wie seinerzeit bei andern Neulingen im nuklearen Klub.

Doch all dies überzeugt nicht. Allzu lange hat Washington gedroht und nichts getan. Der Stratege Stefan Soesanto hat daher vorgeschlagen, einen klaren Bruch zu riskieren: Disengagement, Abzug fast aller US-Truppen, keine weiteren Manöver mit Südkorea. So etwas Ähnliches hatte auch Wladimir Putin angeregt, weshalb es ja nicht a priori falsch sein muss.

Kaum gefährlicher als Nichtstun

Die Folgen wären: Südkorea müsste selber und allein mit dem Norden verhandeln und sich mehr um die eigene Verteidigung kümmern. Für innerkoreanische Verhandlungen müsste ein fixer Zeitrahmen eingeräumt werden. Scheitern sie, könnte man Kim – machiavellistisch gedacht – dazu verleiten, den 38. Breitengrad zu überqueren, um eine militärische Lösung zu forcieren. Dann wäre ein klarer Kriegsgrund unter ganz neuen Bedingungen gegeben.

Gefährlicher als nichts tun ist diese Variante kaum. Die alte Weisheit gilt noch immer: «Si vis pacem, para bellum» – wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor. Wie die Dinge liegen, schlafwandeln aber weder Kim Kim Jong Un noch Trump in einen Krieg. Von diesem amerikanischen Präsidenten ist zu erwarten, dass er sich etwas Neues einfallen lässt. ○



Strebt nach Höherem: Sozialistin Hidalgo, 58.

Fünf Ringe für einen Heiligenschein

Nach hundert Jahren wird Paris 2024 wieder Olympiastadt – gegen den Willen von Stadtpräsidentin Anne Hidalgo. Wichtiger sind der Sozialistin der Kampf gegen Autos und Sandstrände an der Seine. Die Bilanz ihrer ersten drei Amtsjahre fällt ernüchternd aus. *Von Jürg Altwegg*

Sie hat in jüngster Zeit öfter mal auf das falsche Pferd gesetzt. Gegen den freiwillig abtretenden Präsidenten François Hollande trat sie heftiger nach, als es sich unter langjährigen Genossen geziemt. Bei der Vorwahl der Sozialisten unterstützte sie Ex-Minister Vincent Peillon, der spektakulär scheiterte. Emmanuel Macron kritisierte sie bis zu dessen Sieg mit groben Worten. Die Beziehungen zwischen dem jugendlichen Staatspräsidenten und der «Stadtkönigin» sind schlecht geblieben. Die Journalisten Airy Routier und Nadia Le Brun porträtierten die Bürgermeisterin als «Notre-Drame de Paris» (Editions Albin Michel).

Hidalgos Eltern, politisch aktive Gegner des spanischen Diktators Franco, sprachen kein Wort Französisch, als sie 1961 mit ihren Töchtern María und Ana, Jahrgang 1959, aus Andalusien nach Lyon kamen. 1973 wurde die ganze Familie eingebürgert. Anne, wie sie sich fortan nannte, wollte Tänzerin oder Journalistin werden, studierte aber Jura und fand Auf-

nahme im Elitekorps der Inspection du travail, in dem die Frauen eine winzige Minderheit darstellen. Meist war sie auch die Jüngste. Im Alter von dreissig Jahren wurde Anne Hidalgo Leiterin des nationalen Arbeitsamts, dann wechselte sie als Beraterin ins Ministerium von Martine Aubry.

Erste Frau im Hôtel de Ville

Harziger verlief die politische Karriere. Mehrmals wurde Hidalgo bei Wahlen im 15. Pariser Arrondissement geschlagen. Dennoch schaffte sie den Einzug in die städtische Exekutive. Bürgermeister Bertrand Delanoë machte sie zu seiner Nummer zwei und baute sie als Nachfolgerin auf. 2014 gewann Hidalgo gegen ihre bürgerliche Widersacherin Nathalie Kosciusko-Morizet und wurde zur Stadtpräsidentin von Paris gewählt. Um dieses Ziel zu erreichen, ging sie zum unpopulären Präsidenten Hollande und zur französischen Regierung auf Distanz.

Sie ist die erste Frau im Hôtel de Ville – die Liste ihrer Vorgänger ist allerdings auch nicht sehr lang. Nach der Revolution von 1789 existierte das Amt nicht mehr. Jedes der zwanzig Arrondissements hatte seinen eigenen Maire, der sich um die Verwaltung kümmerte. Politisch hatte der Zentralstaat das Sagen. Das Stadtpräsidium wurde 1975 mit der Umwandlung in ein Département geschaffen. Jacques Chirac, erster Bürgermeister von Paris, nutzte es als Sprungbrett für die Präsidentschaft. Sein Nachfolger Jean Tiberi – korsischer Herkunft – musste vor allem die Altlasten Chiracs ausfressen, er wurde wegen Wahlbetrugs verurteilt. Auf Tiberi folgte der Sozialist Delanoë, der in fünfzehn Jahren die Verschuldung vervierfachte, aber mit Erfolg in die Rolle des modernen Bürgermeisters europäischer Kulturmetropolen schlüpfte: links, grün, homosexuell und hedonistisch, weltopen und antirassistisch.

Zweimal war Paris, das 1900 die zweiten Olympischen Spiele der Neuzeit durchge-

führt hatte, mit einer Olympiakandidatur gescheitert: 2008, als das Olympische Komitee auf einer Premiere in Asien – Peking – beharrte. Die Niederlage gegen London vier Jahre später wurde als historische Schlappe empfunden. Bei der Kampagne begingen die Franzosen ihre klassischen Fehler: Sie erwiesen sich als arrogant, fühlten sich im Voraus als Sieger und stellten Politiker – an erster Stelle Delanoë, aber auch Chirac – in den Mit-

Wenn die Reisenden in der Gare du Nord ankommen, fühlen sie sich wie in der Dritten Welt.

telpunkt ihrer Selbstinszenierung. Sportler kamen nur am Rande zum Zug – während für die Briten der legendäre Athlet Sebastian Coe an die Front ging.

Im Sog ihrer Partei

Letztmals hatte Paris die Olympischen Spiele 1924 durchgeführt. Sie waren ein Abschiedsgeschenk an Baron Pierre de Coubertin. Das bevorstehende 100-Jahr-Jubiläum wurde zum Argument für eine neuerliche Bewerbung. Im November 2014 trat Hollande im Fernsehen auf und verkündete es. Am Tag darauf veranstaltete Anne Hidalgo eine Pressekonferenz: Noch sei rein gar nichts entschieden. Hollande glaubte an seine Wiederwahl, und Hidalgo brachte sich – wie Chirac – in Stellung für das Präsidentenamt: für 2017, spätestens aber für 2022. Längst ist sie die führende und bekannteste Frau in der Sozialistischen Partei. Zwei Monate später begann mit dem Anschlag auf *Charlie Hebdo* der Horror der Attentate. Bei jeder Demonstration und Trauerfeier stand Hidalgo im Schatten Hollandes, der zumindest in diesem Bereich eine gute Figur machte. Dessen ganze Amtszeit über blieb die Rivalität zwischen ihr und dem Präsidenten spürbar.

Die Bilanz ihrer ersten drei Jahre im Rathaus fällt ernüchternd aus. Buchautor Routier, der bis zu seiner Pensionierung Chefredaktor des linken Nachrichtenmagazins *L'Obs* war, unter-



«Notre-Dame de Paris»: Hidalgo auf der Seine.

stellt Hidalgo, im Krieg gegen die Autos durchaus bewusst Staus zu organisieren. Hidalgos Politik verschlechterte die Luft, die sie zu reinigen vorgebe. Unter Pompidou wurde die Stadt dem Auto angepasst – mehrspurige Strassen führten die Seine entlang. Jetzt steht das Velo auf dem Programm. Und im Sommer legt Hidalgo gerne Sandstrände am Fluss an.

Tatsächlich sind die Touristen zurück – auch die Chinesen, die viel Bargeld auf sich tragen und im Louvre regelmässig von jugendlichen Taschendieben bestohlen werden. Wenn die Reisenden in der Gare du Nord ankommen, fühlen sie sich zunächst einmal wie in der Dritten Welt. Frauen werden beschimpft. Flüchtlingsquartiere im Norden der Stadt erinnern an die Bidonvilles, die man vor fünfzig Jahren abbaute. Grosszügig nimmt die Sozialistin Flüchtlinge auf – doch die Rechnung bezahlt der Staat. Die unteren Schichten und die Unternehmen werden vertrieben, zuletzt der Autohersteller Peugeot, der seinen Geschäftsitz an der Avenue de la Grande-Armée gleich hinter dem Triumphbogen aufgegeben hat. Auch wegen der Sicherheitsmassnahmen seit den Attentaten wird der Alltag für die berufstätigen Pariser zum Albtraum.

In Lima weinte Anne Hidalgo bei der Vergabe der Spiele ein paar Tränen. Paris gewann auch deshalb, weil Konkurrenten wie Rom und Hamburg das Handtuch warfen und Boston zugunsten von Los Angeles verzichtete. Hilfreich war ebenfalls die Wahl von Trump: Noch im gleichen Monat wurde Hidalgo an die Spitze der C40 Cities Climate Leadership Group gewählt – ein Zusammenschluss der 85 grössten Städte der Welt (mit 650 Millionen Einwohnern), die für den Klimaschutz kämpfen wollen. Nach der Ankündigung von Trump, das Pariser Klimaabkommen zu kündigen, lud Macron die amerikanischen Forscher ein, ihre Arbeit fortan in Paris zu machen. Für Hidalgo war seine Wahl ein schwerer Schlag: 35 Prozent erreichte er im ersten, 90 Prozent im zweiten Wahlgang in Paris! Seitdem ist die Sozialistische Partei ein sinkendes Schiff. Deshalb hat Hidalgo zusammen mit Martine Aubry eine neue Bewegung begründet.

Olympiade für den Klimaschutz

Doch im Moment bleibt ihr nichts anderes, als auf Macron zu setzen. Dass Olympische Spiele dem Zusammenhalt der Bevölkerung förderlich sein können, soll ihr nach den Attentaten gedämmert haben. Das Budget werde eingehalten, verspricht sie. Und eine Olympiade im Dienste des Klimaschutzes – damit die Pariser wieder in der Seine schwimmen können.

Sie brüstet sich angesichts der Risiken und ihrer Unbeliebtheit damit, eine «mutige Entscheidung» getroffen zu haben. «Notre-Drame de Paris» strebt weiter nach Höherem – jetzt unter dem Motto: «Fünf Ringe für einen Heiligenschein sind nicht zu viel.» ○



Trumps Woche

Hand aufs Herz

Amerikas Kulturkampf erreicht den Sport.

Präsident Trump goss abermals Öl ins Feuer des Kulturkampfes, diesmal auf dem Football-Feld. Auf einer Kundgebung am Freitag in Alabama polterte er: «Würdet ihr es nicht gerne sehen, wenn einer dieser Klubeigner [der National Football League / NFL] einem, der unsere Fahne nicht ehrt, sagt: «Holt den Hurensohn sofort vom Spielfeld. Raus. Er ist gefeuert. Er ist gefeuert.» Der Präsident knöpfte sich Profi-Footballspieler vor, die sich nicht an die alte amerikanische Tradition hielten, beim öffentlichen Abspielen der Nationalhymne aufzustehen und die Hand aufs Herz zu legen. Einige Spieler knieten stattdessen nieder, um damit nach ihren Worten gegen rassistisch motivierte Polizeibrutalität zu protestieren.

Die Brandrede des Präsidenten löste einen Wasserfall an Reaktionen aus, unter anderem von mehr als 200 Spielern, Trainern und Eignern, die nun ebenfalls am Sonntag während der Hymne knieten oder sassen.

Trumps Gegenkandidatin im Wahlkampf, die bereits zweimal unterlegene Hillary Clinton, schaltete sich am Montag ein: «Er attackiert schwarze Sportler auf seiner Kundgebung in Alabama und setzt es auf Twitter fort. Er hatte sie attackiert, weil sie friedlich dafür demonstrieren, ebenbürtig für ihre Überzeugungen eintreten zu können – und appelliert so subtil an die Instinkte seiner Anhänger.»

Unterdessen haben Dutzende verzweifelter, langjähriger Football-Fans aus Protest gegen ihre knienden Sporthelden in den sozialen Medien ihre Football-Memorabilien in Brand gesetzt. Auf Youtube verbrannte der Elektromeister Robert Williams aus Texas seine 1000 Dollar teure Sammlung. Zornig sagt er im Video: «Die Knochen meines Grossonkels liegen auf dem Grund von Pearl Harbour – weil er für dieses Land, für diese Fahne und für die Freiheit kämpfte, in der NFL zu spielen und zu sagen, was immer man sagen will. Man missachtet nicht die Fahne, das Land und die Verfassung und warum wir unsere Freiheiten haben. Jetzt seht zu, wie dieses Zeug verbrennt.»

Goldenes Schlupfloch

Der Handel mit EU-Pässen blüht wie nie zuvor: EU-Staaten verkaufen das begehrte Dokument an oft zweifelhafte Investoren. Diesen steht damit auch der Weg in die Schweiz offen.

Von Wolfgang Koydl und Doriano Strologo (Illustration)



«Es ist, als ob der Hausmeister dein Haus kaufen würde.»

Wer eine eidgenössische B-Bewilligung möchte, aber nicht EU-Bürger ist, sollte sich diese E-Mail-Adresse merken: migration@crmd.moi.gov.cy. Dahinter verbirgt sich die Einwanderungs- und Einwohnermeldebehörde der Republik Zypern. Ihre Büros liegen in einem modernen Gebäude in der Chilonos-Strasse von Nikosia, einen Katzensprung von Parlament und Nationalmuseum entfernt. Ihre Beamten entscheiden, wer einen zypriotischen Pass erhält.

So weit, so unproblematisch. Jeder Staat hat das Recht, bei sich einzubürgern, wen er will. Doch ein Pass der Republik Zypern ist zugleich ein EU-Pass – und der öffnet die Türen für den ganzen Kontinent, einschliesslich der Schweiz. Es sind mithin zypriotische Beamte, die darüber befinden, welcher Russe, Chinese, Tschechene oder Araber das Recht erhält, in die Schweiz einzureisen, sich hier niederzulassen,

zu arbeiten oder ein Geschäft zu eröffnen. Die Schweiz hat dabei kein Mitspracherecht, sie muss nehmen, wer kommt.

Antragsteller muss nicht ins Land reisen

Schräg gegenüber vom Civil Registry and Migration Department ist eine Filiale der Alpha Bank. Das entbehrt nicht der Logik beziehungsweise einer gewissen Ironie. Denn bei der Vergabe der EU-Pässe oder Aufenthaltsgenehmigungen fliesst Geld, sehr viel Geld. Einen Immobilienkauf in Höhe von zwei Millionen Euro oder den Erwerb von Staatsanleihen im Wert von 2,5 Millionen Euro verlangt die Inselrepublik für die Staatsbürgerschaft im Schnelldurchgang. Leben muss man nicht im Land. Ein Kurztrip alle sieben Jahre reicht.

Billiger ist es in Malta, Spanien, Griechenland, Bulgarien oder Portugal. In Österreich oder Grossbritannien hingegen muss man

richtig tief in die Tasche greifen: Unter fünf bis zehn Millionen Einsatz tut sich nichts. Besonders apart ist, dass auch Ungarn an dem lukrativen Handel teilnimmt: Derweil Budapest mittellose Migranten mit einem Grenzzaun fernhält, verspricht es Käufern von Staatsanleihen im Wert von 300 000 Euro eine für die ganze EU gültige Aufenthaltsbewilligung binnen dreissig Tagen. Sie gilt für die ganze Familie, betagte Eltern eingeschlossen. Der Antragsteller muss sich dazu gar nicht ins Land begeben. Es reicht ein Besuch beim nächsten ungarischen Konsulat.

Zypern hat seit Einführung des erleichterten Einbürgerungssystems 2013 über vier Milliarden Euro eingenommen – und ist so Spitzenreiter im internationalen Geschäft mit Zweitpässen, dessen globaler Wert auf zehn Milliarden Dollar taxiert wird. Allein im vergangenen Jahr wurden an der Chilonos-Strasse

in Nikosia 400 Pässe ausgestellt – mehr als einer pro Tag. Nutzniesser sind meist russische oder ukrainische Oligarchen mit zweifelhaftem Hintergrund, neureiche Chinesen oder die Verwandten nahöstlicher Potentaten, wie der britische *Guardian* unlängst enthüllt hat, dem eine Liste der Neubürger zugespielt wurde.

Deren Namen bleiben meist geheim, nicht nur in Zypern. «Diese Geheimniskrämerei ist sehr, sehr verdächtig», klagte die portugiesische Europa-Abgeordnete Ana Gomes, die das «golden visa»-System ihrer Heimat als «amoralisch und pervers» verurteilt. Lissabon vergibt die *vistos dourados* seit 2012 an jeden, der eine Villa für mindestens 500 000 Euro kauft, eine Million investiert oder zehn Arbeitsplätze schafft. Dafür gibt es ein Schengen-Visum – für die ganze Familie – und Vorzugsbehandlung bei der Einbürgerung. Von der Methode profitieren vor allem reiche Brasilianer und Angolaner. Dass die Bürger der zu Ölreichtum gekommenen ehemaligen Afrika-Kolonie reihenweise Luxusvillen an der Algarve kaufen, veranlasste einen Leserbriefschreiber kürzlich zu dem Stossseufzer: «Es ist, als ob der Hausmeister dein Haus kaufen würde.»

Die EU-Kommission in Brüssel sah dem Handel lange zu – misstrauisch, aber untätig. Erst als Beschwerden aus dem Europaparlament nicht mehr zu ignorieren waren, rang man Zypern und Malta das Zugeständnis ab, die Staatsbürgerschaft von einer «echten Verbindung» zwischen Antragsteller und neuer Heimat abhängig zu machen. Malta erhöhte daraufhin den Preis für einen Pass von 650 000 auf 1,15 Millionen Euro und verlangte, wie auch Zypern, eine zwölfmonatige Residenzpflicht. Die ist in der Praxis freilich leicht zu umgehen: Oft reicht die blosser Anmeldung in der frisch erworbenen Luxus-Immobilie.

Mitgegangen, mitgegangen

Und die Schweiz? Man würde es ja auch nicht tolerieren, wenn der Thurgau oder die Waadt den Schweizer Pass oder Aufenthaltsbewilligungen verhökern würden. Das Aussendepartement reicht eine Anfrage nach zweitägiger Bedenkzeit wie eine heisse Kartoffel an das Staatssekretariat für Migration weiter, welches in dieser Frage sachkundiger sei. Nun ja. Es lohnt sich, die Antwort im Wortlaut zu zitieren: «Die Praxis einzelner EU-Mitgliedstaaten, die Vergabe von Staatsbürgerschaften oder Visa an die Bezahlung substanzieller Beträge oder an Investitionen zu knüpfen, ist bekannt. Die Schweiz wie auch weitere europäische Länder haben gegenüber den betreffenden Staaten ihre Bedenken zu dieser Praxis geäußert. Grundsätzlich ist aber natürlich jeder EU-Mitgliedstaat souverän in der Gestaltung seiner nationalen Gesetzgebung.» Mit anderen Worten: Wir können nichts tun, als uns zu räuspern. Mitgegangen, mitgegangen. ○

Klima

Entwarnung der Alarmisten

Führende Forscher geben in einer Studie zu, dass sich die Erde langsamer erwärmt als behauptet. Ihre Computer hatten falsche Prognosen ausgespuckt. Von Alex Reichmuth

Eigentlich müsste nun jede seriöse Zeitung titeln: «Klimawandel weit weniger dramatisch als befürchtet!» Denn das, was im Fachmagazin *Nature Geoscience* vor wenigen Tagen erschienen ist, ist das Eingeständnis führender Klimaforscher, dass sie mitsamt ihren angeblich unfehlbaren Computermodellen falschlagen. Es ist die Beichte, dass die Erderwärmung viel langsamer voranschreitet, als uns all die Warner, Mahner und Moralisten in Wissenschaft, Politik und Medien weismachen wollten. Es ist das Geständnis, dass die sogenannten Klimaskeptiker recht hatten.

Verfasst worden ist die einschlägige Studie von Klimawissenschaftlern aus acht Ländern. Die Mehrheit der Autoren ist massgeblich beim Weltklimarat (IPCC) engagiert, zum Teil in führender Stellung. Diese Forscher sind somit mitverantwortlich für die Alarme des IPCC vor einer angeblichen Klimakatastrophe. Nun aber sind sie zum Schluss gekommen, dass die Menschheit mehr CO₂ ausstossen darf, bis sich die Erde mutmasslich um 1,5 Grad erwärmt hat: nicht ein Zehntel mehr, nicht ein Fünftel oder die Hälfte mehr – nein: fast viermal mehr.

Temperaturanstieg überschätzt

Der Grund ist, dass sich die Wissenschaft verrechnet hat. Die Computermodelle hätten den Temperaturanstieg überschätzt, gab Co-Autor Michael Grubb vom University College London gegenüber der britischen Zeitung *Times* zu. «Wir haben die schnelle Erwärmung nach

Das Eingeständnis kommt versteckt daher, quasi durch die Hintertür.

dem Jahr 2000, die wir in den Modellen sehen, in der Realität nicht beobachten können», sagte sein Mitautor Myles Allen von der University of Oxford. Man reibt sich die Augen: Da reden führende Wissenschaftler genau so, wie es die vielgeschmähten «Klimaleugner» seit Jahren tun: Der Klimawandel habe sich in den letzten zwanzig Jahren verlangsamt. Die Computermodelle lägen falsch,

weil grundlegende klimatische Zusammenhänge in der Atmosphäre nicht bekannt oder nicht verstanden seien.

Doch so schnell geben Missionare nicht auf. Das Eingeständnis der Forscher kommt versteckt daher, quasi durch die Hintertür. Vordergründig verkaufen sie ihre Erkenntnis als eindruckliche Bestätigung für den Klimaschutz. «Emissionsbudget und Emissionspfad vereinbar mit dem Ziel, die Erwärmung auf 1,5 Grad zu begrenzen», haben sie ihre Studie betitelt. Hervorgestrichen wird nicht, dass der Klimawandel schwächer ist, sondern dass die Ziele des Klimaabkommens von Paris nun einfacher erreichbar seien.

«Das ist eine wirklich gute Nachricht», sagte Co-Autor Pierre Friedlingstein von der University of Exeter zur britischen BBC. Denn ohne die Verlangsamung wäre das Vorhaben, die Erwärmung auf 1,5 Grad zu begrenzen, wohl unrealistisch gewesen.

«Viele Leute waren der Meinung, dass dies nicht möglich sei», so Myles Allen gegenüber der *Times*. Dabei war das Pariser Abkommen 2015 rund um die Welt als grosser Durchbruch gefeiert worden. Dass die Ziele unrealistisch sind, war damals kaum zu vernehmen.

Auch die meisten Medien verkünden, dass die Studie in *Nature Geoscience* den Klimaschutz stärke – sofern sie denn überhaupt darüber berichten. «Ziel von Paris immer noch erreichbar», so BBC. Das Resultat der Studie sei ein «Hoffnungsschimmer», hiess es bei Radio SRF. «Es gibt kein Zurücklehnen, mahnte der *Tages-Anzeiger*. «Niemand weiss, bei welchem Ziel die Erde auf der sicheren Seite ist.» Kein Wort war zu lesen, dass die Klimaforschung mit dieser Studie an Glaubwürdigkeit verloren hat.

Wären die Verfasser zum gegenteiligen Schluss gekommen, dass die Erderwärmung stärker geworden sei, wäre die Interpretation mit Sicherheit gleich ausgefallen: Jetzt ist Klimaschutz erst recht nötig! Egal also, welche Resultate die Wissenschaft liefert: Sie werden immer als Bestätigung gewertet, dass der CO₂-Ausstoss möglichst rasch abnehmen muss. Man fühlt sich an ein altes Sprichwort erinnert: «Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter – oder es bleibt, wie es ist.» ○



Die Wissenschaft hat sich verrechnet.



«Ich verteidige nur meine Liebsten»: Ashin Wirathu.

Prediger und Brandstifter

Ashin Wirathu ist die hässliche Fratze des Buddhismus: Der Mönch stachelt seine Landsleute zu Grausamkeiten gegen die Muslime in Myanmar an. Die Regierung lässt ihn gewähren.

Von *Sophie Mühlmann*

Der Mönch aus Mandalay hat Pausbacken und ein mildes Lächeln: Ashin Wirathu wirkt harmlos und sanft. Er spricht leise und beinahe monoton, wiegt sich bei seinen Predigten wie ein Palmenblatt in der Brise, die Augen zu Boden gesenkt. Niemals würde man vermuten, dass sich hinter dieser gefasst-heiteren Miene ein solch erbarmungsloser Geist versteckt, so viel menschenverachtender Brutalnationalismus.

In unserer Vorstellung sind buddhistische Mönche meist anmutige Männer mit kahlgeschorenem Kopf in safrangelber Robe, die leise durch goldene Pagoden huschen und ihr Haupt im Duft der Räucherstäbchen neigen, während sie leise Gebete murmeln. Fromme Männer, die keiner Fliege etwas zuleide tun würden. Ashin Wirathu ist das Zerrbild dieser Vorstellung.

Die Robe stimmt und die melodische Stimme, sonst aber nichts. Wirathu hasst, er hetzt, er stachelt zu Unmenschlichkeiten an. Wo Adolf

Hitler einst die Deutschen gegen die Juden aufpeitschte, wo Osama Bin Laden den Westen und dessen Bewohner verteufelte, da hat Wirathu sich die Muslime zum Feind auserkoren und gibt sie in seinen flammenden Predigten regelrecht zur Ausrottung frei.

Populist im frommen Gewand

Nach Jahrzehnten einer Militärdiktatur sind die Gedanken inzwischen frei im früheren Burma, das heute Myanmar heisst. Und in einem Land, wo die freie Meinungsäußerung gerade erst von der Bevölkerung gelernt wird, wuchern nun leider auch extreme Ansichten wie Unkraut. Wirathu nutzt diese neue Freiheit aus, um seine antiislamische Saat in die Köpfe zu bringen. Und die fällt bei den fünfzig Millionen Buddhisten auf fruchtbaren Boden.

Politische Korrektheit hat der 49-Jährige nicht nötig – die Leute jubeln ihm zu. Offiziell

ist ihm längst das Wort verboten worden: zu radikal, zu extremistisch sei er, meinte Myanmar's staatlicher buddhistischer Rat und verhängte ein Redeverbot. Doch Wirathu verbreitet weiter seine Hassparolen – einfach, weil er es kann, weil ihm die Menschen zuhören. Er ist Populist, Neonazi, Volksverhetzer, und das alles im frommen Gewand.

Wirathus nationalistische Bewegung 969 und deren politischer Zweig Ma Ba Tha wettern im Namen Buddhas gegen den Islam. Dabei sind die «Feinde», gegen die Wirathu und seine Hardline-Buddhisten geifern, für den Rest der Welt Opfer. Die staatenlose Volksgruppe der Rohingya wird von der Uno als «eine der meistverfolgten Minderheiten der Welt» bezeichnet. Myanmar verweigert ihnen alle Grundrechte.

In den letzten Wochen eskalierte die Gewalt: Radikalisierte Rohingya im bettelarmen Rakhingya-Staat im Nordosten Myanmar lehnten

sich gegen das Militär auf, und die Armee schlug zurück. Soldaten und von Ashin Wirathu aufgehetzte fanatische buddhistische Mobs wüthen seither in grausamen Exzessen gegen muslimische Zivilisten. Sie brennen Dörfer nieder und lösen eine verzweifelte Massenflucht aus. Über 430 000 Rohingya, so schätzt die Uno, sind seit Ende August ins Nachbarland Bangladesch geflohen. Das ist weit über ein Drittel der 1,1 Millionen Rohingya in Myanmar. Und an der Spitze der rassistischen Raserei steht der Mönch aus Mandalay und giesst lächelnd Öl ins Feuer.

«Wilde muslimische Mehrheit»

«Kalar» nennt er die Rohingya, ein schmutziges Schmähwort, das sich auf die dunkle Hautfarbe der Volksgruppe bezieht, ähnlich abwertend wie der Begriff «Nigger» in den USA. Er beschimpft sie als Terroristen und Vergewaltiger, er wettet gegen Mischehen zwischen Buddhisten und Muslimen, fordert reines Blut und ruft zum Boykott islamischer Geschäfte auf.

Unermüdlich hämmert er seinen Glaubensbrüdern ein, sich mit aller Kraft gegen den muslimischen Einfluss zu wehren, sonst werde das Land spätestens 2100 ein islamischer Staat. Mit den Fakten nimmt er es nicht so genau: «Wir werden in jeder einzelnen Stadt vergewaltigt, in jeder Stadt werden wir von sich zusammenrottenden Banden schikaniert», behauptete er dreist in einem Interview mit der britischen Zeitung *Guardian*. «In jeder Stadt gibt es eine unzivilisierte und wilde muslimische Mehrheit.» Dabei gehört nur etwa ein Zehntel der fünfzig Millionen Myanmaren überhaupt dem Islam an.

Vor vier Jahren prangte Wirathus Antlitz auf dem Titelbild des US-Nachrichtenmagazins *Time*. Darunter die Schlagzeile «Das Gesicht des buddhistischen Terrors». In seinen Predigten kennt er keine Scham: «Muslime sind wie afrikanische Karpfen. Sie vermehren sich schnell, sind sehr gewalttätig und fressen sich gegenseitig auf.» Oder: «Die Rohingya sind Tiere, die mit dem Hintern fressen.» Und sein Hass endet nicht an den Grenzen seiner Heimat. Er hat durchaus breiter gesteckte Ziele. «Wenn wir einmal diese Schlacht gewonnen haben, werden wir uns anderen muslimischen Zielen zuwenden.»

Wie aber ist dieser kleine radikale Mönch zu solchem Einfluss gekommen, dass die sanften Myanmaren ihm nicht nur zuhören, sondern sogar zu rasenden Völkermördern werden?

Vor zehn Jahren noch kannte niemand Ashin Wirathus Namen. Er wurde am 10. Juli 1968 als zweiter Sohn von acht Kindern in Kyaukse bei Mandalay geboren. Mit vierzehn schon verliess er die Schule und ging ins Kloster. Er war «erpiicht darauf, das zivile Leben mit all seiner Gier und seiner Boshaftigkeit hinter sich zu lassen», erzählte er später einmal.

Kritiker schieben seine extremistischen Phrasen und die fast tumbe Ignoranz auf den Mangel an Bildung. Doch Wirathu spielt meister-

haft mit den Emotionen der Massen. Trotzdem blieb er zuerst recht unbekannt. Erst als er sich 2001 der nationalistischen, antimuslimischen Gruppe 969 anschloss, wurde Wirathu berühmt – und schnell berüchtigt.

Er war einer der Anführer bei den ersten gewalttätigen Ausschreitungen im Norden des Landes, bei denen vor sechzehn Jahren bereits mehrere Menschen zu Tode kamen – schon damals waren die Rohingya die Opfer von 969, die ihre Symbole aus friedlichen buddhisti-



Unter Scheinheiligen: Aung San Suu Kyi.

schen Lehren zieht. Die Gruppe selbst weist sämtliche Vorwürfe weit von sich, aber sie wurde recht schnell als extremistisch eingestuft, und so wurde ihr lautestes Mitglied Ashin Wirathu 2003 zusammen mit vier Anhängern verhaftet und wegen Anstiftung zu Gewalt zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt.

Doch dann kam er vorzeitig wieder frei, profitierte ironischerweise von der Öffnung des Landes. 2011, als die Regierung im Zuge der Reformen eine Amnestie erliess und viele poli-

tische Gefangene auf freien Fuss setzte, kam auch er aus dem Gefängnis. Und machte genau dort weiter, wo er neun Jahre zuvor aufgehört hatte.

Inzwischen nutzt er dazu auch virtuos die sozialen Medien und das Internet. In einem Land, in dem Facebook vor drei Jahren noch verboten war, hat Wirathu bereits über 37 000 Follower. Und seine Schmähreden verbreitet er über YouTube. Er selbst behauptet von sich, er arbeite für den Frieden. Kritisiert man seine Hasspropaganda, entgegnet er mit Demut und Arglosigkeit in der Stimme: «Ich verteidige nur meine Liebsten. Ich warne die Leute vor Muslimen. Wie ein Hund, der bellen würde, wenn sich Fremde seinem Haus nähern.»

Die Regierung in Myanmar lässt ihn gewähren. Auch unter der Militärjunta gab es schon antimuslimische Kampagnen. Nun, da das Land als junge Demokratie vor der Weltöffentlichkeit einen Ruf zu verteidigen hat, toleriert man den Mönch inoffiziell als Stimme für populäre Ansichten im Volk, die im Ausland nicht gut ankommen.

Aung San Suu Kyi Schweigen

Wirathu hingegen gesteht es offen ein: Religion und Rasse seien ihm «wichtiger als Demokratie». Selbst Myanmar Freiheitsikone, die Nobelpreisträgerin und De-facto-Regierungschefin Aung San Suu Kyi, kommt nicht gegen den charismatischen Scheinheiligen an – er ist einfach zu populär. Monatelang schwieg sie zum Drama der Rohingya. Dann gab sie zwar endlich in einer Rede die Menschenrechtsverletzungen zu, nannte aber immer noch keine Schuldigen.

Wirathu hält derweil weiter ungebremst seine Brandstifterpredigten. Dabei hat sich selbst der berühmteste Buddhist der Welt, der Dalai Lama, schon besorgt über seinen Glaubensbruder geäußert: «Eigentlich ist das Töten von Menschen im Namen unserer Religion undenkbar. Aber jetzt lassen sich sogar Buddhisten dazu verleiten.» Und was die Rohingya angehe: «In einer solchen Lage hätte Buddha diesen armen Muslimen geholfen.» ○

Gegendarstellung

Zum Artikel «In den Mund gelegt», erschienen in der *Weltwoche* Nr. 36/17:

Die Behauptungen in der *Weltwoche*, wonach der *Tages-Anzeiger* und die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens dem Hassprediger Abu Ramadan «interpretierend Worte in den Mund legten, von denen sie annehmen, sie würden «aus dem Kontext» hervorgehen», sind unwahr. Tatsache ist, dass die drei durch den *Tages-Anzeiger* und die «Rundschau» konsultierten Übersetzer unabhängig voneinander übereinstim-

mend übersetzt haben, dass Abu Ramadan Gott gebeten habe, die Juden und Christen etc. zu vernichten. Von einem «heimlichen Auswechseln der Worte» und «journalistischen Kapitaldelikt, Leuten Worte in den Mund zu legen», kann keine Rede sein. Dies bestätigen auch weitere Experten wie Reinhard Schulze, Professor und Islamwissenschaftler an der Universität Bern.

Kurt Pelda, Arthur Rutishauser, Tamedia AG, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest

Männer, Milliarden und Tragödien

Liliane Bettencourt war die reichste Frau der Welt; vom Vater hatte sie den Kosmetikkonzern L'Oréal und die Schuld seines faschistischen Sündenfalls geerbt. Schicksale bestimmten ihr Leben, das kein Märchen war. Friedlich durfte es nun zu Ende gehen. Von Jürg Altwegg



Ergeben und verbunden: Erbschleicher Banier, L'Oréal-Besitzerin Bettencourt, 2004.

Auch noch als amtierender Staatspräsident kam er vorbei und holte seine Umschläge ab. Man war unter Nachbarn, bevor Nicolas Sarkozy, Gemeindepräsident im noblen Pariser Vorort Neuilly-sur-Seine, in die Dienstwohnungen der Republik umzog. Die Frau seines Geldministers Eric Woerth, auch er ein regelmässiger Besucher der betuchten alten Dame, verwaltete deren unermessliches Vermögen: das grösste in Frankreich, das grösste einer Frau weltweit.

Sarkozy musste den ergebensten Richter mobilisieren, um eine Verurteilung wegen illegaler Finanzierung seiner Wahlkampagne zu verhindern. Gegen den zweiten mutmasslichen Geldgeber, Muammar al-Gaddafi, schickte er die eigene und die amerikanische Armee los, die dafür sorgten, dass der libysche Machthaber aus dem Verkehr gezogen wurde; noch kurz zuvor hatte dieser sein Zelt im Garten des Elysée aufschlagen dürfen. Eine renitentere Richterin wurde in die Wüste verbannt. Gleichwohl kam es zu einem Prozess, in dem

es Gefängnisstrafen hagelte und Schatzkanzler Woerth nur aus Zweifel für den Angeklagten freigesprochen wurde.

Heimliche Aufzeichnungen

Die Staatsaffäre um den grössten politischen Finanzskandal der Ära Sarkozy war der Nebenschauplatz einer Familientragödie. Heimlich hatte der Butler die Konversationen seiner gastfreundlichen und spendierfreudigen Arbeitgeberin aufgezeichnet, der Wortlaut wurde in der Presse veröffentlicht. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Tochter und Alleinerbin Françoise Bettencourt-Meyers schon mehrfach versucht, ihre Mutter unter Vormundschaft zu stellen. Und gegen den Fotografen François-Marie Banier geklagt, dem Liliane Bettencourt Hunderte von Millionen geschenkt hatte: alte Francs und neue Euros – in Form von Immobilien, Bildern, Lebensversicherungen.

Banier hatte diese Frau, die noch reicher war als die Königin von England, 1987 für die nur alle paar Jahre erscheinende Kultzeitschrift

Egoïste abgelichtet – zu einem Interview über das Thema Geld. Sie war 65, Banier vierzig und homosexuell. Er war als Gigolo der greisen Dichter Louis Aragon – der auch im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei sass – und François Mauriac, Nobelpreisträger, bekannt. Damals noch als Schriftsteller und Verfasser eines Erstlingsromans, der 1969 erschienen war. Pierre Bergé, Lebenspartner von Bernard Buffet und später von Yves Saint Laurent, nannte ihn einen «Pseudoschriftsteller: Seine hauptsächlichste Qualität ist die Verführung von Alten.» Die Geschichte von Baniers Beziehung zu seiner vermögendsten Alten ist selber ein Roman.

Liliane Bettencourt wurde 1922 geboren und war fünf Jahre alt, als die Mutter, eine begabte Pianistin, starb: «Ihr Tod hinterliess eine Leere, die ich nie ausfüllen konnte.» Vater Eugène Schueller war der Sohn eines Bäckers, der am Sonntag in Neuilly-sur-Seine die frischen Brötchen in die Villen lieferte. Der angestrebte Besuch der Eliteschule Ecole polytechnique blieb

ihm verwehrt, er studierte Chemie und entwickelte zusammen mit einem Coiffeur in seiner Küche neuartige Haarfärbemittel und Shampoos. Ihr durchschlagender Erfolg begründete die moderne Zivilisation der schicken Französin; innerhalb weniger Jahre wurden landesweit über 40 000 Coiffeursalons eröffnet. So entstand der Kosmetikkonzern L'Oréal. Während zehn Jahren steckte der Witwer und Milliardär seine Tochter in eine Klosterschule. Nach Hause zum vergötterten Vater durfte sie nur in den Ferien, während deren er sie zum Arbeiten in seine Fabrik schickte. Sie klebte Etiketten auf die Shampoo-Fläschchen. Das Studium kam für eine Frau nicht in Frage, zu Lebzeiten des Vaters bekam Liliane auch nie eine verantwortungsvolle Stelle im Konzern. Ihre Erziehung war auf die Erfüllung mondäner Verpflichtungen für L'Oréal und ein angenehmes Leben als *rentière* und Erbin angelegt.

In den dreissiger Jahren finanzierte der katholische Traditionalist Eugène Schueller das faschistische Stosstruppunternehmen La Cagoule. Als Führer der nazifreundlichen «Geheimorganisation für eine nationale und soziale Revolution» veröffentlichte er antisemitische Pamphlete gegen den jüdischen und sozialistischen Regierungschef Léon Blum. Um ihn zu beseitigen, setzten weite Teile von Frankreichs Elite auf den Sieg Hitlers gegen das eigene Land. Schueller hielt es mit Pétain und profitierte von der Arisierung. Die Juden in seinem Unternehmen schützte er vor der Deportation, die verurteilten Kollaborateure von La Cagoule holte er nach deren Entlassung aus dem Gefängnis in seine Direktionsetage. Die Tochter verniedlichte ihn lebenslang als «pathologischen Optimisten ohne politischen Verstand», der «stets im falschen Boot sass».

Schueller verheiratete seine Liliane – mit Gütertrennung – mit einem Geschäftspartner gleicher Gesinnung. André Bettencourt hatte sich allerdings noch rechtzeitig in den Widerstand abgesetzt. In der Résistance will er die Bekanntschaft von Mitterrand gemacht haben – tatsächlich kannten sie sich bereits aus der gemeinsamen Zeit bei La Cagoule. Nach dem

Krieg war Bettencourt Abgeordneter und Minister in mehreren bürgerlichen Regierungen. 1953 bekam das Paar seine einzige Tochter Françoise.

Eugène Schueller starb 1957. Als Alleinerbin übernahm Liliane Bettencourt L'Oréal. Sie leitete den Konzern nach den Prinzipien des Vaters und mit der Unterstützung ihres Gatten. Zu allen Präsidenten unterhielten die Bettencourts beste Beziehungen, auch Mitterrand unterstützten sie finanziell. Pompidou, in dessen Regierung Bettencourt Aussenminister war, hatte ihnen weise geraten, Nestlé als Minderheitsaktionär ins Boot zu holen, um eine drohende Verstaatlichung durch die Linke zu verhindern.

Bis zum Sieg Mitterrands war Reden über Geld in Frankreich so tabu wie Vichy, und die Öffentlichkeit ignorierte nicht nur Mitterrands braune Herkunft, sondern auch die Vergangenheit von Schueller und Bettencourt. Unter der Linken wurden beide zum Thema. Serge Gainsbourg verbrannte im Fernsehen eine 500-Franc-Note, der ex-kommunistische Schauspieler Yves Montand lobte das Unternehmertum, Bernard Tapie wurde zum Idol. Einer der Höhepunkte dieses Klimawandels war das Interview von Liliane Bettencourt in der Zeitschrift *Egoïste*. Die Leser hatten keinen Grund, an ihrer Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. Auch André Bettencourt, der 2007 starb, hatte jahrelang nichts gegen die Millionengeschenke an Banier einzuwenden. Genauso wenig wie die Tochter, die sich mit einem Juden verheiratet hatte, der einen Teil seiner Familie in Auschwitz verloren hatte und dem Schwiegervater nicht nur stille Vorwürfe machte.

Nichtangriffspakt mit Schweigeklausel

Mit den Versuchen von Françoise Bettencourt-Meyers, die Mutter unter Vormundschaft zu stellen, und der ersten Klage gegen

François-Marie Banier kam die Welle der Gutachten, Enthüllungen und Gerichtsverfahren mit Hunderten von Millionen an Streitwert in Gang. Ein Jahrzehnt lang hielt sie Frankreich in Atem. Als Erstes tagte das Fernsehgericht. Zum Beweis ihrer Zurechnungsfähigkeit hatte Liliane Bettencourt im Alter von fast neunzig Jahren in der «Tagesschau» von Europas grösstem Privatsender TF 1 zu erscheinen. Sie war stocktaub, trug weisse Turnschuhe und machte einen ganz guten Eindruck: Ihre Tochter sei «eifersüchtig» und kaltherzig, und überhaupt habe diese jegliche Beziehung zu ihr abgebrochen.

Bei einem ersten Prozess wurde Banier zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Hunderte von Briefen hatte er Liliane geschickt. Sie war ihm nicht nur ergeben, sondern auch verbunden. Und ermunterte ihn zum künstlerischen Schaffen. Ein «Verrückter» wir ihr Vater sei er, schrieb sie ihm einmal. Den Klagen folgten Gegenklagen, der Aussage der Buchhalterin waren üppige Zahlungen von Françoise Bettencourt-Meyers vorausgegangen. Als Beistand ernannte das Gericht, das auf Alzheimer entschied, den Enkel. Seit der Finanzkrise tröstete das triste Feuilleton die Franzosen mit der Erkenntnis, dass es die Superreichen auch nicht immer leicht haben.

«Friedlich entschlafen» sei Liliane Bettencourt, liess die Tochter verlauten. Sie hatte sich vor ein paar Jahren mit der Mutter versöhnt und mit Banier diesen Sommer einen Nichtangriffspakt mit einer Schweigeklausel geschlossen. Er darf in den nächsten Wochen dreizehn Meisterwerke – mehrere Picassos – aus der Wohnung seiner Mäzenin abholen. Am Tag von Liliane Bettencourts Tod im Alter von 94 Jahren wurde der Freispruch für den Butler bekannt. Ihr Vermögen betrug 33 Milliarden Euro. Die L'Oréal-Aktien legten um 3,5 Prozent zu. ○



Bettencourt-Meyers.

Eine Welle mit Hunderten von Millionen an Streitwert kam in Gang.

juergsiegrist.com

CH-4912 Aarwangen
+41 (0)62 552 02 24

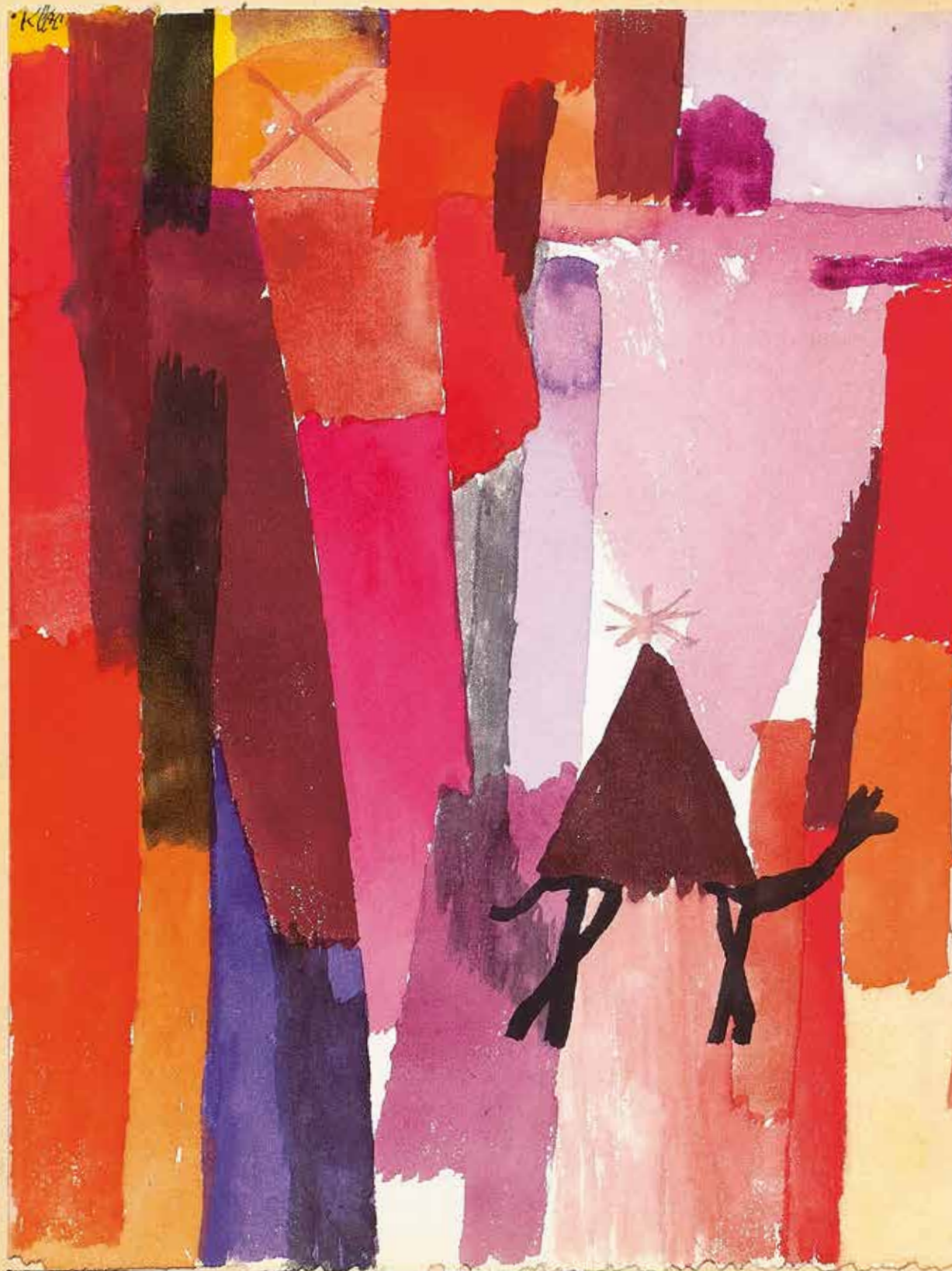
α-Ω

Juerg SIEGRISTAG

GALERIE +mehr



kaufen – verkaufen: unsere Galerie für Gemälde mit Potenzial zur Wertsteigerung – besuchen Sie juergsiegrist.com/galerie



1915. 39.

mit dem braunen und schwarzen Rand

«Letzte professionelle Erkenntnis»: Klees Aquarell «mit dem braunen Dreieck», 1915.



Spazierende Striche

Von Beatrice Schlag

Die Farbe hat mich. Ich brauche nicht nach ihr zu haschen. Sie hat mich für immer. Das ist der glücklichen Stunde Sinn: Ich und die Farbe sind eins. Ich bin Maler.» Als Paul Klee im April 1914 die Jubelworte in sein Tagebuch schrieb, waren er und seine beiden Malerfreunde August Macke und Louis Moilliet seit neun Tagen in Tunesien unterwegs, in Tunis, Saint-Germain (dem heutigen Ezzahra), Hammamet und Kairouan. Die Farbenpracht der Natur, des Meeres und der Berge, aber auch die der abstrakten Teppichmuster begeisterten das Trio. «Sofort ans Werk gegangen und im Araberviertel Aquarelle gemalt», notierte Klee in Tunis. Aquarelle im Freien gemalt bei sengender Hitze, wo die Farbe innerhalb von Sekunden trocknet? Das gibt eine Ahnung von der unbändigen Lust des Malers, die Schönheit ringsherum sofort festzuhalten.

Rund dreissig Aquarelle und dreizehn Zeichnungen soll Klee noch während der nicht einmal ganz zweiwöchigen Tunesienreise angefertigt haben. Das Bild «mit dem braunen Dreieck» ist auf 1915 datiert, wurde also erst nach der Heimkehr gemalt oder fertiggestellt. Im Oktober 1914 zeigte der damals 35-jährige Maler in Tunesien entstandene Aquarelle im Rahmen der Münchener Neuen Secession, die er mitgegründet hatte.

Die lieblichen Maghreb-Aquarelle gehören zu Paul Klees beliebtesten, auch am leichtesten zugänglichen Werken. Drucke davon hängen in Zehntausenden von Wohnungen. Gegen den zu Beginn seiner Karriere immer wieder geäußerten Vorwurf, seine Bilder seien primitiv, verwahrte sich Klee energisch: «Die Natur kann sich Verschwendungen in allem erlauben, der Künstler muss bis ins Letzte sparsam sein. Wenn bei meinen Sachen manchmal ein primitiver Eindruck entsteht, so erklärt sich diese Primitivität aus meiner Disziplin, auf wenige Stufen zu reduzieren. Sie ist nur Sparsamkeit, also letzte professionelle Erkenntnis, also das Gegenteil von wirklicher Primitivität.»

Ganz so ernsthaft war der inzwischen seit Jahrzehnten weltweit verehrte Maler nicht immer. Zeichnen definierte er als «die Kunst, Striche spazieren zu führen». Und zu oft kuriosen Bildunterschriften wie «mit dem braunen Dreieck» sagte er, es sei dem Betrachter überlassen, «sie anzunehmen oder abzulehnen und eigene zu versuchen. Setzen Sie eine Unterschrift nicht mit einem Vorhaben gleich.»

Paul Klee – Die abstrakte Dimension:
Fondation Beyeler, Riehen. 1. Oktober bis 21. Januar 2018.



«Ich machte alles, was verboten war»: François Mürner, 68, alias FM.

Radio

Volksnaher Rebell

Generationen von Schweizern sind mit ihm aufgewachsen, vierzig Jahre lang prägte er die Hörgewohnheiten des Landes wie sonst kaum jemand. Ein Besuch bei Radiolegende François Mürner ist wie ein Treffen mit einem alten Bekannten. *Von Rico Bandle*

Es gibt Leute, mit denen verbringt man mehr Zeit als mit engen Freunden – ohne sie je zu treffen. Man baut zu ihnen eine Art Beziehung auf, sie werden Teil des eigenen Lebens. Für Hunderttausende von Schweizern ist Radiomoderator François Mürner einer von diesen Leuten. So auch für mich. Mit seiner DRS-3-Sendung «Sounds» war er ein entscheidender Wegweiser beim Entwickeln des eigenen Musikgeschmacks, ein Verkünder des wilden Le-

bensgefühls. Ein Mann, der mit seiner frechen Art und seiner angenehm tiefen Stimme jeweils wohlige Vertrautheit auslöste.

François Mürner – oder FM, wie er sich nennt – erlangte in den vierzig Radiojahren eine Popularität wie sonst nur Bernard Thurnheer, der als Fernsehmann allerdings in den Medien viel präsenter war. Schon FMs erste Sendung, «Musik aus London» (1974–1978), war revolutionär. Von der britischen Haupt-

stadt aus sendete er neuartige Musik in die Schweiz: Punk, Reggae, experimenteller Pop. Und das erst noch auf dem konservativen SRG-Sender DRS 1. In den 1980er Jahren war er Mitbegründer und prägende Figur des Pop-Radios DRS 3, bis er 1999 den Jugendsender Virus kreierte und auch leitete.

Auch heute, längst pensioniert, ist er noch immer aktiv: Wenn das Berner Museum für Kommunikation eine Ausstellung über Popmusik

macht, so ist er mit seinen Texten und seiner warmen Stimme präsent. Oder gegenwärtig in einem Theaterstück am Zürcher Hechtplatz-Theater über das Beatles-Album «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band», wo er die alten Zeiten mit viel Humor wieder aufleben lässt.

Mit Bob Marley im Hotelzimmer

Einen Radiomann zu treffen, hat etwas Eigenartiges. Am vereinbarten Treffpunkt beim Bahnhof Basel steht eine wildfremde Person. Sobald sie zu sprechen beginnt, wirkt plötzlich alles vertraut, als rede man mit einem alten Bekannten. Wir steigen in sein Auto. Es läuft SRF 1. «Wegen der Bundesratswahlen», sagt Mürner. «Wenn ich umfassend informiert sein möchte, höre ich SRF 1, sonst meistens SRF 3. Aber ich wechsele oft.»

Sofort beginnt er zu erzählen von der wilden Zeit in London, wo seine Radiokarriere begann. Wie er einen Kredit aufnahm, um sich ein eigenes Tonstudio einzurichten. Und wie er fast die Studer-4-Spur-Bandmaschine der legendären Abbey-Road-Studios gekauft hätte, auf der die Beatles ihre grössten Hits aufgenommen hatten. «Das Equipment wurde versteigert, ich verpasste leider die Auktion. Die Bandmaschine ging für nur 4000 Pfund weg, ich hätte sie gekauft.»

Wir fahren über die Grenze ins Elsass, nach etwa fünfzehn Minuten kommen wir bei einem grosszügigen Einfamilienhaus im Landhausstil an. Hier also wohnt der Radiorebell. Wir setzen uns in den sauber gepflegten Garten, der Gastgeber heizt den riesigen Weber-Grill an, öffnet ein Elsässer Bier.

Wie ist er eigentlich damals auf all die Bands gestossen? Mürner erzählt, wie er als jugendlicher Piratensender hörte. Vor allem Radio Luxemburg und Radio Caroline, das von einem Schiff aus in Richtung London sendete. «Je nach Wetterlage konnte man in Basel auf Mittelwelle diese Sender empfangen.» Es war eine völlig neue Radiowelt: frech, rockig, laut. Ganz anders als das hiesige Radio, das noch vom gemächlichen Landessender-Beromünster-Stil geprägt war.

Mürner besuchte die Handelsschule, machte eine Lehre bei einem Logistikunternehmen, abends legte er in Basler Klubs Platten auf. Als sich die Möglichkeit ergab, zu Thomas Cook nach London zu wechseln, musste er nicht lange überlegen.

Auch dort führte er ein Doppelleben: Tagsüber ging er im eleganten Zweiteiler ins Büro, abends und am Wochenende widmete er sich dem Radio und der Musik. «Über Mittag machte ich Interviews, zog mich im WC um, Business-Anzug gegen T-Shirt und Jeans.» Im Lunchtime-Stress habe ihm einmal bei einer Plattenfirma eine junge Frau ihren Tee über seine Jeans geschüttet. «Ich sagte: «Ich habe ein Interview mit Suzi Quatro.» Sie antwortete: «Ich bin Suzi Quatro.»»

Es war die Aufbruchzeit der Popmusik – und François Mürner bewegte sich im Epizentrum der Szene. Er machte Interviews mit den Sex Pistols («Sid Vicious war so was von mit Drogen zu»), erlebte den ersten öffentlichen Auftritt der Dire Straits («Es war klar: Die werden gigantisch»), war über zwei Stunden lang mit Bob Marley im Hotelzimmer («ein äusserst liebenswürdiger Mensch»).

Erst machte Mürner einzelne Beiträge für DRS 1, dann bekam er seine eigene Sendung «Musik aus London». Damals dauerte es oft Monate, bis neue Musik aus den Weltmetropolen die Schweiz erreichte. Mürner nützte diese Lücke: Wer sich für die aktuellsten Musik-trends interessierte, musste seine Sendung hören. Nicht nur der Sound, auch seine Art zu moderieren war völlig neu. «Ich machte alles, was verboten war», sagt er. Das heisst: In die Musik reinreden, die Stimme künstlich verändern, freche Ansagen machen. Nächtelang experimentierte er in seinem privaten Studio an Toneffekten herum.

«Am Schluss war meine Sendung jeweils auf einer grossen Tonbandrolle, die ich per Post in die Schweiz schickte. Blöd war, wenn die Post streikte, was ab und zu vorkam ...» Irgendwann kündete er seinen Job bei Thomas Cook, war aber immer noch auf eine Nebeneinkunft angewiesen. Also arbeitete er als Skilehrer auf der Kunstgraspiste im Nobeleinkaufszentrum Harrods. Er war so etwas wie der Gigi von London: «Man legte mir nahe, Englisch mit star-



«Musik aus London»: Mürner, 1978.

kem Schweizer Akzent zu reden, das gebe mehr Trinkgeld.»

DRS-Leute jubelten mit Roger Schawinski Radiomachen ist für François Mürner eine Kunstform. Seine Sendungen produzierte er von A bis Z allein, so wie er das bei den Piratensendern abgeschaut hatte. In der Schweiz funktionierte dies noch völlig anders, da hatten separate Tontechniker hinter einer Glaswand die Hebel in der Hand. Als er 1978 in die Schweiz zurückkam, um auf DRS 2 mit

«Sounds» seine tägliche Sendung zu starten, erlebte er im Studio Basel seltsame Situationen: «Die brauchten vier Personen, um ein vorproduziertes Teil laufenzulassen, danach kam ich und machte eine ganze Live-Sendung völlig alleine.»

Im November 1979 erlebte die Schweiz ihre Radio-Revolution: Roger Schawinski sendete vom italienischen Pizzo Groppera aus in Richtung Zürich. Die Schweiz hatte endlich auch einen ernstzunehmenden Piratensender. Wie war das für DRS-Leute? «Wir haben gejubelt. Denn wir wussten: Jetzt haben wir auch bei DRS eine Chance.» Tatsächlich: Die alten Pläne für ein Pop-Radio wurden aus den Schubladen geholt. Am 1. November 1983 legte der «amtlich bewilligte Störsender» DRS 3 los. FM war als treibende Kraft im Gründungsteam dabei.

Hat es ihn nie gereizt, zu einem Privatsender zu wechseln? «Nein. Obschon ich lukrative Angebote hatte mit doppeltem Lohn und Firmenauto und so.» Kein Sender habe ihm so viele Freiheiten bieten können wie DRS. Schawinski bewundert er für seine Leistung als Pirat, das Programm von Radio 24 sei aber nie zum Massstab geworden.

FMs Worte sind eine Liebeserklärung an den öffentlichen Sender, für den er vierzig Jahre lang gearbeitet hat: Nirgends sei man so innovativ, nirgends sei die Musik so vielseitig, nirgends lege man so viel Wert auf Schweizer Inhalte. Beim heutigen SRF 3 betrage der Anteil an Schweizer Musik 24 Prozent, bei Virus sogar 54 Prozent. «Schon als ich aus London zurückkam, war mir klar: Hier hat es hervorragende Bands, genauso stark wie jene in London.» Doch das werde hier zu wenig geschätzt. «Das einzige Manko vieler Bands ist: Sie kommen aus der Schweiz.»

Bei DRS 3 hat er sämtliche Jingles gemacht, jene Kurzmelodien, die den Sender kennzeichnen. Dabei konnte er seine Experimentierfreude voll ausleben: Jeder Musiker, den er interviewte, musste «DRS 3» singen, FM verarbeitete dies dann zu einem Signet. 1987 übernahm er die Morgensendung «Vitamin 3», erfand mehrere Telefon-Spielshows, darunter «ABC DRS 3», das noch heute als «ABC SRF 3» täglich gespielt wird. Vom Gesellschaftsspiel, das auf seine Anregung hin daraus entstand, wurden bis heute über 150 000 Exemplare verkauft. «Ich erhalte dafür keinen Rappen, *who cares*», sagt er.

Zwölf Jahre lang um 3 Uhr in der Früh aufstehen, wie hält man das durch? «Auf dem Weg ins Studio fuhr ich jeweils am Spital vorbei. Die Krankenschwestern müssen auch nachts arbeiten, dachte ich immer», sagt er. Dieser Bodenhaftigkeit, dieser Nähe zu den Leuten, verdankt er zu einem grossen Teil seine Popularität. Er habe im Studio immer alle Anrufe der Hörer selber entgegengenommen. «Da erfuhr ich die interessantesten und bewegendsten Sachen. Ich wusste dadurch immer,

was die Leute beschäftigt.» Nur während eines kurzen Zeitraums hatte er Mühe mit DRS 3: Als aus dem «Störsender» nach dem Start von Virus ein konventionelles «Radio zum Glück» wurde, mit Moderatoren, die ihre eigene Weltanschauung transportierten. Dies sei heute definitiv vorbei.

Hat Radio eine Zukunft?

Heute leidet das Radio ähnlich wie Zeitungen und Fernsehsender an der Überalterung des Publikums, Jugendliche haben sich von dem Medium verabschiedet. Mürner bleibt optimistisch. Um gegen Streaming-Dienste wie Spotify anzukommen, müsse man Qualität liefern mit relevanten regionalen Informationen und Moderatoren mit starker Persönlichkeit. Er selbst coachte bis vor kurzem noch Moderatoren, auch grosse Namen. Dabei habe er immer betont, dass es beim Radio nicht um

In einem Zimmer befindet sich sein Tonstudio. «Meine Modelleisenbahn», sagt er.

Selbstdarstellung gehe. «An erster Stelle kommt der Hörer, dann der Sender, erst am Schluss der Moderator.» Seine wichtigste Botschaft sei aber: «Brecht immer wieder die Regeln. Überrascht mich!»

In einem Zimmer seines Einfamilienhauses befindet sich sein Tonstudio. «Meine Modelleisenbahn», sagt er. Mit kindlicher Freude erklärt er dem Gast die Funktionen. Für ein Tonstudio reicht heute ein Computer, entsprechende Software und ein Mikrofon. Hier tüfelt er immer noch stundenlang. «Es ist fantastisch, was man heute mit so wenig Ausrüstung alles machen kann.»

Am Tag darauf treffen wir uns wieder, im Zürcher Hechtplatztheater. Die Musiker Roman Riklin, Daniel Schaub, Adrian Stern und Frölein Da Capo spielen zum Fünfzig-Jahresjubiläum von «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» die ganze Platte auf Mundart durch, dazwischen werden Beiträge von FM eingespielt. Ein mitreissender Abend, voller Witz und grossartig arrangierter Songs. In seinen Einspielungen hat sich FM mehrmals selbst reingeschmuggelt. So zum Beispiel, wenn er vom angeblich «wahren Sgt. Pepper» erzählt – einem Schweizer, der als Skilehrer im Einkaufszentrum Harrods gearbeitet hat. Selbst wenn solche Details kaum jemand bemerken dürfte: Sie entsprechen genau dem verschmutzten Schalk des François Mürner.

«Sgt. Pepper – Ein Mundartabend auf den Spuren des besten Albums aller Zeiten». Theater am Hechtplatz, Zürich, bis 21. Oktober.

Hörbeispiele aus dem riesigen Archiv von FM François Mürner: www.fmfm.ch

Biografien

Marxismus und Melancholie

Walter Benjamin hat die Wirren des 20. Jahrhunderts in aller Härte erlebt. Er gilt als einer der einflussreichsten linken Intellektuellen. Er hatte aber noch eine ganz andere, esoterische Seite. *Von Oliver vom Hove*

Der Tragik galt sein Forscherinteresse, und Tragik holte ihn mit grausamer Wucht an seinem frühen Lebensende ein. Im spanischen Grenzort Portbou strandete im September 1940 die Flüchtlingsgruppe, der sich Walter Benjamin angeschlossen hatte, um den Nazi-Häschern zu entkommen. Die Gruppe wollte zu Fuss über die Pyrenäen. Herzkrank, durch die Anstrengungen völlig erschöpft, gab sich der 48 Jahre alte Gelehrte, als er von den spanischen Behörden zurückgewiesen wurde, selber auf und nahm eine hohe Dosis Morphium. Er starb am Abend des 26. September allein in einem Hotelzimmer.

Die einprägsamste rhetorische Figur, die aus der Feder von Walter Benjamin überliefert ist, ist der «Engel der Geschichte». Nachgebildet ist die Gestalt einer Zeichnung des Schweizer Paul Klee von 1920, die der Kulturwissenschaftler erworben hatte. Im Essay «Über den Begriff der Geschichte» schrieb er kurz vor seinem Tod: «Es gibt ein Bild von Klee, das <Angelus Novus> heisst. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füsse schleudert.»

Walter Benjamins Deutung von Klees Engel-Bild ist zur Signatur des Zeitalters geworden, für das sein Leben und sein gewaltsamer Tod als Opfer des Nazi-Rassenwahns emblematisch Zeugnis ablegen.

Beeindruckt von den Dadaisten

Nach seinem Tod blieb sein heterogenes Werk 30 Jahre lang weitgehend unbekannt, bis die Generation der Achtundsechziger den Verfasser stürmisch wiederentdeckte. Freilich ergötzen sie sich fast ausschliesslich an seinem klassenkämpferischen Spätwerk. Den messianisch inspirierten Metaphysiker und Sinnlicher liessen sie rechts liegen. Seine Freunde Theodor W. Adorno und Gershom Scholem verbreiteten Benjamins Nachlass und sicherten so seinen Einfluss als einer der massgeblichen geistigen Anreger des 20. Jahrhunderts.

Der 1892 in Berlin geborene Sohn eines jüdischen Kunsthändlers war in seiner Jugend stark von der naturnahen Wandervogelbewegung

geprägt worden. Der Reformpädagoge Gustav Wyneken, der sein Lehrer wurde, stand für freie Lebensführung, Koedukation, Ganzheitsdenken, Abkehr von Leibfeindlichkeit und autoritärem Erziehungsstil. «Das Wesentliche», schrieb Benjamin später in seiner autobiografischen «Berliner Chronik», «liegt überhaupt nicht auf pädagogischem Gebiet, ein philosophischer, metaphysischer Gedanke ist ihr Mittelpunkt.»

Im Ersten Weltkrieg wandte sich Benjamin enttäuscht von Wyneken ab, der den Krieg begeistert begrüsst hatte. 1917 war Benjamin, auch um nicht kriegs verpflichtet zu werden, in die ruhige Schweiz ausgewichen, wo er 1919 in Bern mit seiner Dissertation über die Kunstkritik in der Romantik summa cum laude promoviert wurde. Er hatte 1917 Dora Kellner, die Tochter des österreichischen Anglisten und Shakespeare-Forschers Leon Kellner, geheiratet. 1918 wurde der Sohn Stefan geboren.

In der Schweiz lernte Benjamin die Dadaisten kennen und liess sich durch deren spontane Dekonstruktionskunst beeindrucken. Umso heftiger stürmten die nächsten Jahre, als er 1919 nach Berlin zurückkehrte, auf ihn ein. Aufgewühlt und zerrissen «von der Parteien Hader» waren die zwanziger Jahre in Deutschland, als sich der über dreissigjährige Walter Benjamin dort als Kritiker und Publizist einzurichten suchte.

Angelus Novus sollte auch eine Zeitschrift heissen, für die er um Beiträge warb. Fritz von Herzmanovsky-Orlando etwa bot aus dem fernen Meran seine groteske Erzählung «Cavaliere Huscher» an, und der Philosoph Ernst Bloch sagte seine Mitarbeit zu. Auch zu Hugo von Hofmannsthal bestanden freundschaftliche Beziehungen. Doch der Zeitschriftenplan zerschlug sich.

Stattdessen versuchte sich Benjamin an der Universität Frankfurt am Main zu habilitieren. Seine umfassende Arbeit über den «Ursprung des deutschen Trauerspiels» – eines seiner Hauptwerke – fand jedoch wegen seiner inkommensurablen Form beim akademischen Senat wenig Anklang, was den Verfasser in eine tiefe seelische Krise stürzte. Um einer offiziellen Ablehnung zuvorzukommen, zog er sein Habilitationsgesuch zurück.

In Paris, wohin er vorübergehend seinem Freund Franz Hessel gefolgt war, wurde er unter dessen literarischer Anleitung zum Flaneur. In seinem «Passagen-Werk» entführt er den Leser wie ein urbaner Cicerone entlang der Wunderwelt der Schaufenster und Auslagen, und



«Metaphysischer Gedanke»: Walter Benjamin.

die Wunder sind all die bereitliegenden Waren. Sein Biograf Lorenz Jäger, der in der «träumerischen Gebärde» zu Recht einen «Schlüssel für Benjamins Werk» sieht, hält fest: «Benjamin, der Kaufmannssohn, erfährt den Gesamtprozess des Handels wie einen Traum. Oder wie eine Dichtung. Vom «grand poème de l'étalage» hatte Balzac gesprochen (Benjamin zitiert ihn), also fast von einem Epos, dessen Held die im Schaufenster präsentierte Ware ist.»

Suche nach einem Zuhause

Indes, kaum kann Benjamins eigenes Flanieren, das passionierte Herumirren durch die Passagen und Boulevards von Paris, als etwas anderes gedeutet werden denn als die rastlose Suche eines Einsamen nach einem Zuhause. In den dreissiger Jahren freilich, durchtränkt von marxistischen Lehrsätzen, sieht Benjamin im Flaneur nur mehr den «in das Reich des Konsumenten ausgeschickten Kundschafter des Kapitalisten». Er begann, die Warenwelt derart zu dämonisieren, dass Adorno ihn als «wahnsinnig gewordenen Wandervogel» bezeichnete. Das «Passagen-Werk» ist letztlich Fragment geblieben.

Zum Kommunismus hatte ihn seine aus Lettland stammende bolschewistische Freun-

din Asja Lacis geführt, die er in Capri kennengelernt hatte und der er nach Moskau gefolgt war, nur um sie dort, schwer enttäuscht, wieder verlassen zu müssen. Von Brecht, mit dem er sich anfreundete, übernahm er vieles von dessen doktrinärem Marxismus. Befremdet bemerkte er Brechts totalitäre Züge im Gespräch, die sich in Gewaltvisionen von Rollkommandos und Massenterror zeigten. Bezeichnend seine Charakterisierung, Brecht besitze ein «gotisches Wiedertäufergesicht».

Die Arbeit an dem «Passagen-Werk» führte Benjamin Ende der zwanziger Jahre auch zur Figur des Passanten und damit zeitbedingt zur Auseinandersetzung mit dem Massenmenschen. Edgar Allan Poe hatte ihn erstmals als Phänotyp der Moderne, als «Mann in der Menge», beschrieben, und Benjamin begegnete ihm auf den Berliner Strassen vermehrt bei politischen Kundgebungen sowohl linker wie rechter extremistischer Versammlungen. Den Hakenkreuzlern und den Kommunisten war nach einem Wort des SPD-Politikers Kurt Schumacher von 1930 eines gemeinsam: «der Hass gegen die Demokratie und die Vorliebe für Gewalt».

Nach der Machtübernahme Hitlers 1933 ging Benjamin erneut nach Paris, nun ins Exil. Er radikalisierte sich unter dem Eindruck der

politischen Lage immer stärker. Der Angriff galt vornehmlich den Sozialdemokraten, die einem evolutionären Fortschrittsbegriff anhängen, statt gemäss dem dialektischen Marxismus den revolutionären Umsturz der Verhältnisse als einzig gangbaren Weg einzuschlagen.

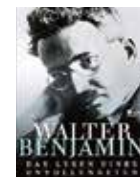
In der epochalen Schrift «Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit» (1935) beschrieb Benjamin den Verlust der Aura, die mit der Einmaligkeit des Kunstwerks verbunden ist. Im Gegensatz zu Adorno, der den «Fetischcharakter der Massenkultur» kritisch bewertete, strich Benjamin die Vorteile einer veränderten Rezeption, eines massenhaften Zugangs zu den reproduzierten Artefakten heraus.

Wie unter der Lupe untersucht nun der gewissenhafte Biograf Lorenz Jäger den Gelehrten. Er fördert eine beeindruckende Summe von Einzelaspekten, Widersprüchen und esoterischen Vorlieben zutage. Die umfassende geistige Statur des Porträtierten gerät bei dieser Naheinstellung indes allmählich aus dem Bild. Andererseits zählt Jürgen Habermas Benjamin «zu jenen unübersichtlichen Autoren, deren Werk auf eine disparate Wirkungsgeschichte angelegt ist» und die deshalb nicht «unbillige Konsistenzanforderungen» erfüllen könnten.

«Verzweifelter Blick auf die Epoche»

Die Gelassenheit später Jahre war Walter Benjamin nicht vergönnt. Stéphane Hessel, der Sohn seines Freundes Franz Hessel, berichtete vom letzten Gespräch in Marseille: «Benjamin warf einen verzweiferten Blick auf die Epoche. Sein Deutschland – denn er empfand sich so unverbrüchlich als deutsch – war zu einem Monstrum geworden, das umso grauenerregender war, je mehr es ein fleissiges und diszipliniertes Volk mobilisierte.»

Sitzend, den Rücken gebeugt, den Kopf tief in die Hand geschmiegt wie Dürers «Melencolia» – so ist Benjamins Lieblingshaltung überliefert. Sie zeigt den Schwermütigen, der in sein Trauerspielbuch eine «Lehre des Saturn» eingefügt hat, des «Gottes der Extreme». Das Bild aus der Astrologie des Mittelalters zeigt das Spannungsfeld auf, in das Leben und Werk dieses Denkers der Extreme eingefügt ist: Marxismus und Melancholie. Materialismus und Metaphysik. Letztlich: Wehmut und Sinnlichkeit.



Lorenz Jäger: Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten. Rowohlt. 400 S., Fr. 38.90

Saure Tränen

Sie randalieren in Vorlesungen und schicken Dozenten in die Wüste: An amerikanischen Universitäten betreiben linke Studenten einen Empfindsamkeitsterror gegenüber allem, was nicht in ihr Weltbild passt. Auch in der Schweiz gibt die «Generation Schneeflocke» immer mehr den Ton an. *Von Alex Reichmuth*

Warnung: Dieser Artikel könnte Sie mit Sichtweisen konfrontieren, die Sie verstören und in Ihren Gefühlen verletzen.

In den USA trifft es mit Bret Weinstein mittlerweile sogar bekennende Linke: Der Biologieprofessor hatte es gewagt, im Vorfeld eines Tages gegen Rassismus am Evergreen State College zu kritisieren, dass dieses Jahr nur Schwarze zur Veranstaltung kommen sollten. So hatten es Studenten der Universität in der Stadt Olympia gefordert. Jeder dürfe sich aber unabhängig von der Hautfarbe auf dem Hochschulcampus aufhalten, war Weinsteins Standpunkt. Er musste büßen: Ein Mob von Studenten stürmte seine Vorlesung, beschimpfte ihn als Rassisten und forderte seinen Rücktritt. Die Polizei sagte dem Professor darauf, sie könne seine Sicherheit nicht mehr garantieren. Weinstein musste für seine Vorträge in einen öffentlichen Park ausweichen. Dabei hatte er die «progressive» (sprich: linke) Ausrichtung seiner Universität ja immer mitgetragen.

In den USA ist es längst Alltag: Radikale Studenten bezichtigen Dozenten und Uni-Mitarbeiter des Rassismus, des Sexismus oder sonstiger Diskriminierung, randalieren im Unterricht und verlangen deren Absetzung. Im kalifornischen Claremont musste ein Dekan zurücktreten, nachdem schwarze und lateinamerikanische Studenten ihm vorgeworfen hatten, ihre Klagen über ein rassistisches Klima an der Hochschule überhört zu haben. In Missouri musste ein Uni-Präsident gehen, nachdem es Protestmärsche gegen angebliche Rassendiskriminierung auf dem Campus gegeben hatte und einige Studenten in den Hungerstreik getreten waren. In Illinois musste eine Professorin ein Disziplinarverfahren über sich ergehen lassen – auf Veranlassung von Studentinnen: Sie hatte zuvor die Missbrauchsangst bei Liebeleien auf dem Uni-Areal als übertrieben bezeichnet.

Kampf gegen Halloween-Kostüme

2016 wurden in den USA 42 verhinderte oder gestörte Vorträge an Universitäten gezählt, doppelt so viele wie im Vorjahr. Im Fokus der zunehmend extremen Studentenschaft stehen meist konservative Redner und Dozenten. 2017 geht es in diesem Stil weiter: Im März etwa musste der Politikwissenschaftler Charles Murray seinen Vortrag an einer Universität in Vermont sicherheitshalber



Endlose Kränkungs-Scharmützel.

in einem geschlossenen Raum halten. Murray ist Autor des Buches «The Bell Curve», in dem er Zusammenhänge zwischen sozioökonomischem Status, Intelligenz und Rasse herstellte. Während der Live-Übertragung griffen

Studenten eine Kollegin Murrays an und verletzten sie. Sie habe um ihr Leben gefürchtet, sagte die Professorin später.

Wie so oft erachteten die Randalierer ihre Attacke auch in diesem Fall als zulässig: Ihnen

sei ja durch die Aussagen des Referenten ebenfalls Gewalt angetan worden. Die zuweilen handfesten Proteste werden der «Generation Schneeflocke» zugeschrieben – vorwiegend jungen, gebildeten Leuten, die jede politische Haltung, die nicht ihrer entspricht, als Zumutung empfinden und um Schutz nachsuchen. Überall orten diese empfindlichen Seelen Diskriminierung und geben sich entsetzt. Besonders skurril ist der Kampf gegen angeblich rassistische Halloween-Kostüme: Wer in den USA als Indianer auftritt oder sich gar das Gesicht schwärzt, wird bedrängt und bedroht. An der Yale University in Connecticut etwa musste ein Dozentenpaar zurücktreten, nachdem es eine Anweisung der Uni-Leitung zu politisch korrekten Halloween-Kostümen in Frage gestellt hatte.

Das Empfindsamerkeits-Gezeter an Universitäten hat auch Europa erreicht. In Grossbritannien musste der Biochemiker und Nobelpreisträger Tim Hunt seine akademischen Ämter aufgeben, weil er in einer humoris-

Die Randalierer erachteten ihre Angriffe aber als zulässig: Ihnen sei ja auch Gewalt angetan worden.

tischen Rede harmlose Bemerkungen über Frauen im Labor gemacht hatte. In Deutschland sieht sich der Osteuropa-Historiker Jörg Baberowski seit einiger Zeit einer Verleumdungskampagne trotzstischer Studenten gegenüber, die ihn als «Rechtsradikalen» bezeichnen. Baberowski hatte unter anderem die deutsche Willkommenskultur kritisiert und eine restriktivere Asylpolitik gefordert. Er sieht sich mit Nachstellungen im Sinne von Stalking konfrontiert. «Die Kampagne zerrütet mein Privatleben», sagte Baberowski im April in der *Zeit*.

Zartbesaiteter Lynch-Mob

Die lärmigen «Schneeflocken» geben sich als eine Generation zartbesaiteter Menschen aus, die überall verdeckte Übergriffe orten, die sogenannten Mikroaggressionen: So protestierten Studenten der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin gegen ein Gedicht, das an einer Fassade angebracht ist. Weil dieses den angeblich sexistischen Wortlaut «Frauen und ein Bewunderer» enthält, soll die Fassade nun neugestaltet werden – mit Einverständnis der Uni-Leitung. Zum Lamento gehört der Ruf nach *safe spaces*, sicheren Räumen, um von empfundenen Zumutungen verschont zu bleiben. So richteten einige amerikanische Hochschulen nach der Wahl von Präsident Donald Trump geschützte Räume ein, wo Studenten sich von ihrem Entsetzen erholen konnten.

Claire Fox, Gründerin des britischen Think-Tanks Institute of Ideas, hat die zur Schau ge-

stellte Empfindlichkeit in ihrem Buch «I Find That Offensive» analysiert. Sie sieht die Gesellschaft mit einer Generation konfrontiert, die nicht mehr bereit ist, sich auf Debatten einzulassen, sondern ihre Weltsicht mit gespielter Weinerlichkeit durchsetzen will. Diskussionen würden durch Emotionen abgelöst. Fox stellt fest, dass sich die «endlosen Kränkungs-Scharmützel» längst nicht nur auf das Gelände von Universitäten beschränken: «Sie sind vielmehr eine regelmässige Erfahrung ganz vieler Leute bei alltäglichen Vorgängen, sei es bei der Arbeit, in den sozialen Medien, in der Öffentlichkeit und im Privatbereich.»

In der Tat bestimmen die sauren Tränen wegen angeblicher Diskriminierungen zunehmend den öffentlichen Diskurs und setzen Verwaltungen, Bürgermeister und Wirtschaftschefs unter Druck. In den USA räumen die Städte mittlerweile reihenweise Statuen weg, die zu Ehren von Südstaaten-Generälen im amerikanischen Bürgerkrieg errichtet wurden. Sie geben den Forderungen von Demonstranten nach, die in den Denkmälern Rassistensymbole sehen, weil die Geehrten damals nicht die Sklaverei bekämpft hätten. Der US-Konzern Google entliess im Sommer den Angestellten James Damore, nachdem Mitarbeiterinnen zuvor ein internes Memo des 28-jährigen kritisiert hatten. Damore hatte sich darin kritisch zur Bevorzugung von Frauen und ethnischen Minderheiten bei Stellenbesetzungen von Google geäussert.

Im niederländischen Amsterdam wollte ein Gericht den Auftritt des «Zwarte Piet» an der St.-Nikolaus-Feier verhindern. Es handle sich bei dieser historischen Schmutzli-Gestalt um eine «negative stereotype Figur», so das Gericht. Erst in zweiter Instanz bekam der Schwarze Peter doch noch grünes Licht. In London erliess Bürgermeister Sadiq Khan letztes Jahr ein Verbot gegen angeblich sexistische Werbung. Seither müssen Werber staatliche Kontrollen über sich ergehen lassen, bevor sie Plakate aufhängen dürfen. So gab es eine Untersuchung wegen eines Posters, das leichtbekleidete, schlanke Frauen im Bikini zeigte und mit dem Slogan «Hast du schon eine Strandfigur?» beschriftet war.

Auch in der Schweiz greift die larmoyante Intoleranz um sich: Die Stadt Zug verbot ein Plakat von Atheisten, das die Existenz Gottes verneinte und zum Genuss des Lebens aufforderte. Religiöse Bewohner hatten sich durch den Aushang in ihren Gefühlen verletzt gesehen. Die Komikerin Birgit Steinegger bekam Anzeigedrohungen, weil sie sich in einem TV-Sketch das Gesicht geschwärzt hatte, um die schwarze US-amerikanische Talkerin Oprah Winfrey zu mimen. Ihr Satiriker-Kollege Andreas Thiel wurde von Theaterbetreibern boykottiert, nachdem er in der *Weltwoche* einen kritischen Artikel zum Koran verfasst hatte. «Die Theaterszene verhält sich

wie ein Lynch-Mob, der jeden Verdächtigen sofort steinigt», sagte Thiel zur *Neuen Zürcher Zeitung*.

Rassistischer «Mohrenkopf»

Auch die Empörung wegen der Bezeichnung «Mohrenkopf» für ein Süssgebäck gehört wohl in die Kategorie der angeblichen Mikroaggressionen. Diesen Begriff dürfe man nicht mehr verwenden, forderte letztes Jahr die *Zeit*: «Es gibt Mitmenschen in der Schweiz, die das stört – und zwar völlig zu Recht.» Kürzlich stellte eine Gender-Forscherin der Universität Basel gar einen Zusammenhang zwischen dem Begriff «Mohrenkopf» und toten Mittelmeer-Migranten her: «Wenn wir nicht bereit sind, Sprache zu dekolonisieren, werden auch weiterhin Geflüchtete ertrinken», meinte sie in der *NZZ*. Ähnliches Entsetzen wird in Bern wegen des Wappens der Zunft zum Mohren zur Schau gestellt. Dieses zeigt einen Schwarzen mit wulstigen Lippen. 2015 forderten Parlamentarier der SP, dass das historische Symbol verschwindet. Die Berner Stadtregierung hat zwar auf ein Verbot verzichtet, gab im letzten Frühling aber in Auftrag, alle «rassistischen Darstellungen» im öffentlichen Raum zu erfassen.

Auch angeblicher Sexismus gibt Anlass zu immer extremeren Forderungen: Im letzten März schlug SP-Nationalrat Mathias Reynard vor, in der Schweiz mit verschärften Strafbestimmungen gegen sexuelle Belästigungen gegenüber Frauen, Schwulen und Transsexuellen vorzugehen. Diskutiert wird nun, ob das Antirassismugesetz um den Begriff «sexuelle Orientierung» erweitert werden soll. Bei der Gay SVP, der Homosexuellen-Gruppe der Volkspartei, ist man gegen solche Pläne: Diese bedrohten die freie Meinungsäusserung.

Auch die Publizistin Claire Fox sieht die Meinungsäusserungsfreiheit in Gefahr, wenn Vertreter der «Generation Schneeflocke» intolerant auf jeden ihr nicht genehmen Standpunkt reagierten. Die Verantwortung für dieses wehleidige Verhalten sieht Fox aber bei der vorangehenden Generation. Diese habe ihren Nachwuchs über Jahre überbehütet und verhätschelt – mit bösen Folgen: «Wir haben unser eigenes, überängstliches, aber arrogantes, schnell beleidigtes, aber anspruchsvolles, dünnhäutiges Frankenstein-Monster geschaffen.» Möglicherweise hat die Autorin bei diesem Verdikt an die mittlerweile weitverbreiteten «Trigger-Warnungen» gedacht: schriftliche Hinweise, um vornehmlich junge Leute vor möglichen Traumatisierungen zu bewahren. Laut *Daily Mail* werden in Grossbritannien durch schriftliche Vermerke etwa Jus-Studenten vor Abschnitten über Gewalt und Tod in der Fachliteratur gewarnt, Archäologiestudenten vor dem Anblick ausgegrabener Knochen und Theologiestudenten vor Kreuzigungsbeschreibungen.

Claire Fox: *I Find That Offensive*. Biteback Publishing, 2016



Die Bibel

Grösse statt Inspiration

Von Peter Ruch

Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen (Matthäus 18,20). Mit diesem Satz stellt Jesus klar, dass die Gottesnähe wenig voraussetzt. Es genügt das Bekenntnis – in seinem Namen – und eine Gemeinschaft. Weil Gott sich in seinem Wort offenbart, muss es gesprochen und gehört werden. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich verschiedenste kirchliche Formen herausgebildet. Manche waren armselig, andere glitzerten mit Geld und Macht. Sogar in solchen kann der Heilige Geist wirken, wenn es ihm beliebt. In der Schweiz waren die Kirchen über Jahrhunderte eng mit dem Staat verflochten. Das begann sich vor 150 Jahren zu ändern und ändert sich weiterhin.

Die Zürcher Landeskirche, eine Art Vorort des Schweizer Protestantismus, verfolgt das Projekt «Kirchgemeinde plus». Nachdem sie allzu lange die Wellness im Schosse des Staates genossen hat, wagt sie den grossen Sprung nach vorn: Kirchgemeinden sollen zu Einheiten mit 5000 Gemeindegliedern oder mehr zusammengefügt werden. Eine Oberländer Kirchgemeinde hat für Sitzungen dazu herum bereits 40 000 Franken verbraucht. In der Stadt Zürich entsteht eine Kirchgemeinde mit 80 000 Mitgliedern. Zürich verwechselt Grösse mit Inspiration. Das ist fern vom Evangelium. Dass zwei oder drei, und wohl auch 300, für ein Pfarramt nicht genügen, leuchtet ein. Indessen gibt es seit vielen Generationen bewährte Modelle, wie man kleine Gemeinden gleichwohl nicht vernachlässigt. Ein Pfarrer kann mehrere Gemeinden in Personalunion betreuen. Dann feiert er eben sonntags zwei oder vielleicht gar drei Gottesdienste. Auch die Zusammenarbeit über mehrere solcher Personalunionen wird längst gepflegt. Die intensive Beschäftigung mit den Strukturen droht indessen die Arbeit am kirchlichen Auftrag zu schädigen. Es gibt genügend Beispiele, nicht nur in der Kirche, wie Designerstrukturen die Inhalte ersticken können. Ist die Kirche vertrauensvoll bei der Sache, zeigt sich die treffliche Organisation fast von selbst.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Kino

Die unwürdige Greisin

«Victoria and Abdul» ist ein königlicher Spass über eine despektierliche Freundschaft zwischen Queen Victoria und einem Inder. Von Wolfram Knorr



Kleiner Mann und grosse Herrscherin (oder umgekehrt): Victoria (Judi Dench), Abdul (Ali Fazal).

Da sind sie wieder mit näselnder Arroganz und in prachtvoll leuchtendem Wicks wie anno dazumal: die Prinzen, Herzöge, Sirs, Offiziere und Damen des Adels. Genüsslich beschwört das Brit-Kino Albions glorreiche Empire-Zeit, nach dem Motto: «Es war schön, aber jetzt ziehen wir uns auf unsere Insel zurück.» Dieser Eindruck drängt sich bei jüngsten Produktionen auf, egal, ob sie rustikal daherkommen wie «King Arthur: Legend of the Sword», als Kriegstrauma wie «Dunkirk» oder in Historienpracht wie «Viceroy's House». Man nimmt Abschied mit patriotischem Trotz – der Brexit lässt grüssen.

Der Liste lässt sich nun «Victoria and Abdul» ohne weiteres hinzufügen, die Geschichte einer lange vom Königshaus verschwiegenen Freundschaft zwischen Victoria, die von 1837 bis 1901 britische Königin war, und dem indischen Diener Abdul Karim. 1887 war die Queen seit zehn Jahren «Kaiserin von Indien» und holte zu ihrem goldenen Thronjubiläum zwei indische Diener an den Hof, von denen der grossgewachsene Abdul ihr besonderes Interesse weckte. Zwischen beiden entwickelte sich eine innige Freundschaft, die vom Hof mit Misstrauen verfolgt wurde. Nach Victorias Tod kehrte Abdul nach Indien zurück. Shrabani Basu schrieb darüber ein Buch, und Lee Hall («Billy Elliot – I Will Dance») filterte daraus

ein Drehbuch, das Stephen Frears («The Queen») als Komödie mit Judi Dench («Philomena») als Queen verfilmte.

Geblendet vom gewienerten Luxus

Auf dieser Konstellation, kleiner Mann und grosse Herrscherin (oder auch umgekehrt), basiert ein beliebter Plot, der zu Tränen rührt und prima Laune macht. Eine von vielen Varianten ist der ewige Weihnachtsrenner «Little Lord Fauntleroy», besonders fürs jugendliche Publikum. Das Märchenhafte daran erschliesst sich weniger im Aufstieg des Underdogs als in der heimlichen Sehnsucht desjenigen, der im goldenen Käfig hockt, aus seinem Verhaltenskorsett herauswill und in der undressierten

Da fliegen die Rockschösse wie die Federn von aufgeschreckten Hühnern.

Vitalität des anderen eine Chance erkennt, die verlorene Natürlichkeit zurückzugewinnen. Der Besitzlose durchschaut das Bedürfnis und erkennt die Möglichkeit, mit dem Privilegierten in die Beletage aufsteigen zu können. Bei derartigen Aufstellungen sind die Abläufe sofort und umstandslos klar, die Hauptfiguren charakterisiert, das Milieu etabliert. In «Victo-

ria and Abdul» ist es nicht anders. Im Buckingham-Palast sitzt müde am Kopf eines langen Bankettsaals, flankiert von der Hautevolee, die Queen und mümmelt lustlos die vorgesetzten Speisen. Schon kommt Abdul (Ali Fazal), wie geblendet vom gewienerten Luxus, um der Monarchin eine Münze zu überreichen. Dabei hält er sich nicht an die Etikette (sie nicht anzublicken), was die Queen neugierig macht – und schon beginnt das zu Herzen gehende Spiel.

«Victoria and Abdul» ist rührig, sentimental, eskapistisch, aber ziemlich komisch, wenn Frears vor allem den Hofstaat mit seinen Sekretären, Beratern, Ministern aus seiner Routine jagt, weil die Monarchin sich erlaubt, einen Exoten, noch dazu einen Muslim, zu bevorzugen und ihn auch noch zum «Munshi», zum persönlichen Lehrer, zu machen. Da fliegen die Rockschösse wie die Federn von aufgeschreckten Hühnern, und eine handfeste Krise droht der Monarchie, die über ein koloniales Weltreich herrscht und Fisimatenten solcher Art nicht dulden darf. Frears gelingen wunderbar komische Szenen, und Judi Dench, die sich von der schlaffen zur «unwürdigen Greisin» mendelt, zur Kratzbürste mit scharfen Volten auf der Zunge, ist in Hochform. Allein wegen ihr und der opulenten Ausstattung ist «Victoria and Abdul» ein Vergnügen. ★★★★★

Weitere Premieren



Charme und Lockerheit: «Tigermilch».

Tigermilch — Nini (Flora Li Thiemann) und Jameelah (Emily Kusche), zwei dicke Freundinnen im Teenialter, stromern, mal in Ringelnylons, mal in Hot Pants, zwischen Schule, Schwimmbad, Partys und Discos, um ihre Freiheit nach überwundener Kindheit zu genießen. Ihr Lieblingsgetränk nennen sie Tigermilch, halb Milch, halb Weinbrand, halb Kindheit, halb Erwachsensein. Ein bisschen viel Pippi-Langstrumpf-Kessheiten. Aber Ute Wieland («Freche Mädchen 2») erzählt das mit Charme und Lockerheit. ★★★★★

Cars 3: Evolution — Hollywood produziert gerne Filme, die die physikalischen Gesetze der Raumakustik strapazieren – um mit dem

Krach den Mangel an Inhalt zu überlärmern. Die zweite Animations-Fortsetzung von «Cars», mit der immer gleichen Story, dafür viel Gequatsche und Motorengebrülle, gehört dazu. ★★☆☆☆

It — Die Vorlage von Stephen King gehört zum Besten, was über Kinder, die mit den ewigen Zurechtweisungen Erwachsener nicht zurechtkommen, geschrieben wurde. Ihre Ängste symbolisieren sich im Horror-Clown Pennywise und machen ihr Leben zum Albtraum. Daraus entstand 1990 eine beachtliche TV-Miniserie, der nun ein gleichfalls gelungener Spielfilm folgt. Allerdings beschränkt er sich nur auf den ersten Teil des King-Opus. Macht nichts, ein Sequel folgt. In den USA hatte er einen Rekordstart. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Logan Lucky Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
3	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
4	Mother! Regie: Darren Aronofsky	★★★★☆
5	A bras ouverts Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆
6	Aurore Regie: Blandine Lenoir	★★★★☆
7	Tulip Fever Regie: Justin Chadwick	★★★★☆
8	Atomic Blonde Regie: David Leitch	★★★★☆
9	On the Milky Road Regie: Emir Kusturica	★★★☆☆
10	The Circle Regie: James Ponsoldt	★★★☆☆

MANCHE MÖGEN'S SPANNEND

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

Jazz

Spielen bis zum letzten Schnauf

Von Peter Rüedi

Einige Passagen auf der neuen CD von Saxofonist Jürg Wickihalder, Bassist Barry Guy und Drummer Lucas Niggli (alle drei sind mit vielen Produktionen beim Zürcher Label Intakt beheimatet) hören sich ja an wie pure Anarchie, wie das nackte Chaos, die reinste Teufelei («Da steh' ich schon,/ Des Chaos vielgeliebter Sohn!», präsentiert sich Mephisto im «Faust II»). Aber die tobenden Momente der Entfesselung, die Ausbrüche in die Dissonanz und Destruktion sind, anders als in gewissen aggressiven Orgien vergangener Free-Jazz-Zeiten, nie Selbstzweck, sondern ein Pol im weiten Kosmos dieser Bruderschaft der kollektiven gegenseitigen Befehung, eine wilde Stimmungslage unter vielen anderen im Lauf dieser mit Umsicht angelegten und mit viel Mut zum Risiko erzählten Geschichten mit oftmals offenem Ausgang. Wickihalder, bekannt (oder müssen wir sagen: nach wie vor etwas verkannt?) als Partner von Irène Schweizer, Ulrich Gumpert oder Omri Ziegele, ist ein nachdenklicher Musiker mit vielen Zungen, bei dem uns der Überschlag in die Grenzzonen zum reinen Geräusch, wo die Emotion vermeintlich den Verstand überwältigt, umso mehr überrascht, ja verschreckt.

Barry Guy ist, pizzicato wie mit dem Bogen, ein Pionier des entfesselten Kontrabasses und der leuchtenden Landschaften zwischen freier Improvisation und Komposition (auch alter Musik, für die seine Lebensgefährtin, die Barockviolinistin Maya Homburger, die Spezialistin ist), und Lucas Niggli ist ein fabelhaft vielseitiger, druckvoller und sensibler Schlagzeuger. Insgesamt hören wir auf «Beyond» eine ungemein farbige, intensive, immer überraschend interaktive Musik zwischen Schrei und Geflüster (den Schluss macht Wickihalder's Stück «The Last Breath»); zwischen gelegentlich fast selbstvergessener Melodik (Wickihalder ist auf allen drei Saxofonen ein grosser Sänger) und witzig verspielten, verwinkelten Kunststücken. Überhaupt unterscheidet sich dieser freie Jazz von manchem Free Jazz durch die Abwesenheit von Humorlosigkeit, will sagen durch Witz.

Wirkt ansteckend!



Jürg Wickihalder, Barry Guy, Lucas Niggli: Beyond. Intakt-CD 277

Wege aus der Peinlichkeit

Die kleinen Bildschriftzeichen sind aus unseren Unterhaltungen nicht mehr wegzudenken. Aber Achtung, denn man kann sich damit nur allzu leicht ins soziale Abseits manövrieren. Ein Erste-Hilfe-Kurs. Von Claudia Schumacher und Assi Ariyoshi (Illustration)

Bevor Apple an der Front der Smartphone-Hersteller die Büchse der Pandora öffnete, war da ein Japaner namens Shigetaka Kurita, der sie füllte. 1999 erfand er die ersten 176 Bildschriftzeichen für Handys, darunter Sonne, Smiley, Herz: Die Emojis waren geboren. Wie so viele geniale Erfinder ahnte der Mann mit dem zurückhaltenden Lächeln wohl kaum, was er damit über die Welt bringen würde. Heute prägen Emojis unsere Kommunikationskultur tiefgreifend, was vor allem deshalb tragisch ist, weil man mit den koboldhaft grinsenden Dingern eigentlich nur alles falsch machen kann – zumindest, solange man seiner Intuition folgt. Beim Einsatz von Emojis ist Ihre Intuition nämlich selten hilfreich – misstrauen Sie ihr grundsätzlich! Dies ist das oberste Gebot im Umgang mit Emojis, über dessen Dringlichkeit wir im Folgenden sinnieren möchten.

Selbstverwirklichung mit 🐶

In einer Zeit des gefeierten Individualismus und der Spasskultur ist es nur selbstverständlich, dass wir uns in unseren Mitteilungen auf Facebook oder in Chats mit Freunden durch den Einsatz von Emojis auch die Möglichkeit erhoffen, unserer Persönlichkeit Ausdruck zu verleihen. Doch das kann gründlich in die Hose gehen. Es gibt Menschen, die sich zum coolen Smiley mit der Sonnenbrille hingezogen fühlen, und solche, die mit Vorliebe Kätzchen mit Herzaugen oder Äffchen verschicken, die sich mit grosser Niedlichkeit den Mund oder die Ohren zuhalten. Wenn Sie es mit diesen Symbolen übertreiben, nervt das, aber im Allgemeinen: Glückwunsch, Sie gehören zu den positiven, coolen und süssen Zeitgenossen. Ihr Ansatz ist vielleicht nicht so individuell, wie Sie gerne wären, aber auch nicht bedenklich. Sie verschicken optimistische Zeichen, die bei Ihren Mitmenschen tendenziell gute Gefühle hervorrufen.

Was uns zu den schwarzen Schafen führt, deren Emoji-Einsatz andere vor allem erschreckt. Hier sind Leute gemeint, deren «Oft benutzt»-Register von der geil aufgeregten Aubergine – dem universalen Symbol des einsatzbereiten Penis – oder dem grinsenden Fäkalhaufen angeführt werden. Es gibt erstaunlich viele von diesen Menschen, und wir können über ihre Fähigkeit zur Triebkontrolle und den Erfolg beim Abschluss ihrer analen Phase nur spekulieren, aber fest steht: Wer kein Künstler ist, der sein Umfeld mit Metho-



Sind Sie kein Mädchen, lassen Sie besser eine gewisse Sparsamkeit walten.

de zu verstören trachtet, der fährt den Einsatz solcher Emojis besser zurück. Es kann auch ratsam sein, bei den nächsten Nachrichten, die man schreibt, vor dem Absenden einen Mitmenschen zu fragen: «Ist das lustig?» Wir liefern die Antwort gerne dreimal im Voraus: «Nein, nein und noch mal nein.»

Sehnsucht nach 🍷🍷🍷

Ihrer Intuition sollten Sie auch dann zuwiderhandeln, wenn Ihr Leben gerade in einer biografischen Umbruchphase steckt. Die Gefahr, dass Sie in einer solchen Situation geheime Gedanken durch ihren Emoji-Einsatz verraten, die kein gutes Licht auf Sie werfen, ist besonders gross. Sie sind aus dem Team heraus in eine leitende Position befördert worden und meinen nun, nicht nur im Austausch mit den Arbeitskolleginnen, sondern auch im Umgang mit Ihren Freundinnen einen seriösen, leicht

distanzierten und vor allem: vollkommen Emoji-freien Umgangston anschlagen zu müssen? Oder Sie wurden Vater und sind so stolz und bedeutend in der neuen Rolle, dass Sie glauben, in der Chat-Gruppe mit Ihren kinderlosen Freunden den «Erwachsenen» raushängen zu müssen, der gänzlich auf Bierkrug- oder Auberginen-Emojis verzichtet?

Vorsicht: Wer den Ernst des Lebens entdeckt und dies durch exzessive Emoji-Askese unterstreicht, wirkt schnell unhöflich oder elitär, sprich: herablassend. Von einem abrupten, privaten Paradigmenwechsel in der Emoji-Verwendung ist allgemein abzuraten, wenn Sie sich nicht selbst verraten wollen. Sollen Ihre Freunde nicht merken, dass Sie sich aufgrund eines bestimmten Ereignisses für etwas Besseres halten und sich von ihnen absetzen wollen, warten Sie zumindest eine Weile, bis man Ihr Verhalten nicht mehr klar mit dem

Ereignis in Verbindung bringt, und gehen Sie dann die von Ihnen gewünschte Veränderung langsam an.

Das Gleiche gilt bei einem anderen, einschlagenden Ereignis: der Entdeckung der Liebe. Viele Menschen gehen weite Strecken auf ihrem Lebensweg, ohne je eines der vielen Herzen-Emojis verwendet zu haben. Doch ist die erste Hemmung überwunden, gibt es für manche kein Halten mehr. Besonders peinlich wird es bei frisch Geschiedenen eines gewissen Alters, die plötzlich in Form von Kuss- und Herz-Bildchen die volle Breitseite ihrer schreienden Sehnsucht auf ihr Umfeld abfeuern. Es gibt hier eine Regel, die zu beherzigen sich lohnt: Sind Sie kein Mädchen, lassen Sie im Umgang mit den Liebessymbolen besser eine gewisse Sparsamkeit walten. Ihre Liebe wird dadurch nicht kleiner, nur sozial verträglicher.

👉 von Opa

Womit wir zum heikelsten Punkt kommen: dem Emoji-Einsatz im Zuge der amourösen Anbahnung. Wer sich verliebt, neigt laut Studien zur Spiegelung seines Gegenübers. Das heisst, man übernimmt Gesten, Ansichten und das Kommunikationsverhalten des anderen. Zwischen Männlein und Weiblein ist hier allerdings schnell die Grenze zur unfreiwilligen Komik überschritten. Denn gemäss der Forschung verläuft die Kommunikation bei Frauen deutlich wortreicher und ist stärker auf die Herstellung von Nähe aus, als das bei Männern der Fall ist. Erwachsene Frauen teilen oft problemlos Intimes und schicken sich gegenseitig mit Natürlichkeit Küsschen und Herzchen. Das heisst aber nicht, dass solche Frauen von Männern ebenfalls exzessiv ausgedrückte Herzlichkeit erwarten. Ebenso wenig müssen sich Frauen gegenüber Männern gezwungen fühlen, Einsatznachrichten ohne Emotionskolorit zu verschicken. So toll Ihr Gegenüber auch ist: Bleiben Sie ruhig auch ein bisschen bei sich selbst. Für den Austausch zwischen Jung und Alt gilt Ähnliches: Die wenigsten Enkel wünschen sich von Opa, dass er ihnen coole Gettofäuste schickt.

😞 will nur schlafen

Lassen Sie uns zum Schluss mit ein paar der häufigsten Irrtümer aufräumen: Laut offizieller Festlegung ist das scheinbar erschrockene Smiley ein peinlich berührtes; das erstaunte Katzengesicht soll eigentlich ein müdes sein; das Ich-hab-die-Haare-schön-Emoji steht in Wahrheit für Kundendienst-Mitarbeiter; und das trüb nach unten blickende «Smiley» mit der Träne atmet in Wirklichkeit eine Luftblase aus, was in japanischer Zeichensprache «Ich schlafe» bedeutet. Solange Ihr Gegenüber jedoch die gleichen Missverständnisse hegt wie Sie, brauchen Sie sich über die offiziellen Deutungen (einsehbar unter: www.unicode.org) keine Gedanken zu machen. ○

Talente

Mafia, Bomben und Selfies

Andrea Maag, 20, ist die jüngste Drehbuchautorin der Schweiz. In diesem Jahr hat es eins ihrer Werke ins Finale um einen Preis am Zurich Film Festival geschafft. Von Claudia Schumacher

Pat, Murat und Afrim, drei Jugendliche aus dem Wohnblock Zentrum Töss in Winterthur, sind unzertrennlich – und sie teilen ein gefährliches Hobby: das Schiessen von Extrem-Selfies. Egal, ob sie waghalsig am Sulzer-Hochhaus rumturnen oder mit wilden Tieren posieren: je gefährlicher, desto besser. In einer Welt, in der jede Grenzüberschreitung die Anzahl Likes auf Facebook hochpeitscht, verlieren sie bald jedes Mass.

Kein Gedanke ans Budget

Das ist die Ausgangslage von Andrea Maags neuestem Drehbuchprojekt, mit dem es die zwanzigjährige Nürensdorferin in die Endrunde um den Treatment Award – ein Förderpreis für Drehbuchautoren – geschafft hat, der im Rahmen des Zurich Film Festival in Zusammenarbeit mit SRF und Telepool Zürich am 7. Oktober verliehen wird. «Selfie» lautete die Themenvorgabe. Für Maag, die schon mit sechzehn Jahren ein Drehbuchprojekt beim Wettbewerb einreichte und seither jährlich teilgenommen hat, ist die Geschichte mit den Extrem-Selfies schiessenden Jugendlichen ungewöhnlich realitätsnah. Derzeit absolviert sie ein Praktikum in der Zürcher Filmgerberei. Als man sie dort besucht, muss sie lachen, wenn sie von früheren Projekten erzählt.

«Letztes Jahr war das Thema «Weihnachtessen», erzählt die mädchenhafte Maag mit heller Stimme, «und bei mir wurde das zu einer Mafiageschichte, die auf einem Bodenseeschiff spielt. Beim Weihnachtessen gehen Bomben hoch.» Sie schaffte es mit ihrer temporeichen Geschichte zwar ins Finale, wurde aber von der Jury mit der Frage konfrontiert, wie sie sich denn das Budget vorstelle. «Daran hatte ich nicht gedacht.» Beim Treatment Award ist auch die Realisierbarkeit der Projekte ein Kriterium. Die Autoren sollen bei der Umsetzung der Ideen unterstützt werden.

«Meine Freunde können meine Begeisterung für den Schweizer Film nicht ganz verstehen», sagt Maag. Warum? «Beim Schweizer Film wird viel über Dialoge abgewickelt und weniger über die Handlung. Ich bin auch nicht mit allem einverstanden, was das SRF macht, aber mir gefällt, wie der Nachwuchs gefördert wird. Und es wäre schön, wenn wir – der Nachwuchs – mit dazu beitragen könnten, auch die jüngeren Zielgruppen zu erreichen.»

Als Vorbild nennt Maag den französischen Regisseur Dany Boon, der 2008 mit «Willkommen bei den Sch'tis» einen Überraschungs-



Temporeich: Jungautorin Maag.

erfolg landete. «Auch sehr reizvoll finde ich, dass er sich selbst Rollen in seinen Filmen gibt», sagt Maag. Sie wollte zuerst Schauspielerin werden, bevor sie als Teenager in Statistenrollen Erfahrungen an Filmsets machen konnte und merkte, dass die Abläufe hinter der Kamera sie eigentlich noch mehr interessieren. An Selbstbewusstsein mangelt es ihr nicht. Überheblich wirkt sie aber auch nicht. Woher sie das Selbstvertrauen nimmt? «Ein stabiles Umfeld mit Eltern und einem Freund. Ich bekomme Unterstützung und Zuspruch», sagt sie freundlich lächelnd.

Mehr Fantasie als Erfahrung

Schon während der Sekundarschule besuchte Maag Schauspielkurse; später kamen Drehbuchkurse hinzu. Dennoch rieten die Eltern ihrer zielstrebigsten Tochter zunächst, eine KV-Lehre zu absolvieren. «So habe ich etwas, auf das ich zurückfallen kann», sagt Maag. Mittlerweile hat sie die Berufsmatura nachgeholt. Ihr Ziel: ein Filmstudium an der ZHdK. Dass sie in ihrer Jugend und Zielstrebigkeit auf wenig gelebtes Leben zurückgreifen kann, sieht sie nicht als Problem: «Was mir an Erfahrung fehlt, mache ich durch Fantasie wett.»

Zurich Film Festival, 28. September bis 8. Oktober 2017.



Thiel

Beim Coiffeur

Von Andreas Thiel

Kundin: Es ist eine Schande. Das seit Jahrtausenden bewährte Familienmodell wird einfach auf den Müll geworfen.

Coiffeur: Wieso?

Kundin: Die Frauen wollen lieber im Büro rumsitzen anstatt zu Hause zu kochen und die Kinder zu erziehen.

Coiffeur: Das ist aber traurig für die Kinder.

Kundin: Nicht wahr? Die Mütter können nicht mehr kochen. Putzen können sie schon gar nicht. Und sie haben auch generell keine Ahnung mehr, wie man einen sauberen Haushalt führt.

Coiffeur: Das schockiert mich.

Kundin: Und die Männer sind auch nicht besser. Kein Mann ist mehr bereit, für seine Familie zu sorgen. Die Männer wollen nur noch zu Hause rumsitzen und den Kindern zuschauen, wie sie lernen, ins Töpfchen zu machen. Sie wollen alle nur noch Teilzeit arbeiten. Und weil man mit einem Teilzeitpensum keine Familie ernähren kann, fordern sie Unterstützung vom Staat. Keiner ist mehr bereit, selbst die Verantwortung für seine Familie zu übernehmen.

Coiffeur: Das ist schlimm.

Kundin: Das bewährte Modell der Familie als kleines, eigenständiges System wird nicht mehr wertgeschätzt und auch nicht mehr gelebt. Spätestens seit homosexuelle Paare heiraten können, kann man die Ehe sowieso abschaffen.

Coiffeur: Wieso?

Kundin: Jetzt dürfen Homosexuelle sogar noch Kinder adoptieren. Das ist doch absurd.

Coiffeur: Na ja, vielleicht ist es ganz gut, wenn homosexuelle Paare Kinder adoptieren dürfen. Denn viele Homosexuelle arbeiten nicht nur mehr als Heterosexuelle und sind bereit, grössere Verantwortung zu tragen, sondern sie können auch noch gut kochen und führen einen tadellosen, sauberen Haushalt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Hochamt der Italianità

Reto Vergani feierte das 125-jährige Bestehen seiner Weinhandlung; Oktoberfest jetzt auch in Klosters; Saisonöffnung im Opernhaus. Von Hildegard Schwaninger

Das Traditionshaus Vini Vergani feierte sein 125-Jahr-Jubiläum mit grossem Fest im «Kaufleuten». Die Corona der Zürcher Gastronomie folgte der Einladung von Familienoberhaupt **Reto Vergani**, der mit seiner Frau **Jolanda** und den erwachsenen Kindern **Gianni**, **Flavia** und **Luca** die Weinhandlung führt. Der Weinhandel war vom aus Bergamo eingewanderten **Carlo Vergani** 1892 gegründet worden, das 120-Jahr-Jubiläum wurde in der Kirche St. Jakob am Stauffacher gefeiert, die man als Event-Location mieten kann, das 100-Jahr-Jubiläum in der Toskana. Die berühmte Italianità wird von den Verganis hochgehalten. Reto Vergani verkörpert die italienische Grandezza und Eleganz wie kein Zweiter in der Schweiz (und das weiss er auch); beim Fest im «Kaufleuten» wurde «L'Anima di Vergani» wie ein Hochamt zelebriert: die besten italienischen Weine, Grappa, Mortadella, italienische Canzoni – alles, was das Herz der Italien-Freunde höher schlagen lässt. Und natürlich war das Neueste aus der Gastronomie zu erfahren. **Teresa Wenger** hat das «Gandria» aufgegeben, das führt jetzt **Adriano Peroncini**, ihr Koch aus Apulien, sie selber verbringt ihre Zeit lieber im Dolder Golfclub. **Franz Rhomberg** und **Daniel Dätwyler** von Franzoli waren da, einen Tag bevor sie das Catering für die Wiedereröffnung der Tom-Ford-Boutique machten, **Nicolas von Graffenried** («Commercio») sass mit seiner Frau am Ehrentisch, der Gastro-Unternehmer und Musikmanager **Freddy Burger** (450 Mit-

arbeiter, er hat seit fünfzig Jahren sein Büro an der Carmenstrasse), **Nico Maeder** und **Patrik Bruderer** («Bärengasse») waren da, **Koni Frei** vom «Volkshaus», **Marcel Buff**, der die Wirtschaft «Alter Tobelhof» und die «Chäsalp» führt, mit seiner Frau **Astrid** (hat ein Physiotherapie-Institut in der Ostschweiz), **Reshat Shalaku**, Inhaber des «Tre Fratelli» in Wipkingen, **Ljuba Manz** vom Hotel «St. Gotthard» mit ihren Zwillingssöhnen **Michael** und **Alexander Manz**.

Reto Vergani, der Patriarch, nahm die Gelegenheit wahr, das Neueste bekanntzugeben. Per Ende Jahr wird er die operative Führung des Unternehmens an die Nachkommen abgeben, er selber bleibt Verwaltungsratspräsident.

Jubel und Promi-Dichte bei der Saisonöffnung am Opernhaus (die sechste von Intendant **Andreas Homoki**): «Jewgeni Onegin» war ein fulminanter Erfolg. Im Parkett: Kunsthaus-Direktor **Christoph Becker**, Schriftsteller **Adolf Muschg**, die österreichische Erzherzogin **Ludmila von Kyburg-Habsburg-Lothringen** sowie **Grischa Asagaroff**, der einstige Hausregisseur des Opernhauses, der dann mit **Alexander Pereira** weiterzog (erst nach Salzburg, dann nach Mailand), der harte Kern der Opernfreunde von Zürichberg und Goldküste und natürlich ein paar attraktive Russinnen, die immer da sind, wenn Musik von Tschaikowsky gespielt wird. Eugen Onegin, der tragische Held, wird vom gutge-



Fast verliebt

Mann, pack an!

Von Claudia Schumacher

Neulich standen drei frisch versingelte Frauen um einen Grill, den sich eine von ihnen neu gekauft hatte. «Wo ist der Power-Knopf?», fragte sie, während die

zweite nur die Bedienungsanleitung auf Chinesisch fand und die dritte zuerst ein YouTube-Tutorial und dann doch die Nummer ihres Ex-Freundes auf dem Handy aufrief.

Nein, das ist nicht der Anfang eines Witzes. Und ja, wir haben das Ding dann auch bekommen, in unter einer Stunde. Als schliesslich die Würste auf dem Grill brutzelten, hatten wir also endlich Zeit, uns wegen wichtigerer Dinge den Kopf zu zerbrechen. Zunächst erörterten wir die Frage, ob das Würgen und Würgenlassen, der neue Bettsport-Trend, feministisch vertretbar sei – was wir schnell und einhellig beantworteten («Wahrscheinlich nicht»). Das führte uns aber zu einem anderen, verwandten Problem. Mareike formulierte es so: «Den Frauen, die es im Bett zunehmend rau mögen und die irgendwie Gefallen finden an dem ganzen SM-Kram, stehen doch absurderweise heute Männer ge-



Jubiläum: Reto Vergani (Mitte) mit Familie.



«O'zapft is!»: Gastronomin Portmann.



Fulminanter Erfolg: «Jewgeni Onegin» in Zürich.

bauten Schweden Peter Mattei gesungen. Es gab Bravorufe für den russischen Dirigenten Stanislav Kochanovsky (sein Zürich-Debüt gab er 2016 mit «Pique Dame»).

Die «Eventitis» grassiert. Kaum ist der Festival-Sommer vorbei (Salzburg, Bayreuth, Luzern – Kulturfreunde absolvieren das Programm mit hängender Zunge), beginnt die Theatersaison in den Städten, von dort geht es nahtlos zum Oktoberfest (und dann nahtlos zu den Adventsmärkten). Das gibt es mittlerweile nicht nur in München, wo die «Wiesn» erfunden wurde, Oktoberfeste gibt es von Riga bis Istanbul, praktisch überall, und sie dauern mittlerweile gefühlte drei Monate. Jetzt hat auch Klosters ein Oktoberfest, das erstmals letzten Samstag stattfand. Es hat noch Potenzial. Die Musik war zu laut und das Essensangebot zu dürftig (Weisswurst, Fleischkäse, Schweinshaxn – sonst nichts), aber den vielen jungen Mädchen in den bunten Dirndl und den Männern in zünftigen Lederhosen gefiel es. Man soff und hatte Spass. In der mehrzwecktauglichen Festhalle (die schon mangels Dekoration etwas beliebig blieb) jedenfalls ging die Post ab. Am 6. Oktober eröffnet das Oktoberfest auf dem Bauschänzli in Zürich. Da ruft die Zürcher Wirtin **Stéphanie Portmann** (Enkelin des legendären Fred Tschanz): «O'zapft is!» Und am 23. Oktober ist wieder «Pink Monday» – der bisher grösste Erfolg des Zürcher Oktoberfests! Der Abend der Schwulen-Lesben-Community ist jeweils ein Jahr im Voraus total ausverkauft.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Stöhngeräusche gemacht wie ein Mädchen.» Als sie auf dem Weg nicht vorwärtskamen, habe sie sich oral um ihn bemüht, woraufhin er völlig überdreht reagiert habe. «Er meinte, das sei das erste Mal, dass eine Frau das für ihn macht, und dabei war der Gute schon 26 Jahre alt!» Vorschnell kam er, Mareike meldete sich nicht mehr, er schickte Terrornachrichten, dass er bereits verliebt sei und auch schon sehr enttäuscht. Als Mareike fertig erzählt hat, hebt sie ratlos die Hände.

Die «Generation Snowflake» – übersensibel, psychisch labil, schnell verzagt – will niemandem weh tun. Nur ist es auch ein altes und offenes Geheimnis, dass Lust und Schmerz nah beieinanderliegen, und wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Wird das blosses Anfassen zum Übergriff, kommt eben irgendwann keiner mehr.



Unten durch Retro

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Frau hat eine Lungenentzündung, und das ist schlimm, denn jetzt musst du mit deiner Tochter Schuhe kaufen gehen. Du liebst deine Tochter, aber nicht immer. Du liebst sie, wenn sie ihrer besten Freundin, während die ihr Essen fotografiert, den besten Happen vom Teller wegisst. Du liebst sie noch mehr, wenn sie im Badezimmer «Nothing Compares to You» so falsch singt, dass sich eurer Katze das Fell sträubt. Aber du liebst sie nicht, wenn sie sagt: «Eigentlich würde ich die neuen Schuhe lieber mit Mama kaufen, aber lass uns jetzt gehen, Papa.» Sie ist erst zwölf, das ist ein Schwellenalter: Mit einem Fuss steht sie noch in den lila Pantöffelchen mit Mausöhrchen, mit dem anderen schon in Papillio Sneakers by Heidi Klum.

Also fährst du am Samstag um 11 Uhr mit ihr in die Stadt. Um 20 Uhr möchtest du dir im Fernsehen unbedingt «Angriff der Klonkrieger» ansehen – neun Stunden sollten für den Schuhkauf reichen. Bei deinem ersten Schuhkaufenerlebnis mit deiner Tochter vor einem Jahr hast du gelernt, dass Schuhe nicht, wie man denken könnte, etwas Gewöhnliches sind. Sondern sie sind etwas ähnlich Aussergewöhnliches wie eine 53-Meter-Vollmahagoni-Jacht mit zwölf Mann Besatzung und vergoldetem Anker. Genau so viel Zeit, wie andere für den Kauf einer solchen Jacht aufwenden, brauchte deine Tochter damals, um sich zwischen Turnschuhen mit oder ohne Pailletten-Besatz zu entscheiden.

Das soll dir nicht noch einmal passieren. Diesmal startest du mit einem satten Zeitpolster. Die erste Stunde geht schon mal mit der Suche nach dem Schuhgeschäft drauf, in dem deine Tochter vor kurzem halbhohle Sneaker gesehen hat mit so einem Stern drauf, und in dem Stern war noch was drin, das glitzerte. «Retro», sagt sie, «das tragen jetzt alle.» «Ich bin auch retro, aber mich trägt keiner», sagst du, und in dieser ersten Stunde habt ihr beide noch Humor und lacht gemeinsam. In der zweiten Stunde findet deine Tochter endlich diesen ganz speziellen Schuh, aber jetzt gefällt ihr die Farbe nicht mehr. Die Verkäuferin behauptet, es habe dieses Modell immer schon nur in dieser Farbe gege-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

genüber, die sich gar nichts mehr trauen.» Womit sie wohl ins Schwarze trifft: Statistisch gesehen hat die junge Generation weniger Sex, und in Ratgeber-Kolumnen fragen Männer ständig, wie sie ihre Freundin anfassen sollen. Was früher die Intuition befahl, überprüft der Kopf jetzt dreimal. Ist Sex von hinten nicht total respektlos? Und was ist die Missionarsstellung eigentlich anderes als die reine Unterdrückung?

«Das hat was extrem Veganes», sagt Mareike nicht ohne Verachtung und beisst dabei von ihrer Wurst ab. «Es ist halt nunmal so, dass nachts in unseren Sex-Fantasien Dinge passieren, gegen die wir tagsüber auf die Strasse gehen würden.» Dann erzählt sie von einem One-Night-Stand, der hingegen so überaus anständig verlief, dass es ihr graute: «Erst mal hat er lauter Kerzen angemacht und wollte ewig rumstreicheln, dazu hat er so komische

>> Fortsetzung von Seite 63

ben. «Dann konzentriere ich mich jetzt auf ganz andere Modelle», sagt deine Tochter, die manchmal so redet, wie sie singt. In der zweiten und dritten Stunde versucht deine Tochter sich erst einmal darüber klar zu werden, auf welche Schuhgattung sie sich konzentrieren soll: Turnschuhe high? Turnschuhe low? Stiefel Plateau? Ankle Boot? «Sie müssen warm gefüttert sein», sagst du, aber das schränkt die Auswahl nur geringfügig ein. Denn die Schuhhersteller haben ihre Produktpalette auf diese häufig vorkommende elterliche Bemerkung abgestimmt und bieten sogar Turnschuhe warm gefüttert an, Geruchsentwicklung hin oder her. Um 16 Uhr entscheidet sich deine Tochter nach einer langen Phase der Selbsterforschung dazu, grundsätzlich nach High-Top-Sneakers Ausschau zu halten. Das ist ein grosser Schritt vorwärts.

Aber nach einem Blick auf die Ladenöffnungszeiten des nächsten Schuhgeschäfts wird dir klar, dass du bei deinen Überlegungen zum Zeitmanagement nicht berücksichtigt hast, dass ihr vor vier Monaten in eine Grossstadt umgezogen seid. Hier schliessen manche Schuhgeschäfte samstags erst um 21 Uhr! Um 17 Uhr sagst du zu deiner Tochter, die nun schon das elfte Paar High-Top-Sneakers anprobiert: «Du siehst mit denen toll aus. *Nimm sie endlich!*» Um 18 Uhr seid ihr beide von der trockenen Luft in den Schuhgeschäften völlig dehydriert und müsst in einem Café etwas trinken: Die Uhr tickt. Um 19 Uhr findet sie endlich die richtigen Schuhe, aber sie haben sie nicht in ihrer Grösse. Um 20 Uhr, pünktlich zum Beginn von «Angriff der Klonkrieger», kommt ihr in der Filiale an, in der sie das Modell in ihrer Grösse haben. Um 20.55 Uhr kann deine Tochter sich zum Kauf entschliessen, und du hörst auf, sie zu würgen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Mehr Licht

Von Peter Rüedi

Das Dichter eine vitale Beziehung zum Wein haben, wissen wir schon von Horaz (65–8 v. Chr.) und seinen griechischen Vorläufern. Der Wein, der Eros, die Poesie sind eine eng verbundene Dreifaltigkeit bis in unsere trivialen späten Tage. Weniger verbreitet ist umgekehrt die Verbindung von Weinmachern mit der Poesie. Bei Marie-Thérèse Chappaz, der grossen Dame des Walliser Weins, ist diese noch verwandtschaftlich begründet. Maurice Chappaz (1916–2009), der grosse Poet des Wallis («Testament du Haut-Rhône», «Die Zuhälter des ewigen Schnees»), war ihr Onkel (und hatte seinerseits eine Zeitlang als Verwalter der Weinberge seines Onkels gearbeitet). Chappaz' kongenialer Übersetzer ins Deutsche war Pierre Imhasly (1939–1917). Dessen Opus magnum nannte er die «Rhône Saga», ein Cantus von der Vielfalt und Komplexität eines Gedichts von Ezra Pound.

Diesem gigantischen Hymnus widmet nun der Salgescher Weinmacher (und ausgebildete Bergführer) Patrick Z'Brun den Wein einer eben aus der Taufe gehobenen neuen Linie: mit einem exzellenten, vielwürzigen, vieldeutig schillernden Syrah, der ja als Sorte wie

keine andere die der Rhône ist, vom Wallis bis zur Mündung in der Provence. Z'Brun hat vor rund einem Jahrzehnt das einst (namentlich in der Deutschschweiz) höchst erfolgreiche, dann in die Jahre gekommene Weingut Vins des Chevaliers übernommen und mit Umsicht wieder auf Kurs gebracht. Jetzt taufte er das Unternehmen auf den Namen Domaines Chevaliers um und führt nun unter diesem Dach zwei Linien, die von neunzehn (!) auf sieben Etiketten geschrumpften traditionellen Weine und andererseits sieben Novitäten einer prestigieöseren Linie, die er nach dem Namen seiner Mutter «Lux Vina» nennt. Bisher sind erschienen: ein Petite Arvine «Altimus» 2016, ein Pinot noir von der nahe um den Betrieb gelegenen zurückgekauften Urparzelle, der «Clos de Pachje» (sozusagen das handgreifliche Zeichen für Z'Bruns Restaurationsbemühungen um die alte ritterliche Marke), eine moderne Assemblage «W» aus Gamaret, Merlot, Diolinoir – und eben dieser wunderbare Syrah als Hommage an Imhaslys grossen Gesang. (Drei weitere werden in den kommenden Monaten folgen: eine weisse Assemblage, ein Grains Nobles Surmaturés und ein Cornalin.) Der 2015er Syrah ist, ich sagte es, sehr würzig, mit einem pfefferigen Abgang, kein Schmeichler, sondern ein Wein, der in den nächsten Jahren noch zulegen und an Eleganz gewinnen wird, der aber jetzt schon das majestätische Format seines poetischen Paten ahnen lässt. Voraussetzung für Z'Bruns Chevaliers-Renaissance (die neuen Weine stehen für mehr als das Facelifting einer im Image etwas verstaubten alten Marke) war das Engagement des Önologen Christian Gfeller. Die neuen Weine der «Lux Vina»-Linie verraten alle schon seine Handschrift.

Domaines Chevaliers Lux Vina Syrah Rhône Saga 2015. 14,4%. Domaines Chevaliers, Salgesch. Fr. 55.–. www.vins-chevaliers.ch

Österreich - Gemütlichkeit und aromatische Weine

8 Tage ab CHF 2'790.–

Erleben Sie mit unserem Weinexperten Andreas Candrian die grossartigen Weinbaugebiete und die innovativen Kellereien. Österreich ist bekannt für seine aromatischen Weissweine und die reichhaltigen, neuen Rotweine.

27.06. – 04.07.2018

Mosel - die Perle des Rieslings

4 Tage ab CHF 1490.–

Sie besuchen die wunderbare Kulturlandschaft und das an antiken Schätzen reiche Weinbaugebiet der Mosel. Geniessen Sie die eleganten, aromatischen Weine und die vielfältige Küche der Region.

22.04. – 25.04.2018



Premium Weinreisen
vom Spezialisten.



Für Informationen und Buchungen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung
056 461 63 00 oder www.car-rouge.ch



Auto

Von Pass zu Pass zu Pass

Mit einem Porsche GT3 in den Alpen herumzukurven, gehört ganz oben auf die Liste der Dinge, die man gemacht haben sollte. *Von David Schnapp*

Die Schweiz ist ein Paradies für Autofahrer, wenn wir einmal absehen vielleicht von den teilweise absurd harten Strafen für gewisse Regelübertretungen im Verkehr. In Zürich zum Beispiel gilt bei Parkbussen null Toleranz, wie mir eine Polizistin kürzlich sagte. Bei Hausbesetzungen oder Sachbeschädigungen ist man da toleranter. Aber darum geht es hier nicht, sondern um die Schönheit der Strassen, die insbesondere an sommerlichen Wochen-

tagen in den Alpen vor uns ausgebreitet ist. Kürzlich hatte ich mir so einen Tag eingerichtet, an dem ich von 8 bis 21 Uhr nichts anderes tat, als Auto zu fahren. Zwischendurch ass ich im «Chedi» in Andermatt noch ein Clubsandwich mit Avocado, das etwas kräftiger hätte gewürzt sein dürfen. Pfeffrig dagegen war der Wagen, den ich die übrige Zeit des Tages bewegen durfte: der neue Porsche GT3, der «Elfer für Strasse und Sport», wie ihn der Autohersteller nennt.

Porsche 911 GT3 PDK

Leistung: 500 PS/368 kW, Hubraum: 3996 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 318 km/h
 Preis: Fr. 186 600.–



500 PS für 1430 Kilogramm

Von den Kunden, die bisher einen GT3 gekauft haben, bewegten zwei Drittel ihren Wagen auch auf der Rennstrecke. Es scheint hier also einen Unterschied zum SUV-Geschäft zu geben, wo es eher darauf hinausläuft, dass man könnte, wenn man wollte. Der GT3 ist ein puristisches Auto, man kann es zwar halbwegs zivil bewegen, aber eigentlich möchte man das nicht – und das Auto scheint es auch nicht zu wollen. Der Vier-Liter-Boxermotor, eine Di-

rektübernahme aus dem Rennwagen GT3 Cup, dreht so leichtfüssig bis 9000 (!) Umdrehungen pro Minute hoch, dass es schade wäre, das nicht an jedem Kurvenausgang von neuem zu versuchen.

Es gibt bloss eine grundsätzliche Wahl, die künftige GT3-Piloten treffen müssen: manuelles 6-Gang-Getriebe oder das 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe (PDK) mit optimierter Rennstreckenprogrammierung. Mit PDK ist der Elfer schneller (3,4 Sekunden auf 100 km/h), die Handschaltung hingegen verleiht ihm einen rauereren, mechanischeren Charakter. Zudem ist das kurze, wütende Bellen, das der Auspuffanlage beim Herunterschalten entweicht, Musik in den Ohren jedes GT3-Fahrers.

500 PS treffen auf 1430 Kilogramm Auto (vollgetankt), jedes PS muss also bloss 2,86 Kilogramm bewegen. Ich sitze in einem gar nicht so unbequemen Sportschalensitz, festgezurrt in einem knallgelben, tiefgelegten GT3 mit einem Karbonspoiler gross wie eine Bartheke. Der Weg führt zunächst auf den Gotthardpass, wo manche Geraden lange und breit genug sind, um auch mal zwei, drei Autos und ein Wohnmobil aufs Mal hinter sich zu lassen. Die Souveränität, mit der dieser Sportwagen die Kraft auf den Boden bringt, und wie er mit seiner aktiven Hinterachslenkung um die Kurven zieht, ringt selbst dem abgebrühten Fahrer ein zufriedenes Grinsen ab.



Bestes Publikum der Welt: Siegerehrung mit Valtteri Bottas, Gewinner Lewis Hamilton und Sebastian Vettel (v.l.).

Formel 1

Arrosto di manzo und ein rotes Fahnenmeer

Beim legendären Grossen Preis von Italien in Monza gewährte mir der Schweizer Rennstall Sauber einen Blick hinter die Kulissen. Der technische und logistische Aufwand für die knapp zwei Rennstunden ist gigantisch. Die Stars der Szene sind zum Greifen nah. *Von Philipp Gut*

Der Mythos dröhnt, von weitem hörbar, aus einem historischen Park: Der Autodromo Nazionale Monza ist von alten Bäumen umsäumt und an normalen Tagen ein Naherholungsgebiet für Einheimische. An diesem Sonntagmorgen Anfang September herrscht Ausnahmezustand im sonst verschlafenen Städtchen nördlich von Mailand. Bereits am Vormittag drängen Zehntausende Zuschauer unter dem alten Torbogen in den Parco di Monza zur Rennstrecke, darunter viele Schweizer. Es läuft der Porsche-Supercup, und um 14 Uhr soll der Gran Premio d'Italia starten, eines der ältesten und berühmtesten Formel-1-Rennen der Welt.

Ich bin um 10.40 Uhr mit Frédéric Vasseur verabredet, dem neuen Teamchef des Sauber-F1-Teams und CEO der Sauber Motorsport AG aus Hinwil (siehe Interview auf Seite 68). Empfangen werde ich in der Sauber-Hospitality, ei-

ner schneeweissen Wagenburg aus zwei kunstvoll auseinandergefalteten Spezialtrucks, die Bar, Lounge, Restaurant, Küche, Sitzungszimmer, Büros und Fahrerräume in einem darstellt. Es ist gleichsam das Basislager von Sauber, neben ähnlichen Bauten von Ferrari, Mercedes, Red Bull und wie sie alle heissen.

Die Sauber-Piloten Marcus Ericsson und Pascal Wehrlein schlendern locker in Jeans vorbei.

Man hört viele verschiedene Sprachen, bei Sauber arbeiten Personen mit mehr als dreissig verschiedenen Nationalitäten, aber das Schweizerdeutsch dominiert. Von den gut 300 Leuten, die beim Schweizer Rennstall tätig sind, sind rund 60 nach Monza gereist. Neben den Mecha-

nikern und Ingenieuren ist auch eine komplette Küchen- und Servicecrew dabei. Während auf der einen Seite des Buffets noch Frühstück zu haben ist, tragen die in weisse Blusen mit Sauber-Logo gekleideten Bedienerinnen bereits das Mittagmahl herein: *arrosto di manzo*, Rindsbraten, und eine Auswahl an kalten und warmen Beilagen. Die Sauber-Fahrer Marcus Ericsson und Pascal Wehrlein schlendern locker in Jeans vorbei, später werden sie sich in ihre Kojen zurückziehen, in die Rennanzüge zwingen und sich abgeschirmt auf den Einsatz vorbereiten.

Die Fahrer können das im Schlaf

Im Fahrerlager («Paddock») nimmt der Betrieb derweil zu. Neben den aktiven Piloten trifft man Legenden wie Niki Lauda oder Jackie Stewart und aufstrebende Stars von morgen wie Ferrari-Testfahrer Antonio Giovinazzi, dem



hen und die wichtigen Informationen herausfiltern. Diese geben sie dann an die Ingenieure in der Garage und an diejenigen an der Pit-Wall zurück.

Nach jeder «Session», wie es im Jargon heisst, also nach jeder Fahrt – sei es Training oder Ernstkampf –, gibt es ein Debriefing. Die Daten werden von der Strecke nach Hinwil an den Firmensitz von Sauber übermittelt und dort im Detail analysiert. Auch während des Rennens sitzen in Hinwil Ingenieure an ihren Computern und werten die Informationen aus.

Glamour und geplatze Reifen

Die Fahrer können sich also nicht verstecken: Man sieht auf den Bildschirmen millimetergenau, wann sie beschleunigen, bremsen und wo sie Zeit verlieren. Die Kommunikation wird über Kopfhörer gesteuert. Der Renningenieur gibt dem Mann im Cockpit über Funk immer wieder Anweisungen. Der Pilot mag sich einsam fühlen draussen auf der Piste, aber er ist zugleich total vernetzt. Alles, was er tut und lässt, wird registriert – der gläserne Mensch ist in der Formel 1 bereits Realität.

Als Laie und Hobbyraser hat man vielleicht den Eindruck, es gehe darum, immer am Limit zu jagen. Doch die Formel 1 hat viel mit Strategie zu tun. Man muss mit Bedacht fahren und das Rennen einteilen.

Auf dem Weg von der Garage zurück in die Sauber-Hospitality begegnen wir den Fahrern Felipe Massa, Carlos Sainz und Lance Stroll, an ihre Fersen haben sich Fernsehteams geheftet. Mercedes-Pilot Valtteri Bottas gibt ein Interview auf Finnisch.

Es ist jetzt 12.30 Uhr, Team und Fahrer von Sauber verpflegen sich an den weissen Tischchen. Nach dem Essen ziehen sich die Piloten zurück. Ich schlendere noch ein bisschen durch das Fahrerlager, der Russe Daniil Kwjat spaziert im Renndress vorbei, das Oberteil hat er ge-

vielen eine erfolgreiche Karriere voraussagen. In der Garage stehen die Autos noch nackt da: Die Abdeckungen und die Räder sind abmontiert. Für den Motor zuständig sind Ferraristi, da Sauber ein Kundenteam von Ferrari ist. Ich darf ein Lenkrad anfassen, mit seinen zahlreichen Knöpfen kommt es mir ziemlich kompliziert vor. Die Bedienung erfordere viel Übung, die Fahrer könnten das aber im Schlaf, sagt ein Ingenieur.

So archaisch der Rennsport und die Duelle der wagemutigen Männer auf der Piste anmuten, die Technik dahinter ist hochkomplex. Das gesamte Auto ist mit Sensoren ausgerüstet, deren Daten mittels Telemetrie an die Messstationen und die zahlreichen Ingenieure mit ihren Laptops weitergeleitet werden. Ohne diese ausgeklügelte Übertragungstechnik könne man heute das Auto fast nicht mehr zum Laufen bringen, erklärt der Sauber-Ingenieur. Es sei entscheidend, dass das Team perfekt eingespielt sei, während des Rennens müsse jeder Handgriff sitzen.

Dabei gibt es so etwas wie die Front und die Etappe: Zuvorderst im Kommandostand in der Boxengasse stehen Frédéric Vasseur, Teammanager Beat Zehnder, je ein Renningenieur für die beiden Piloten sowie der leitende Ingenieur an der Strecke. Im rückwärtigen Raum sitzen die Dateningenieur, die alle Details se-

öffnet und lässt es lässig nach unten hängen. Die Spätsommersonne über dem Autodromo Nazionale würde ihm sonst zu sehr einheizen.

Es wird Zeit, den Platz auf der Tribüne einzunehmen. Ich setze mich im Medienzentrum zuvorderst auf einen Klappstuhl, der Blick geht auf die Start-Ziel-Gerade und die Haupttribüne vis-à-vis. Sie ist, drei viertel Stunden vor Rennstart, bis auf den letzten Platz gefüllt – ein Meer von roten Ferrari-Flaggen wogt, hier und da weht roter Petarden-Rauch.

Spannung und Anspannung nehmen zu, Spektakel gibt es auf der Piste und in der Luft. Die Parade der Startnummerngirls marschiert ein, an ihrer Schönheit kann man den Stellenwert und Glamourfaktor der Formel 1 ablesen. Auf der Strecke bilden sich Menschentrauben,



Bereit zum Angriff: Sauber-Fahrer Wehrlein.

Techniker, Teamleiter und wichtige Gäste sammeln sich im Startbereich. Um 13.40 Uhr, 20 Minuten vor dem Start, leeren sich Strecke und Boxengasse. Um 13.46 Uhr ertönt die italienische Nationalhymne, kaum sind die letzten Takte verklungen, donnert die Kunstflugstaffel Freccia tricolore über das Gelände hinweg, über die Boxengasse jagt ihr Schatten dahin. Die letzten, die die Piste verlassen, sind die Mechaniker mit ihren Reifenwagen. Für ihren Spurt, der sie in Sicherheit bringen soll, erhalten sie von den Tifosi auf der Tribüne Szenenapplaus.

Punkt 14 Uhr starten die Wagen zur Aufwärmrunde. Hinter mir kommentieren zwei italienische Radioreporter live, und als das Rennen wenige Minuten später beginnt, üben sie sich in Wettreden. Es geht nicht lange, da überholt Ferrari-Fahrer Kimi Räikkönen einen Konkurrenten. Die italienischen Kollegen jubeln wie bei einem Tor im Fussball.

Die Anfangsphase ist turbulent. Um 14.09 Uhr holpert Rookie Max Verstappen in seinem Red Bull mit geplatzttem Reifen an die Box, um 14.10 Uhr stösst Ferrari-Leader und Publikumsliebling Sebastian Vettel auf Rang vier vor. Fünf Minuten später hat er sich einen Podestplatz erkämpft, den er bis zum Schluss halten wird. An der Spitze einteilen die Mercedes von Lewis Hamilton und Valtteri Bottas der

Motorsport-Extra

- 66 **Grosser Preis von Italien**
Reportage aus Monza
- 68 **«Dann reden wir vom Podest»**
Interview mit Sauber-Chef Vasseur
- 69 **Schnell und klimaneutral**
Umweltschutz in der Formel 1
- 70 **Jo Siffert und Clay Regazzoni**
Die grössten Schweizer Rennfahrer
- 73 **Formel Schweiz**
Ulrich Giezendanners Traum
- 76 **Visionär Peter Sauber**
Eine Schweizer Erfolgsgeschichte
- 78 **Lorenz Frey**
Vom Hockeyspieler zum Rennfahrer
- 80 **Rolf Knie**
Schöne Autos, hohe Tempi

Konkurrenz. Das registrieren auch die Kollegen vom italienischen Radio. Nach 41 von 53 Runden melden sie, die Stimme deutlich ruhiger, der dritte Rang von Vettel sei das Beste, was für Ferrari heute möglich sei. Die Sauber-Piloten Ericsson und Wehrlein kämpfen im hinteren Teil des Felds. Ihre Autos seien diese Saison (noch) nicht konkurrenzfähig, sagt Teamchef Frédéric Vasseur. Ab der nächsten Saison wolle man zum Angriff auf die vor ihnen liegenden Teams blasen.

Liebeserklärung an die Zuschauer

Spannend bleibt das Geschehen in der Boxengasse. Direkt unter mir liegt die Box von Ferrari-Pilot Räikkönen. Die Kompressoren für den Reifenwechsel liegen bereit. Bevor der Fahrer hereinkommt, werden sie von den Mechanikern getestet. Der Lärm, den sie verursachen, ist fast so laut wie das Heulen der Motoren, nur in höheren Tonlagen.

Die Tifosi auf der in Rot getauchten Haupttribüne lassen sich vom Rennverlauf nicht entmutigen und zelebrieren ihr eigenes Fest. Sieben Runden vor Schluss reihen sie sich neben der Tribüne ein, um dann als Erste die Piste stürmen zu können. Kaum ist die Zielflagge geschwenkt und sind die Autos nach der Ehrenrunde abgebogen, fluten die Fans zu Tausenden die Start-Ziel-Gerade.

Die Siegerehrung von Monza auf dem über die Piste hinausragenden Balkon ist legendär.

Die Siegerehrung von Monza auf dem über die Piste hinausragenden Balkon ist legendär und auch für die Fahrer ein Ereignis. Es sei schwierig gewesen, sagt Sebastian Vettel im Interview, «aber wir werden kommen». Monza habe «il meglio pubblico del mondo», das beste Publikum der Welt. Sieger Lewis Hamilton, der Vettel an diesem Wochenende die WM-Führung abnimmt, wird zwar weniger bejubelt, doch er weiss, was sich gehört: Er liebe die Energie dieser Zuschauer, ruft er in die Menge.

Etwas nachdenklicher geht es hinter den Kulissen bei Sauber zu. Manager Vasseur unterhält sich unmittelbar nach dem Rennen im Fahrerlager zwischen den Trucks ausführlich mit dem Piloten Wehrlein und Ericsson.

Für den Rest des Teams ist der Arbeitstag noch lange nicht zu Ende. Während die Ingenieure über ihren Daten brüten, um die richtigen Schlüsse für die nächsten Rennen zu ziehen, beginnen Mechaniker mit dem Verladen der immensen Menge an Material. Die Teams betreiben für die Rennwochenenden einen grossen Aufwand. Eine logistische Herkulesarbeit, die generalstabsmässig umgesetzt wird. In wenigen Tagen muss alles wieder bereit sein, dann geht es weiter nach Asien, zum Grand Prix von Singapur. ○

Rennsport

«Dann können wir vom Podest reden»

Der Franzose Frédéric Vasseur hat im Sommer das Steuer bei Sauber übernommen. Hier verrät er, wie er den Schweizer Rennstall auf die Erfolgsspur zurückführen will. *Von Philipp Gut*



«Freundlich empfangen»: Teamchef Vasseur.

Herr Vasseur, Sie sind von Renault zu Sauber in Hinwil gestossen. Was haben Sie dort vorgefunden?

Ich habe Renault vor sechs Monaten verlassen und hatte eine schöne Pause. (Lacht) Im Ernst: Die Situation beim Sauber-F1-Team ist nicht einfach, es gab in den letzten Monaten einige Probleme. Die wollen wir jetzt lösen. Das Team ist sehr motiviert und konzentriert sich auf die Rennen. Die finanziellen Angelegenheiten sind das eine, das andere ist die Entwicklung des neuen Autos. Wir müssen uns auf allen Gebieten des Unternehmens verstärken.

Spüren Sie Mentalitätsunterschiede im Vergleich zu Frankreich und anderen Nationen? Gibt es einen speziellen Schweizer Spirit?

Abgesehen vom Schweizerdeutsch («Grüezi!»), stelle ich das kaum fest. Die Formel-1-Teams sind sehr kosmopolitisch – die Liste unserer Mitarbeiter verzeichnet mehr als dreissig verschiedene Staatsangehörigkeiten.

Sie beobachten keine besondere Präzision, keinen «Swiss Finish»?

Es ist ein bisschen früh, das zu beurteilen. Aber ich bin sehr freundlich empfangen worden, alle sind *pushy*, wollen etwas errei-

chen. Das werden wir in den nächsten Monaten versuchen.

Die Formel 1 ist hochkompetitiv, Sie kämpfen gegen Teams mit Milliardenkonzernen im Rücken. Im Vergleich zu Mercedes oder Ferrari ist Sauber eine kleine Nummer. Wie muss man sich die Grössenverhältnisse vorstellen?

Wir sind das kleinste Team, kennen aber die Situation genau. Es gibt auch andere kleinere Teams, die einen guten Job machen und starke Resultate liefern. Wir müssen die Leistung steigern und haben mit dem Vertrag mit Ferrari schon erste Schritte in die richtige Richtung getan.

Wo sehen Sie die Stärken von Sauber?

Entscheidend sind die Anlagen. Wenn Sie in den Windkanal oder Ähnliches investieren müssen, dauert das Jahre.

Sauber ist bekannt für seinen modernen Windtunnel.

Das ist ein sehr gutes Asset für das Unternehmen. Dort können wir unsere Entwicklungen testen und verbessern. Ein weiterer Punkt ist das Personal: Wir haben einige Leute verloren in den letzten Monaten und werden uns zurückkämpfen.

Wo identifizieren Sie Schwächen?

Wenn Sie Mercedes oder Ferrari vor sich haben, sehen Sie den Unterschied sofort. Die haben Teams mit tausend Leuten, bei uns sind es etwas mehr als 300. Das ist dreimal weniger als die Spitzenteams.

Wie sieht die finanzielle Lage aus?

Ich will nicht über das Budget reden. Dieses ist nicht die Hauptsache – wir müssen zuerst die richtigen Leute finden, und das braucht Zeit.

Wenn Sie vom Material reden: Ist es überhaupt möglich, dass Sie besser sind als die Grossen? Schliesslich beziehen Sie Ihre Motoren von Ferrari, und die werden die neusten und besten Antriebe immer für sich behalten.

Wir wissen genau, dass es ein Traum bleibt, vor Ferrari oder Mercedes zu sein. Wir müssen realistisch bleiben. Doch es gibt Chancen für alle, und wir konzentrieren uns auf die Teams, die in unserer Reichweite liegen und im Moment noch besser abschneiden als wir. Wenn Force India aufs Podest fährt, muss das auch für uns möglich sein.

Welches sind die wichtigsten Schritte, um Sauber auf die Erfolgsspur zurückzuführen?

Das Erste war der Motor, da haben wir mit Ferrari einen guten Deal abgeschlossen. Wir werden in alle Abteilungen investieren, um die Leistung des Autos zu steigern.

Braucht es eine Art David-gegen-Goliath-Strategie?

(Lacht) Ich würde nicht behaupten, dass wir cleverer sind als die anderen. Wir müssen uns auf uns selber und auf unsere Leistung konzentrieren.

Hand aus Herz: Am Ende des Tages zählen doch nur Podestplätze. Wann wollen Sie wieder so weit sein?

Wenn Sie die Geschichte der Formel 1 in den letzten zehn, fünfzehn Jahren anschauen und die Beispiele von Teams wie Mercedes, Jaguar oder Red Bull nehmen, dann sehen Sie, dass sie jeweils Jahre brauchten, um an die Spitze zurückzukehren. Ferrari benötigte in den 1990ern einige Jahre, um Weltmeister zu werden. Es wäre falsch, wenn wir meinten, bereits in der nächsten Saison aufs Podest fahren zu können. Wir müssen uns zuerst den Top Five annähern, dann können wir vom Podest reden.

Die Frage ist, ob auch der Investor diese Geduld aufbringt.

Das haben wir diskutiert. Wir haben eine nüchterne Auslegung gemacht und die Felder identifiziert, auf denen wir uns verbessern wollen. Wenn Sie am 1. Januar

«Wir sind das kleinste Team, kennen aber die Situation genau.»

einen neuen Mann in der Aerodynamik anstellen, können Sie nicht schon am 1. Februar Resultate erwarten. Es braucht ganz einfach Zeit, bis Sie soweit sind.

Gibt es einen Lieblingsfahrer, den Sie gern an Bord hätten?

Die Fahrer nehmen eine Schlüsselposition im System ein, sie machen die Pace im Wagen. Wichtig ist, dass sie sich in fairem Wettbewerb gegenseitig zu Höchstleistungen anstacheln. Die Topteams haben immer zwei hervorragende Fahrer. Die Fahrer müssen die Leader des Teams sein, charismatische Persönlichkeiten, welche die anderen mitreissen.

Im Gespräch als neuer Fahrer ist der neunzehnjährige Monegaser Charles Leclerc, der diese Saison die Formel 2 dominiert und in die Scuderia Ferrari aufgenommen wurde. Ist er der neue Sauber-Pilot?

Es ist zu früh, dies zu entscheiden. Aber wie Sie wissen, habe ich mein Leben damit zugebracht, junge Fahrer zu fördern. Das ist ein wichtiger Teil unserer Arbeit.

Kommen auch Schweizer in Frage?

Das wäre schön, aber um ehrlich zu sein, hat es im Moment nicht Priorität. Grundsätzlich sind Schweizer aber nicht ausgeschlossen.

Was muss einer mitbringen, um ein erfolgreicher Rennfahrer zu werden?

Natürlich ist der Speed entscheidend, doch es geht um mehr: Der Fahrer muss der Leader des Teams sein und das letzte Prozent Motivation aus dem Team herauskitzeln. Ein sehr gutes technisches Verständnis ist ein ebenso wichtiger Faktor.

Welche Eigenschaften zeichnen einen erfolgreichen Formel-1-Manager aus?

Wahrscheinlich dieselben. Ich kann nicht selbst das Design oder den Motor des Autos entwickeln, auch wenn ich das früher gemacht habe. Ich muss schauen, dass die Leute am selben Strick ziehen, und sie vorwärtsbringen. Nach schlechten Rennen ist es meine Aufgabe, aufsässig zu bleiben, die Leute anzutreiben.

Wie sieht es ökonomisch aus: Kann man als Formel-1-Rennstall überhaupt Geld verdienen, oder ist dieses Geschäft zwingend eine Geldvernichtungsmaschine?

Zum Glück gibt es einen Zwischenraum zwischen *Geldverdienen* und *Geldvernichtung*. *(Lacht)* Die Formel 1 ist kein normales Geschäftsfeld. Sobald wir einen Franken übrig haben, investieren wir ihn.

Kritiker monieren, die Formel 1 sei in den letzten Jahren bis zur Langeweile reguliert worden. Einverstanden?

Da bin ich nicht sicher. Wenn Sie die laufende Saison anschauen, sehen Sie einen grossen Fight zwischen Sebastian Vettel und Lewis Hamilton und zwischen Ferrari und Mercedes. Verschiedene Fahrer können Rennen gewinnen. In Baku fand in diesem Jahr eines der spektakulärsten Rennen statt. Am Anfang von neuen Regularien ist es immer ein bisschen schwierig – für die grossen Teams ist es einfacher, einen neuen Wagen zu entwickeln. Mit neuen Regeln vergrössern Sie den Abstand zwischen der Spitze und den übrigen Rennställen. Wir sind jetzt daran, diese Lücke zu schliessen. Vorgaben für das Budget und gewisse Standardteile des Autos würden helfen. Wir werden in Zukunft noch interessantere Rennen haben.

Frédéric Vasseur, Jahrgang 1968, ist seit dem 17. Juli 2017 Teamchef des Sauber-F1-Team sowie Managing Director & CEO der Sauber Motorsport AG. Der Franzose löste Monisha Kaltenborn ab und hat mit den späteren Formel-1-Stars Nico Rosberg und Lewis Hamilton zusammengearbeitet.

Umwelt

Für den Regenwald

Das Sauber-Formel-1-Team fährt klimaneutral. Töffpilot Tom Lüthi und KMU tun es ihm gleich.

Schnelle Boliden und Autorennen gehören zu den Lieblingsfeindbildern der Umweltlobby. Diese verpesteten die Luft, heisst es von grüner Seite. Doch die Rennen selbst seien diesbezüglich «vernachlässigbar», sagt der Unternehmer Pascal Freudenreich. Er muss es wissen: Freudenreich ist Mitgründer und CEO der Carbon-Connect AG mit Sitz im zürcherischen Volketswil. Seine Firma bietet freiwillige Klima-Kompensationsmassnahmen an. Sie handelt mit sogenannten CO₂-Zertifikaten.

Zu den Partnern von Carbon-Connect zählen das Sauber-Formel-1-Team, der Motorradfahrer Tom Lüthi, zwei Oldtimer-Rennen in Lenzerheide und St. Moritz, World Vision Schweiz sowie etliche Schweizer KMU. «Mit unseren Klima-Labels zeigen wir engagierten Unternehmern einfache Wege auf, wie ein Prozess, ein Produkt oder ein ganzes Unternehmen klimaneutral gestaltet wird», sagt Freudenreich. «Wir machen aus CO₂-Emissionen Bäume», verspricht er.

Dies funktioniert so: Am Anfang stehe die Ermittlung des CO₂-Ausstosses, sei es von Firmen, von Privatpersonen oder von einzelnen Anlässen. Mit dem «CO₂-Fussabdruck-Rechner» könne man dies am PC auf einfache Weise selbst ermitteln. Für die Teilnahme erhalten die Kunden das «Klimafreundlich»-Label. Damit ausgezeichnet werden Firmen, Webseiten und Produkte.

Drei Millionen Bäume pflanzen

Unternehmen und Private, die mit Motorfahrzeugen unterwegs sind, können überdies eine Klimavignette kaufen. Carbon-Connect garantiert, dass der Beitrag zum Erwerb dieser Vignette hundert Prozent des beim Fahren verursachten CO₂-Ausstosses ausgleicht. Wer an diesem Programm teilnimmt, darf sich «Klimapilot» nennen wie die Mitglieder des Sauber-Formel-1-Teams oder Tom Lüthi.

Der Ausgleich der Emissionen geschieht in international anerkannten und zertifizierten Urwaldprojekten im brasilianischen Amazonasgebiet. Dort werden fünf Urwälder mit einer Gesamtfläche von 209130 Hektaren mit Hilfe der Klimapiloten vor der Abholzung geschützt.

Zusätzlich sollen über eine wohltätige Stiftung Bäume gepflanzt werden. Ziel sei es, innert drei Jahren drei Millionen Exemplare zu pflanzen, so Pascal Freudenreich. *Philipp Gut*

www.carbon-connect.ch, climatepilot.com

Eine Stilikone, Kamikaze und ein Baron

Kein Schweizer wurde je Formel-1-Weltmeister. Doch Jo Siffert und Clay Regazzoni fuhren sich mit Können, Leidenschaft und Charisma in die Geschichtsbücher.

Von Thomas Renggli



«Seine Zähigkeit überwand alle Hindernisse»: Rennfahrer Siffert, 1971.

Am 29. Oktober 1971 stand die Zeit in Freiburg still. Es war der Tag, an dem Joseph «Seppi» Siffert zu Grabe getragen wurde. Die St.-Nikolaus-Kathedrale war bis auf den letzten Platz gefüllt, 50 000 Menschen wollten vom Rennfahrer Abschied nehmen. Die *Freiburger Nachrichten* schrieben von der «grössten Trauerfeier, die das Land je gesehen hatte – ein Menschenmeer umlagerte den Platz vor der Kirche». Während der Beisetzung auf dem Friedhof St. Leonhard sprach Sifferts enger Freund Père Duruz: «Wo das Risiko ist, ist auch der Tod. Aber wo kein Risiko ist, gibt es auch kein Leben.» Im Juni 1984 wurde in Freiburg der Jo-Siffert-Brunnen eingeweiht – eine Hommage von Jean Tinguely an seinen Freund.

Ohne Starbonus an die Spitze

Jo Siffert gewann in seiner Karriere nur zwei Formel-1-Rennen, doch wie kein zweiter Schweizer Rennfahrer steht er noch heute für die Romantik und die Dramatik des Geschäfts. Als Sohn eines Molkereibesitzers besass er nie die finanziellen Voraussetzungen, die es für eine Karriere im Automobilrennsport schon damals brauchte. Doch Seppi kämpfte für seinen Traum. Im Standardwerk «Das grosse Rennfahrerbuch» ist zu lesen: «Jo Sifferts grosses Können, sein Wille, vorwärtszukommen, und seine Zähigkeit überwand alle Hindernisse.» Der amerikanische Filmstar Steve McQueen nahm Siffert vor den Dreharbeiten zum Film über das 24-Stunden-Rennen von Le Mans zum grossen Vorbild: «Ich will genauso aussehen wie Jo Siffert.» Brian Redman, der ehemalige britische Rennfahrer und Teamkollege von Siffert, sagte: «Jo war ein Rennfahrer in jeder Hinsicht – er suchte am Steuer und sonst im Leben nach den sich bietenden Gelegenheiten.» Am 24. Oktober 1971 endete Sifferts Fahrt im englischen Brands Hatch für immer. «Plötzlich riss oder explodierte irgendetwas am Heck von Sifferts Wagen, am Getriebe oder an der Aufhängung», erzählte der an diesem verhängnisvollen Nachmittag hinter dem Schweizer liegende britische Pilot John Surtees. Siffert war mit 250 Stundenkilometern unterwegs und befand sich vor dem Anbremspunkt der Hawthorn-Rechtskurve. Der Wagen brach abrupt nach links aus, prallte auf einen Erdwall, überschlug sich und brannte sofort lichterloh.

Der Unglückspilot – durch den Aufprall bewusstlos geworden – erstickte. Siffert wurde

nur 35 Jahre alt. Er fiel einer fatalen Verkettung von Zufällen zum Opfer. Eigentlich war das Rennen in England nicht geplant gewesen. An jenem Wochenende hätte der Grand Prix von Mexiko die Saison abschliessen sollen. Weil aber der Mexikaner Pedro Rodríguez am 11. Juli tödlich verunglückt war, wurde dieser Grand Prix abgesagt – und stattdessen zu Ehren des neuen Weltmeisters Jackie Stewart das World Championship Victory Race in Brands Hatch durchgeführt. Für Siffert das Schicksalsrennen – notabene am Ort seines ersten Grand-Prix-Sieges 1968. Der frühe Tod machte den Freiburger zum Mythos. 2013 wurde dem gelernten Karosseriespengler mit dem Dokumentarfilm «Jo Siffert – Live Fast, Die Young» ein cineastisches Denkmal gesetzt.



Emmanuel «Toulo» de Graffenried um 1950.

Der Tod fährt mit

Die Tragik dieser Geschichte steht für den Rennsport der früheren Tage. Der Schotte Jackie Stewart sagt: «Damals waren wir noch wie eine grosse Familie – auch weil man am Morgen nie wusste, ob man sich am Abend wieder sieht.» Zu jener grossen Familie gehörte auch Clay Regazzoni. Der Tessiner aus Porza ist bis heute der erfolgreichste Schweizer Rennfahrer der Geschichte – der Letzte helvetische Sieger eines Formel-1-Rennens, der letzte, der aufs Podest fuhr. Als er am 15. Dezember 2006 im Alter von 67 Jahren bei einem Ver-

kehrsunfall bei Parma ums Leben kam, würdigte ihn die italienische Tageszeitung *Corriere della Sera* mit den Worten des legendären Ferrari-Ingenieurs Mauro Forghieri: «Clay Regazzoni war der letzte Romantiker unter den Formel-1-Piloten. Er war die personifizierte gute Laune.» Die *Gazzetta dello Sport* widmete dem Schweizer die ersten drei Seiten.

Regazzoni, der gelernte Autosattler, beflügelte mit seiner Tellerwäscherkarriere die Fantasien. Am 21. Juni 1970 fuhr er im ersten seiner 132 Grands Prix als Ersatz für den Itali-

ener Ignazio Giunti im holländischen Zandvoort aus dem Nichts in den Kreis der Spitzenfahrer: Platz vier! Nie zuvor in der Geschichte des Automobilrennsports hatte ein Debütant ein derart gutes Resultat erzielt. Zweieinhalb Monate später gewann Clay in Monza für Ferrari seinen ersten Grossen Preis. Jetzt fragte niemand mehr: «Regazzoni? Was ist das? Ein Schokoriegel, eine Panettone-Marke?» Jetzt wussten fast alle: Regazzoni ist ein Rennfahrer.

Siege und Schrott

Dabei kannten viele Schweizer und vor allem die Tessiner den vier Tage nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Lugano geborenen Gianclaudio Regazzoni schon seit 1964, als er auf einem Morris Cooper S 1071 am Monte Ceneri sein erstes Bergrennen gewann. 1965 wechselte er das Auto fast so häufig wie andere das Hemd. Am Start war er oft, am Ziel selten. 1966 schauten ein paar Ehrenplätze heraus, 1967 ein paar Unfälle. Doch Regazzoni, der in Italien zum populärsten Schweizer der Welt avancierte, war auch erfolgreich: fünf Grand-Prix-Siege, 1970 WM-Dritter, 1974 WM-Zweiter – drei Pünktchen hinter Emerson Fittipaldi. In Sachen Risikobereitschaft setzte Regazzoni weltmeisterliche Massstäbe. Er fürchtete weder Tod noch Teufel. Kenner der Szene nannten ihn «Kamikaze». >>>

Nicht ganz so schnell wie der Sauber C36-Ferrari, aber genauso **klimaneutral!**

climatepilot.com by carbon-connect.ch



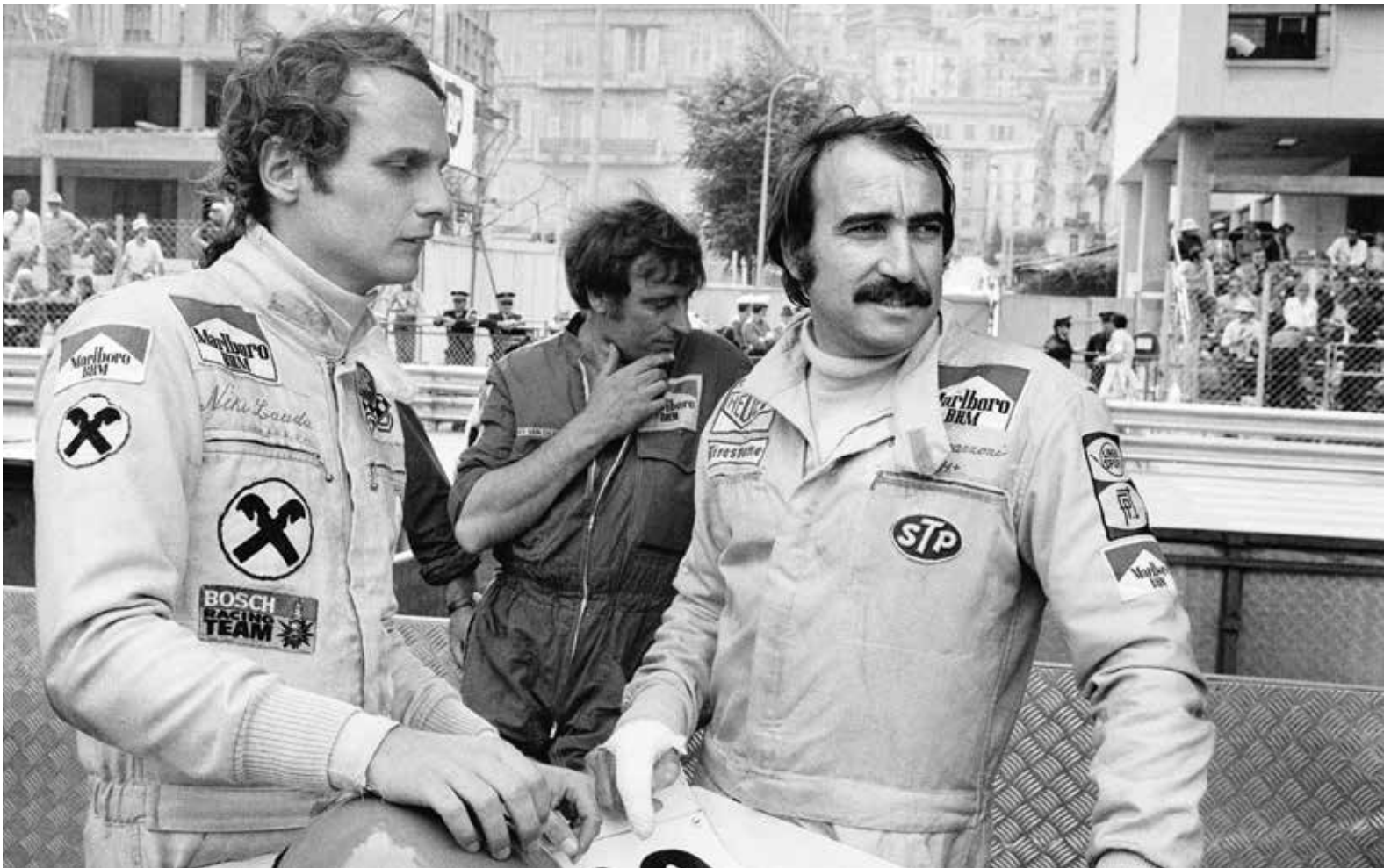
Der **Umwelt** zuliebe!



carbon-connect AG gratuliert Sauber F1 zum 25. Jubiläum in der Formel 1 und dankt für die Partnerschaft.

350 km/h, **100% klimaneutral**





«Risiko prägte sein ganzes Leben»: Ferrari-Teamkollegen Lauda (l.) und Regazzoni, Mitte der siebziger Jahre in Monaco.

Es gab weit und breit keinen Rennfahrer, der mehr Autos zu Schrott fuhr, und es gab auch keinen, der für sich mehr Glück in Anspruch nehmen durfte als der grosse Kämpfer und Lebewann. Es schien, als ob sämtliche Glücksgöttinnen, von Nike über Fortuna bis zu Victoria, Clay beschützten. Im Sommer 1967 stiessen bei Caserta drei Rennwagen zusammen. Russo und Fehr starben, der Dritte stieg unverseht aus dem Tecno-Formel-3-Wrack: Regazzoni! Ein Jahr später raste er in Monte Carlo mit seinem neuen Tecno unter der Leitplanke durch. Weil er den Kopf rechtzeitig einzog, blieb dieser auf seinem Hals. Während der nächsten Jahre drückte der waghalsigste unter den Übermütigen für Ferrari aufs Gaspedal und demolierte zwanzig Boliden aus Maranello – falls Enzo Ferrari richtig zählte. Und als der Tessiner 1973 auf dem südafrikanischen Kyalami-Kurs in letzter Sekunde aus dem lichterloh brennenden B.R.M. befreit wurde, erhielt er einen weiteren Beinamen: der Unzerstörbare. «Risiko prägte sein ganzes Leben», sagte Niki Lauda über seinen ehemaligen Ferrari-Teamkollegen. Am 30. März in Long Beach endete seine Karriere in der Formel 1 jäh. Bei seinem Wagen versagten die Bremsen. Regazzoni krachte mit 260 Stundenkilometern in eine Betonmauer – und war fortan auf den Rollstuhl angewiesen.

Siffert und Regazzoni sind Schweizer Legenden des (Renn-)Sports – Legenden aus

einer anderen Epoche. Sie feierten ihre Erfolge, als die Formel 1 noch nicht zum ganz grossen Kommerzspektakel verkommen war – als es noch möglich war, sich vor allem durch fahrerisches Talent und sportliches Können nach oben zu kämpfen. Siffert und Regazzoni waren auch Helden der einfachen Leute.

Ein Adliger gibt Vollgas

Adlige Wurzeln machte der erste erfolgreiche Schweizer im Automobilrennsport geltend – Emmanuel «Toulo» de Graffenried. Der in Paris geborene Waadtländer fuhr vornehmlich Maserati. Vor der Lancierung der Formel 1 gewann er 1949 unter den Augen von König George VI. und dessen Tochter Elizabeth den Grand Prix von Grossbritannien. 1948 erreichte er in Monte Carlo den dritten Platz. Als am 13. Mai 1950 in Silverstone die Formel 1 ihre Premiere feierte, gehörte de Graffenried zu jenen 23 Tollkühnen, die ihren Holzhelm aufsetzten und ihre Metallbrillen festzurten. In der Formel 1 fuhr er 22 Grands Prix – mit einem vierten Platz in Belgien 1953 als Top-Resultat. In gesamthaft hundert Rennen erlitt er «keinen Kratzer», wie er der NZZ anlässlich seines 90. Geburtstags 2004 erzählte. Gefährlich wurde es anno dazumal offenbar auch nach der Zielflagge: «Die Partys nach den Rennen dauerten manchmal mehrere Tage», berichtete de Graffenried.

Die Erben des Barons hatten weniger zu feiern. Den Sieges-Champagner sahen sie nur aus der Ferne. Am nächsten kam ihm (dem Champagner) der Baselbieter Marc Surer in den 1980er Jahren. Obwohl in unterlegenen Teams unterwegs, hielt er sich immerhin sieben Jahre in der Königsklasse und fuhr zweimal auf den vierten Platz. Nach einem schweren Unfall in der Hessen-Rally, bei dem sein Beifahrer Michel Wyder ums Leben kam, trat Surer als Rennfahrer zurück.

Zuletzt versuchte sich der Romand Sébastien Buemi in der Formel 1. Gleich bei seiner Premiere in Melbourne 2009 fuhr er auf den beachtlichen siebten Platz. Doch dies sollte sein Top-Resultat bleiben. In 55 Rennen für Toro Rosso gewann Buemi 29 WM-Punkte. 2011 musste er seinen Platz im Cockpit räumen. In der Formel E – dem Championat für elektrobetriebene Boliden – holte er 2016 den WM-Titel. Dies beweist das fahrerische Können des Mannes aus Aigle, macht aber auch das Schweizer Dilemma in der Formel 1 deutlich. Denn Talent allein entscheidet längst nicht mehr über einen Platz am Steuerrad. Wer nicht genügend Sponsoren, Investoren und PR-Möglichkeiten mitbringt, schafft es kaum je auf die Überholspur. Auch deshalb setzten Jo Siffert und Clay Regazzoni in der Schweizer Rennsportgeschichte wohl Marken für die Ewigkeit. ○

Kaum eine bessere Werbeplattform

Das Drama von Le Mans vor über sechzig Jahren stoppte die Formel 1 in der Schweiz. Der Aargauer Nationalrat Ulrich Giezendanner will dies ändern. Rundstreckenrennen sollen wieder erlaubt werden. *Von Thomas Renggli*

Auf der immer dichter werdenden Weltkarte der Formel 1 ist die Schweiz ein weisser Fleck. Der Grund liegt in einem Ereignis, das die Welt am 11. Juni 1955 erschütterte. Anlässlich des 24-Stunden-Rennens im französischen Le Mans duellierten sich Jaguar und Mercedes um die Vorherrschaft im Langstreckengeschäft. Doch um 18.26 Uhr wurde die sportliche Konkurrenzsituation zur traurigen Makulatur. Jaguar-Pilot Mike Hawthorn, der Formel-1-Weltmeister von 1958, übersah ein Signal seiner Crew und bremste unvermittelt zum Boxenstopp ab. Der folgende Austin-Fahrer Lance Macklin wich nach links aus. Dem heranrasenden Franzosen Pierre Levegh war die Zeit zur Korrektur nicht mehr gegeben. Es kam zum fatalen Crash. Beobachter erzählten, dass der Mercedes des Franzosen bei der Kollision «wie ein Katapult abhob, in Richtung Begrenzungsmauer schoss und in die Zuschauermassen flog.» 84 Tote und 150 Verletzte war die desaströse Bilanz.

Der Motorsport wurde in aller Welt verurteilt. Rennen wurden abgesagt – oder, wie in der Schweiz, Rundstreckenprüfungen grundsätzlich verboten. Der spanische Rennsportpionier Marquis Alfonso de Portago sagte: «Autorennen zu fahren, ist ein Laster – und wie alle Laster schwer aufzugeben. Alle Rennfahrer schwören zwar, dass sie früher oder später aufhören wollen. Aber nur wenige tun es. Weil sie Glücksspieler sind.» Portago brauchte sein Glück auf. Am 12. Mai 1957 verunglückte er im Langstreckenrennen Mille Miglia in Norditalien und riss neun Zuschauer mit in den Tod.

In Italien ging man bald zur Tagesordnung über, in der Schweiz blieb der Bann für Rundstreckenrennen bestehen – und eine lange Tradition ausgeblendet. Vor dem verheerenden Unfall von Le Mans war die Schweiz ein beliebter Austragungsort für Autorennen gewesen. Vor allem der GP der Schweiz, zwischen 1934 und 1954 auf dem legendären Rundkurs von Bremgarten bei Bern ausgetragen (und zwischen 1950 und 1954 Bestandteil der Formel 1), gehörte zum Fixpunkt im Rennkalender. Das helvetische Rennen wurde später quasi als «Exportprodukt» neu lanciert. 1975 und 1982 fand der Grand Prix der Schweiz auf dem Rundkurs im französischen Dijon statt – es gewannen Clay Regazzoni und Keke Rosberg.

Geht es nach dem Aargauer Nationalrat Ulrich Giezendanner, ist die Schweizer Formel-1-Geschichte aber noch nicht zu Ende geschrieben: «Das Verbot macht aus heutiger Sicht keinen Sinn. Denn es basiert auf sicherheitstechnischen

Bedenken – und die moderne Formel 1 ist ein sicherer Sport. Seit zwanzig Jahren gab es keinen tödlichen Unfall mehr. Bergrennen, die bei uns zur Tradition gehören, sind wesentlich gefährlicher.» Zwei Mal lancierte Transportunternehmer Giezendanner schon einen parlamentarischen Vorstoss zur Gesetzesänderung, zwei Mal stimmte der Nationalrat seinem Begehren zu, zweimal aber kappte der Ständerat die Benzinzufuhr. Das soll es aber noch nicht gewesen sein. «Ich gebe nicht so schnell auf», sagt Giezendanner – und setzt auch auf familiären Support: «Wenn nicht ich einen neuen Versuch unternehme, dann ein anderer Giezendanner.» Ulrich spricht von seinem Sohn Benjamin, der in diesem Januar zum Präsidenten des Aargauer Grossen Rats gewählt wurde und dereinst in die väterlichen Fussstapfen im Parlament treten könnte: «Benjamin ist gebildeter als ich – und er plaudert nicht so viel», sagt Giezendanner senior.

Bewilligung für Formel-E-Rennen

Taten statt Worte. Ein erster Schritt wurde mit der Bewilligung für Formel-E-Rennen gemacht. Für Benzin-Aficionados ist die emissionslose Form des Rennsports zwar nur ein halbes Vergnügen, Giezendanner sieht darin aber ein wichtiges Signal: «Jetzt muss das Verbot auch für benzinbetriebene Wagen fallen.» Doch vorerst kommt die umweltschonende Variante des Rennsports. Schon in der nächsten Saison könnten die Elektrooliden in Zü-

rich ihre Runden drehen: «Ich schätze die Chance für ein Formel-E-Rennen in Zürich weiterhin als ziemlich hoch ein», sagt Roger Tognella, Präsident von E-Mobil Züri und Delegierter des Verwaltungsrats der ePrix Zürich AG. In Zürich lag 1939 bereits einmal die Bewilligung für einen «echten» Grand Prix vor – im Rahmen der Landesausstellung. Sogar Plakate, Kleber und Programmhefte waren gedruckt. Die Strecke sollte auf einem fünf Kilometer langen Rundkurs in Schwamendingen liegen. Die Siegesprämie betrug 8000 Franken. Doch der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges machte die Pläne zunichte.

Geht es nach Giezendanner, sollen diese wiederbelebt werden – nicht unbedingt in Schwamendingen, aber definitiv in der Schweiz: «Unser Land braucht Visionen.» Ein Formel-1-Rennen im Ausland generiere 100 Millionen Franken. Das müsse auch für die Schweiz ein Antrieb sein: «Der Markt, die Wirtschaft und die Freude am Sport sollten uns zu diesem Schritt bewegen. Es gibt für den Tourismus kaum eine bessere Werbeplattform als die Formel 1 – mit einer globalen TV-Abdeckung», so der Aargauer. 200 000 Schweizer besuchen jährlich Formel-1-Rennen im Ausland. Ob sie ihrer Passion schon bald an einer Schweizer Strecke nachgehen können, bleibt abzuwarten. Könnte Ueli Giezendanner das Signal geben, die Boliden befänden sich eher heute als morgen mit heulenden Motoren in der Startaufstellung. ○



«Freude am Sport»: SVP-Politiker Giezendanner.

**LEXUS LC 500h HYBRID.
AKTUELLER DENN JE!**

**RENNERPROBTE
SPITZENQUALITÄT**



Lorenz Frey, Direktor Emil Frey Racing und Rennfahrer,
mit dem Lexus RC F GT3 (Saison 2016)

**LEXUS UND EMIL FREY RACING GRATULIEREN DEM TEAM
SAUBER ZU 25 JAHREN F1 RENNSPORT!**

Informierte und konsequente Automobilisten wechseln jetzt zu Lexus! Lexus ist seit 12 Jahren der Pionier und Innovator, wenn es um Voll-Hybrid-Technologie im Premium-Segment geht. Mit weltweit über 1.1 Mio. verkauften Hybrid-

Fahrzeugen und in der Schweiz mit 25% aller verkauften Premium-Hybrid-Fahrzeuge klare Nummer 1 in diesem Bereich. Und dies als einziger Anbieter mit einer vollständigen Modell-Linie mit 8 eigenständigen Automobilen. Nie war der



Christian Wellauer, Direktor Lexus, mit dem Lexus LC 500h Hybrid.



**JETZT BEI IHREM LEXUS PARTNER.
DER NEUE LEXUS LC.***

Wechsel auf unsere zukunftsorientierte Antriebstechnologie einfacher und aktueller. Gerade jetzt lohnt es sich, sich auf Werte wie Qualität, Zuverlässigkeit und Innovation zu

besinnen. Dafür steht die Lexus Voll-Hybrid Technologie. Ausgereifte, intelligente automobiler Antriebstechnologie – immer einen Schritt voraus.

*Lexus LC 500 ab CHF 115 900,- inkl. MWST (4969 cm³, 477 PS / 351 kW, 11,6 l/100km, 267 g/km CO₂, Energie-Effizienz Kat. G). Abgebildetes Modell Lexus LC 500 SPORT ab CHF 120 900,- inkl. MWST (4969 cm³, 477 PS / 351 kW, 11,6 l/100km, 267 g/km CO₂, Energie-Effizienz Kat. G). Auch erhältlich als Lexus LC 500h (Voll-Hybrid) ab CHF 115 900,- inkl. MWST (3456 cm³, 359 PS / 264 kW, 6,5 l/100km, 148 g/km CO₂, Energie-Effizienz Kat. E). Alle Preise inkl. MWST und 10 Jahre/100 000 km Lexus Premium Service. CO₂ Emissionen aus Treibstoff- und / oder Strom-Bereitstellung: 33-59 g/km. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 134 g/km. Unverbindliche Preisempfehlung.

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Schweizer Erfolgsgeschichte

Als Peter Sauber 1993 ins Haifischbecken der Formel 1 sprang, schüttelten viele den Kopf. Doch der Zürcher hielt sich hartnäckig an der Oberfläche und erteilte selbst den Branchenriesen eine Lektion.

Von Thomas Renggli



Lehrjahre: Peter Sauber umarmt seinen Fahrer Felipe Massa, Monaco 2004.

Diskret, zurückhaltend, sympathisch, seriös: Wer sich bei Freunden und Weggefährten nach Peter Sauber erkundigt, erhält praktisch nur positive Antworten. Der 73-jährige Zürcher steht für Werte, die im oft überhitzten und grellen Formel-1-Geschäft kaum zur Hausordnung gehören – die in seinem persönlichen Werdegang aber omnipräsent sind. Sauber lernte den Beruf des Elektromonteurs und bestritt die ersten Autorennen in einem selbstgetunten VW Käfer. Mit 26 Jahren baute er seinen ersten eigenen Rennwagen, den C1, und wurde prompt Schweizer Sportwagen-Meister. Und er vergass auch im medialen Scheinwerferlicht nie, woher er kommt. Das «C» in der Bezeichnung seiner Boliden steht für den Vornamen seiner Ehefrau Christiane.

Ungleicher Kampf

Doch der Rennsport auf höchstem Niveau war auch für ihn mit sportlichen und geschäftli-

chen Risiken verbunden. Als er mit seinem Team am 14. März 1993 im südafrikanischen Kyalami die Premiere im Formel-1-Zirkus feierte, bedeutete dies ein Wagnis mit höchst ungewissem Ausgang. Mit achtzig Angestellten und einem Budget von 25 Millionen Dollar forderte er Konkurrenten heraus, die teilweise über den zwanzigfachen Saisonetat verfügten. Noch heute gehört der Schweizer Rennstall (mit einem geschätzten Budget von 90 Millionen Euro) zu den finanzschwächsten Equipen. In einer Studie des Wirtschaftsmagazins *Forbes* wurde der Wert des Sauber-Teams auf 124 Millionen Euro beziffert. Ferrari – als teuerste Marke – wird zehnmal so hoch eingestuft.

Doch Sauber weiss, wie man Gas gibt. Und seine Fahrer wussten es ab dem ersten Rennen ebenfalls. Das Schweizer Team feierte 1993 mit dem fünften Platz des Finnen JJ Lehto den besten Einstand eines Formel-1-Rennstalls seit dem Sieg von Jody Scheckter im Wolf-Team

sechzehn Jahre zuvor. Es war der Anfang einer erstaunlichen Erfolgsgeschichte. Peter Sauber verstand es dank seinem Beziehungsnetz und seinem Fachwissen immer wieder, grosse Partner von seinem Projekt zu überzeugen und so manchem übermächtig scheinenden Konkurrenten eine Lektion in Unternehmensführung

Dank dem Windkanal hat der Standort Hinwil als Firmensitz alle Stürme überstanden.

und Personalmanagement zu erteilen. Grosskonzerne wie Mercedes, Red Bull oder Petronas füllten die pekuniäre Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit – und im Cockpit sassen oft junge Talente mit grossem Potenzial: Unter anderem absolvierten Kimi Räikkönen, der Weltmeister 2007, und Felipe Massa, WM-Zweiter von 2008, ihre Lehrjahre im

Schweizer Team. Während andere Rennställe (Arrows, Minardi, Jordan) aus wirtschaftlichen Gründen im Strassengraben landeten, wurde Sauber dank der geschickten Nischenpolitik zu einer festen Grösse. Trotzdem verlor der Chef den Respekt vor der Aufgabe nie: «Zehn Jahre in der Formel 1 hat uns niemand zuge-
traut», sagte Peter Sauber 2003 in einem Interview.

Saubers Lebensversicherung

In jenes Jahr fiel die Umsetzung des strategisch wichtigsten Entscheids von Peter Sauber – die Fertigstellung eines modernen Windkanals am Firmensitz in Hinwil: «Zu 70 Prozent ist diese Anlage ein technisches Werkzeug, zu 30 Prozent ein Marketing-Instrument in eigener Sache», sagte Sauber damals. Der Visionär sollte recht behalten. Dank dem Windkanal hat der Standort Hinwil als Firmensitz alle Stürme und Besitzerwechsel überstanden und bietet noch heute die wichtigste Grundlage dafür, dass Formel-1-Autos im beschaulichen Zürcher Oberland gebaut werden können.

Die Ausnahmen bilden Motor und Getriebe. Bei diesen (zentralen) Bestandteilen war der Schweizer Rennstall stets auf externe Zulieferer angewiesen. In der ersten Saison wurden die Sauber von britischen Ilmor-Motoren angetrieben. Nach dem gelungenen Debüt stieg Mercedes-Benz als vollwertiger Partner ein. 1995 und 1996 lieferte Ford die Aggregate, zwischen 1997 und 2005 sowie seit 2010 Ferrari. Im Hinblick auf die kommende Saison stand eine Kooperation mit Honda kurz vor dem Abschluss. Doch nach dem Scheitern des Deals fährt Sauber weiterhin mit Ferrari-Motoren. Der externe Lieferant schränkt die sportlichen Perspektiven ein. Denn Sauber erhält jeweils nicht das neuste Modell. Anders war das zwischen 2006 und 2009, als BMW als Senior Partner einstieg, Sauber die Aktienmehrheit abkaufte, mit einem eigenen Werksteam, «BMW Sauber F1», an den Start ging und für eine sportliche Tempoverschärfung sorgte. Mit BMW gewann Sauber in siebzig Rennen 308 Punkte (als «eigenständige» Equipe waren es bis dato 509 Punkte bei 363 Starts). In die BMW-Ära fiel der einzige Sieg des Rennstalls in einem Formel-1-GP – und dies gleich doppelt. Der Pole Robert Kubica und der Deutsche Nick Heidfeld fuhren am 8. Juni 2008 in Montreal auf die Plätze eins und zwei. Ironie des Schicksals: Peter Sauber verpasste den Triumph, weil er an der Fussball-Euro in der Schweiz als Botschafter gefragt war.

Die Kooperation mit BMW führte Sauber in neue Höhen – sie mündete aber beinahe im Kollaps. Nach vier Jahren beendeten die Münchner nach einem internen Führungswechsel die Zusammenarbeit Hals über Kopf. Saubers Lebenswerk stand am Abgrund. Der Patron selber sprang wieder in die Bresche und rettete den Rennstall – «gegen jede Vernunft»,

wie er damals sagte. «Das hat ihn viel Geld gekostet. Aus wirtschaftlichen Überlegungen würde er es wohl nicht noch einmal machen», sagt ein Szenenkenner. In den Medien wurde Sauber für sein Verantwortungsbewusstsein und seine Sozialkompetenz gefeiert: «Gentleman zwischen Halunken, Dramen und Triumphen», schrieb der *Blick* 2013 über Sauber anlässlich von dessen 20-Jahr-Jubiläum in der Formel 1. Schon 2005 war Peter Sauber zum «Schweizer des Jahres» gewählt worden.

Künftig in chinesischen Händen?

Am 20. Juli 2016 endete sein operatives Engagement in der Formel 1 unwiderruflich. Die Schweizer Investmentgesellschaft Longbow Finance SA übernahm sämtliche Anteile am Team. Peter Sauber trat aus dem eigenen Unternehmen (und dem Rampenlicht) zurück.

Das Geschäft war durch schwedische Unterstützung und zur Lancierung der Karriere des Piloten Marcus Ericsson zustande gekommen – dessen Karriere nicht so richtig Tempo aufnehmen will. So lautet die brennendste Frage: Hält das Interesse der Investoren am Sauber-Team auch über das Verfallsdatum Ericssons als Rennfahrer hinaus an? Oder droht schon mittelfristig der nächste Besitzerwechsel? Grossinvestoren aus China und aus dem arabischen Raum warten auf die nächstbeste Gelegenheit, in den exklusiven Kreis der zehn Formel-1-Teams einzusteigen. Es wäre eine weitere Wende in der bewegten Geschichte des helvetischen Erfolgsprodukts – aber mittelfristig möglicherweise das Ende des Schweizer Basislagers. Denn die Gemeinde Hinwil findet man auf keiner chinesischen oder arabischen Landkarte. ○

LET'S CELEBRATE
SAUBER F1® TEAM

25
Years
in Formula One®

EDOX

Maitre Horloger - Les Genevez
depuis 1884

Edox **Concierge** Service:
Senden Sie Ihre Fragen und Wünsche an: christian.hotz@edox.ch
Verkaufspreis: CHF 1380.00

PREMIUM PARTNER

Ingenieure sind Künstler

Er ist Teamchef und Rennfahrer in Personalunion, war auf dem Weg zum Eishockeyprofi und beteiligt sich immer stärker am Familienunternehmen. Wir trafen Lorenz Frey mit seiner zur Rennmaschine geschliffenen Lexus RC F am Nürburgring. *Von Philipp Gut*



Besondere Stellung: Lorenz Frey.

Unser Zuhause an diesem Rennwochenende am Nürburgring ist die Garage Nummer sieben. Hier verbringt das Team von Emil Frey Racing die Tage und einen Teil der Nacht – alles wird dem Ziel untergeordnet, das Auto noch ein paar Sekundenbruchteile schneller zu machen. Das Auto ist ein Lexus RC F, und die Blancpain-GT-Serie, in der es startet, zählt zu den attraktivsten des Motorsports. Sie sei «hochkompetitiv» und bei Zuschauern wie Herstellern beliebt, weil die unterschiedlichen Marken und Modelle erkennbar blieben, erklärt Lorenz Frey, Fahrer und Teamchef des Rennstalls aus Safenwil AG. Die Motoren müssen laut Reglement von Strassen-Serienfahrzeugen stammen, dürfen aber getunt werden. Dem Lexus RC F GT3 haben die Ingenieure ein Herz mit 600 PS eingepflanzt, bei etwas über 1300 Kilogramm Gewicht bringt er die Leistung eines reinrassigen Rennwagens auf den Boden. Zum Vergleich: In den Nachbarboxen stehen ein Audi R8 und ein Lamborghini Huracán.

Das Team von Emil Frey Racing ist schon zwei Tage vorher angereist, ich stosse am Samstag dazu und erlebe die letzten Vorbereitungen für das erste von zwei Rennen dieses

Wochenendes. Obwohl es bis zum Start weniger als zwei Stunden dauert, bleibt Lorenz Frey die Ruhe in Person. Der 27-Jährige schreibt die Renngeschichte der Familie Frey weiter, die sein Grossvater Emil auf dem Motorrad und sein Vater Walter unter anderem in der Formel 2 und der Formel 3 begründet haben. Neben dem Lexus ist Emil Frey Racing mit einem selbstaufgebauten Jaguar in der GT3-Langstrecken-Meisterschaft unterwegs und konnte als Newcomer bereits bemerkenswerte Erfolge einfahren. Erst Ende 2010 hatte sich das Unternehmen entschieden, die Rennsporttradition wiederzubeleben.

Um 6 Uhr geht er trainieren

Lorenz Frey nimmt in der Szene nicht nur durch seine Doppelfunktion als Teamchef und Fahrer eine besondere Stellung ein. Während die anderen Piloten professionelle Rennfahrer sind, bezeichnet er sich «vielleicht als Halbprofi». Er trainiert jeweils morgens früh von 6.00 bis 7.30 Uhr, bevor er seiner Arbeit in der Familienfirma nachgeht. Dort hat er Erfahrungen in allen möglichen Bereichen gesammelt: als Mechaniker, Verkäufer, Spengler, La-

gerist, bei der Disposition, beim Marketing und bei der Buchhaltung. Zur Tradition des Unternehmens passt, dass Lorenz Frey eine Zeitlang in einem Werk in Grossbritannien gearbeitet hat. Grossvater Emil war der Erste, der Jaguars in die Schweiz importierte. Mit Jaguar-Gründer Sir William Lyons hatte er bereits 1926 einen Vertrag abgeschlossen, neun Jahre bevor der erste Wagen die Produktionshalle verliess.

Dass die Rennabteilung von Emil Frey neben zwei Jaguars mit einem Lexus am Start ist, freut Vater Walter Frey. Dieser hatte die Nase vorn, was den Import von japanischen Autos anbelangt. In den sechziger Jahren baute er die erste offizielle Toyota-Vertretung in der Schweiz auf, und Lexus gehört zu Toyota. Das merkt man auch in der Garage Nummer sieben am Nürburgring. Neben den Spezialisten von Emil Frey ist ein japanischer Ingenieur von TRD (Toyota Racing Development) anwesend. Er beobachtet das Geschehen und macht sich Notizen über Runden- und Abschnittszeiten. Das Rennen rückt näher, die Stimmung im Team ist konzentriert, aber unverkrampft. Lorenz Frey reicht mir einen Kopfhörer, ich

kann die Kommunikation zwischen dem Fahrer, dem Renningenieur und den Mechanikern live mitverfolgen. Ich solle einfach keine eigenen Anweisungen geben, scherzt er. Die Kopfhörer haben den angenehmen Nebeneffekt, dass sie die Ohren wärmen. Der Nürburgring liegt auf einer exponierten Hügelkette in der Eifel südlich von Köln, die Bedingungen für Motorsport sind hier alles andere als einfach. «Du musst immer alles einpacken, von der Badehose bis zur Daunenjacke», sagt Stéphane Ortelli, neben Albert Costa einer der beiden an diesem Wochenende für Emil Frey Racing im Einsatz stehenden Fahrer (Lorenz Frey verzichtet mit einer Rückenverletzung). Ortelli, Jahrgang 1970, sympathischer, erfahrener Monégasse, ist ein Spitzenpilot und Champion: Er war drei Mal Weltmeister in der GT-Klasse und hat die 24-Stunden-Rennen von Le Mans und Spa gewonnen. Ebenfalls am Start sind der dreifache Schweizer Le-Mans-Sieger Marcel Fässler und ehemalige Formel-1-Fahrer. Dies illustriere, wie gut das Blancpain-GT-Feld besetzt sei und welche Bedeutung gerade die gutdotierten Werksteams der Serie beimässen, sagt Lorenz Frey.

Rennwagen in Flammen

Das Lexus-Team von Emil Frey Racing ist ein Neuling in dieser Kategorie, die Rennen vom 16./17. September am Nürburgring sind ein Test unter Wettkampfbedingungen. Dabei können die Safenwiler auf gestandene Leute zählen, mehrere Ingenieure und Mechaniker haben früher bei Sauber in der Formel 1 gearbeitet. Eine grosse Herausforderung, sagt Lorenz Frey, seien die Reifen. «Sie bringen die Leistung des Fahrzeugs auf die Strecke.» Die Blancpain-GT-Serie wird auf Pirelli-Einheitsreifen ausgetragen – statt auf Michelin-Reifen, die das Team zuvor eingesetzt hat. Dies erfordere eine Reihe von Anpassungen. Von der Temperatur über die Lenkgeometrie («Sturz», «Spur») bis zum Reifendruck gehe es – in Abhängigkeit vom Produkt und den Wetterbedingungen – darum, die optimale Einstellung zu finden. Vor dem Rennen wärmt ein Mechaniker die Reifen auf 80 bis 90 Grad vor.

Der Countdown läuft. Bei dem in der Garage aufgebockten Auto wird der Motor angelassen – zum Funktionstest und um die Betriebstemperatur zu erreichen. Fahrer Stéphane Ortelli zwängt sich ins Cockpit. Dann wird der Lexus aus der Garage geschoben und schräg vor der Boxengasse aufgestellt, zeitgleich mit den über dreissig Autos der Konkurrenz. Die Pit Lane, die vorher nur von einigen Aufsehern abgeschritten worden ist, füllt sich mit Lärm und Leben. Erst jetzt werden die Reifen montiert und wird das Auto auf die Piste heruntergelassen. Mit sattem Sound steuert es Ortelli bis zum Lichtsignal am Ende der Boxengasse. «One minute to the green light, one minute», meldet er via Funk. «Fifteen seconds.» Die

letzten zehn Sekunden zählt er rückwärts. Es folgen die sogenannte Formationsrunde, bei der die Autos die vorgesehene Position einhalten müssen, und dann der fliegende Start. Teamchef Frey verfolgt das Rennen abwechselnd an der Pit Wall am Pistenrand und in der Garage auf einem Klappstuhl vor zwei Bildschirmen. Der eine liefert Bilder vom Rennen, der andere die wichtigsten Zeiten: den Abstand zur Konkurrenz, die letzte und die schnellste Runde sowie die Zeit in den drei Sektoren der Rundstrecke. Alle verfolgen ge-

Das Netzwerk, das er sich durch das Racing aufgebaut hat, nützt im Alltagsgeschäft.

bannt das Geschehen, für Aufregung sorgen andere: Der Audi R8 aus der Nachbargarage geht in Flammen auf und muss auf der Start-Ziel-Geraden gelöscht werden, ein Mercedes-AMG landet mit flackerndem Reifen im Kiesbett.

Der Lauf dauert eine Stunde, die Uhr läuft dabei rückwärts. Zwischen der 35. und der 25. Minute müssen die Teams den Fahrer wechseln, gleichzeitig erhält das Auto neue Reifen. Kaum ist Pilot Ortelli ausgestiegen und hat Helm und Brandschutzhaube ausgezogen, schildert er Lorenz Frey und den Ingenieuren seine Eindrücke von unterwegs. Speed und Traktion müssten verbessert werden, sagt er und veranschaulicht seine Aussagen mit Gesten. Mit den Besten kann der Lexus im ersten Rennen auf diesem Niveau nicht mithalten, doch bald schon will man um die Spitzenplätze fahren, wie es Emil Frey Racing mit dem Jaguar gelungen ist.

Lorenz Frey möchte dieses Ziel im Rennsport mit Leidenschaft verfolgen und zugleich im Familienunternehmen vorankommen. Dort ist er für spezielle Projekte zuständig. Er und seine beiden Schwestern Kathrin und Nora hätten immer zu spüren bekommen, dass die Eltern grosse Freude hätten, wenn der Nachwuchs im Betrieb arbeiten würde. Druck in Bezug auf die Nachfolge habe es aber nie gegeben, den mache man sich höchstens selber. Die Emil Frey AG solle weiterhin ein Familienunternehmen bleiben. Sein Vater Walter habe vorgelebt, «dass wir eine Dienstleistungsfirma sind», sagt Lorenz Frey. «Wir haben gelernt, bescheiden zu sein und dass der Kunde König ist.»

Der Jüngste am Tisch

Den Rennsport und die Karriere im Unternehmen zu verbinden, ist für Lorenz Frey nicht nur eine Herausforderung, sondern eine Chance. Das Netzwerk, das er sich durch das Racing aufgebaut habe, nütze ihm im Alltagsgeschäft. Bei den Meetings mit den Herstellern sei er meist der Jüngste am Tisch, aber seine Rennerfahrung gebe den Ge-

schäftspartnern das Vertrauen, dass er von der Sache etwas verstehe. So ist er schon mit Toyota-CEO Akio Toyoda in derselben Box gestanden und hat dank dem Rennsport Persönlichkeiten wie Kazunori Yamauchi, den Vizedirektor von Sony Computer Entertainment, kennengelernt, der ebenfalls Rennen fährt und das Computerspiel «Gran Turismo» erfunden hat.

Trotz gesundheitlichen Rückschlägen kann Lorenz Frey auf seine Erfahrungen als Eishockeyspieler zurückgreifen. Er spielte als Junior beim damaligen Zürcher Schlittschuhclub, bei den GCK Lions und kurz beim HC Davos und war auf dem Weg zu einer Profilaufbahn, als ihn mehrere Hirnerschütterungen zurückbanden und schliesslich zum Aufhören zwangen. Auch danach blieb er vom Pech verfolgt: Ohne eigenes Verschulden erlitt er im Strassenverkehr als Beifahrer und schliesslich bei einem Unfall zu Hause weitere Hirnerschütterungen. Die Semesterprüfungen als Betriebswirt musste er deshalb zweimal verschieben. In Absprache mit den Eltern beschloss er, die Hochschule nach dem bestandenen Assessment-Jahr ohne Abschluss zu verlassen und stattdessen in die Praxis im familieneigenen Unternehmen zu investieren.

Sobald seine Rückenverletzung verheilt ist, will Lorenz Frey wieder am Steuer der Rennwagen sitzen. Unterstützt von seinen Ingenieuren, die für ihn «Künstler» sind. Eine einfache, aber überzeugende Lösung haben sie für den mit 1,93 Meter selten langen Fahrer schon gefunden: Statt des Sitzes kann man die Pedalerie verstellen. So bleibe der Schwerpunkt des Autos bei allen Piloten am gleichen Ort, so Lorenz Frey. Sein inneres Gleichgewicht scheint er trotz seines jugendlichen Alters und der Brüche in seiner Karriere gefunden zu haben. ○



Radio Tell
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,
über Internet, Kabel,
Satellit, Swisscom TV
und DAB+

www.radiotell.ch

«Schöne Autos verkörpern Zeitgeist und Lebensfreude»

Clown, Maler, Lebenskünstler. Rolf Knie ist ein Mann mit vielen Facetten. Und er liebt schöne Autos und hohe Tempi. Der *Weltwoche* erklärt Knie diese Faszination.



«Mein liebster Oldtimer»: Künstler Knie mit Chaplins letztem Rolls-Royce.

Ich gebe es offen und ehrlich zu: Mein Flair für die Geschwindigkeit kostete mich im Leben schon viel Geld. Es gab eine Zeit, da mein Führerausweis fast öfter bei der Kantonspolizei St.Gallen lagerte als bei mir im Portemonnaie. Mit meinem Bruder Fredy scherze ich oft: «Dir genügt ein Pferd, um glücklich zu sein – ich brauche 200 Pferdestärken.» Meine Liebe zu Autos hat ihren Ursprung bei meinem ersten Wagen – einem Bentley S2, Jahrgang 1955. Ich kaufte ihn mir kurz nach meinem 20. Geburtstag für 10 000 Franken und zog damit auf der Zirkustournee einen vier Meter langen Camper durch die ganze Schweiz. Mein Vater hatte gar keine Freude daran und sagte mir: «Was sollen die Leute von uns denken, wenn du mit einer solchen Kutsche durch die Gegend fährst?» Doch mir gefiel der Bentley. Er besass Ausstrahlung und Stil – war herrlich extravagant.

Schöne alte Autos bedeuten mir auch heute noch viel – sie verkörpern Zeitgeist und Lebensfreude. Irgendwann habe ich mit dem Sammeln von Oldtimern begonnen. Heute besitze ich eine stattliche Zahl davon. Der spektakulärste Wagen ist ein 300er-SL-Mercedes Gullwing mit Flügeltüren, mein liebster der letzte Rolls-Royce von Charlie Chaplin, den ich von seiner Witwe Oona geschenkt erhalten habe. Zuletzt erstand ich einen Mercedes 300 Adenauer. Er gehörte einst dem früheren argentinischen

Präsidenten Juan Perón. Autos sind für mich auch ein Stück Geschichte. Wenn ich sie anschau, leben vergangene Jahrzehnte wieder auf. Und auch wenn nicht alle Menschen diese Faszination teilen, erhalte ich immer wieder positive Reaktionen. Wenn du mit einem stillvollen alten Auto über die Strassen fährst, haben sogar die Fussgänger Freude. Wer mich jetzt der leichtfertigen Luftverschmutzung verdächtigt, der kann sich beruhigen. Im Alltag fahre ich ein Elektroauto. Das ist die Zukunft.

Ich bewarb mich als Formel-1-Fahrer

Mit der Formel 1 kam ich indirekt durch den Circus Knie in Kontakt. Im Chapiteau lernte ich viele Persönlichkeiten kennen, durch deren Adern Benzin fliesst – beispielsweise den dreifachen Weltmeister Sir John Young «Jackie» Stewart. Ein echter Gentleman alter Schule! Es war das Jahr 1973, als er unsere Vorstellung am Genfersee besuchte – zusammen mit seiner wunderschönen Frau Helen. Daraus entstand eine echte Freundschaft – und eine künstlerische Zusammenarbeit. Jackies Söhne, Paul und Mark, traten im Circus Knie sogar als Clowns auf. Ich war wie ein Götti für die beiden. Jackie sagte mir einmal: «Für den Fall, dass Helen und mir etwas zustossen sollte, übertrage ich dir die Verantwortung, dass unsere Söhne weiterhin in der Schweiz leben und zur Schule gehen können.» Ein anderer guter Freund war der Brasilianer Emerson Fitti-

paldi – 1972 und 1974 ebenfalls Weltmeister. Auch er lebte in der Romandie – auch ihn zog es in den Circus Knie. Eines Tages traf bei mir ein Brief von seiner Ehefrau Maria Helena ein, in dem sie beschrieb, wie wir ihren Kindern die Furcht vor Clowns genommen hätten. Zuvor hatten die kleinen Fittipaldi eine panische Angst vor Clowns gehabt. Doch als sie Gaston und mich sahen, war diese Phobie wie weggeblasen – und auch sie wollten in die Manege.

Als Fittipaldi aus der Schweiz wegzog, vermachte er mir seinen alten Mercedes-Kastenwagen. Das war ein grandioses Geschenk – und ein nachhaltiges. Ich fuhr den Wagen, bis der Kilometerzähler 550 000 anzeigte. Viel weiter wäre ich vermutlich nicht mehr gekommen. Die Westschweiz war damals ein Zentrum der Motorsportwelt. Auch der Belgier Jacky Ickx und der Österreicher Jochen Rindt lebten dort – und gehörten zu meinem Bekanntenkreis. Rindt verunglückte 1970 in Monza tödlich. Weil Rindt in der WM-Wertung so klar in Führung gelegen war, wurde er postum zum Weltmeister erklärt. Seine Witwe Nina nahm die Trophäe entgegen. Diese Dramen gehören zum Rennsport – und machen einen Teil der Faszination aus. Wer sich ständig am Limit bewegt, geht auf einem schmalen Grat.

Mit Jackie Stewart besuchte ich früher viele Formel-1-Rennen. Das war zu einer Zeit, als an den Rennstrecken alles einfacher und unkomplizierter war – als noch nicht das ganze grosse Geld die Sinne vernebelte. Ich erinnere mich daran, dass mich Ken Tyrrell darum bat, das Firmenlogo auf den Goodyear-Reifen weiss anzumalen. Das sehe viel schöner aus. Solche Dinge wären heute nicht mehr möglich.

Im vergangenen Sommer besuchte ich mit Jackie Stewart im englischen Goodwood das legendäre Revival-Festival, wo mit historischen Boliden bis ans Limit gefahren wird: «Ich würde mit meinem eigenen Wagen nie so durch die Gegend rasen», sagte mir Jackie lachend. Was ich an ihm besonders schätze, ist sein typisch britischer Humor. Als er in den 1990er Jahren sein eigenes Formel-1-Team gründete, bewarb ich mich schriftlich um einen Platz im Cockpit – und erhielt postwendend eine Absage: «aus sportlichen Gründen». Jacky Stewart, der seit kurzem wieder in der Schweiz lebt, ist heute noch sicher, dass dieser Entscheid richtig war: «Du bist als Clown besser als am Lenkrad eines Formel-1-Autos», sagte er mir. Ich weiss nicht, ob ich ihn je vom Gegenteil überzeugen kann.

Aufgezeichnet von Thomas Renggli



#DontCrackUnderPressure



TAG Heuer

SWISS AVANT-GARDE SINCE 1860

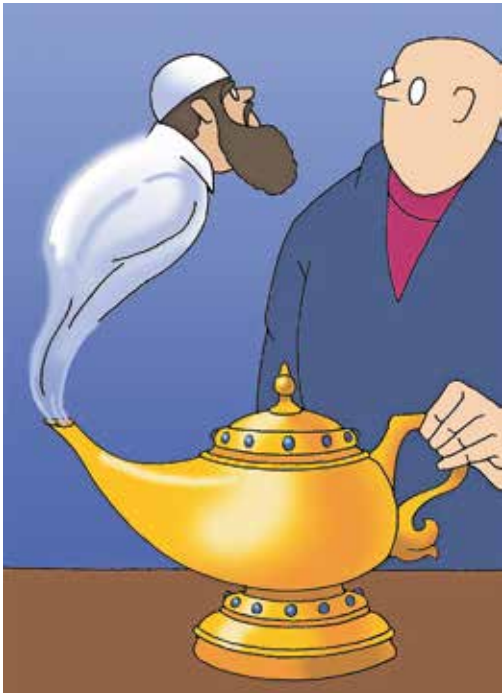


TAG HEUER CARRERA RED BULL RACING SPECIAL EDITION

TAG Heuer ist offizieller Zeitmesser und Team Performance Partner von Red Bull Racing. Zwei Teams, die beide perfekt dem Motto #DontCrackUnderPressure entsprechen – auf und außerhalb der Rennstrecke.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in Zeiten von Taliban und IS das in Mode gekommene Barttragen als unpassend empfinden? *Christian Mäder, Kölliken*

Wenn Sie uns Bartträger unbedingt mit weltanschaulichen Argumenten bekämpfen möchten, empfehle ich Ihnen die Waffen der Political Correctness: Manche Männer leiden ausgesprochen darunter, dass ihnen kein rechter Bart wachsen will. Das ersieht man daran, dass die Transplantation von Barthaar ein wachsender Zweig der plastischen Chirurgie ist. Das stolze Tragen eines Bartes muss von empfindlichen Naturen somit als sogenannte Mikroaggression empfunden werden. Unter diesem Titel wäre Ihr Kampf vielleicht zu gewinnen. Allerdings möchte ich davon abraten. Sie begeben sich damit in Konflikt zu welthistorischen Grossfiguren wie Wilhelm Tell, Abraham Lincoln, General Robert E. Lee, Kaiser Wilhelm, Alfred Escher – und Jesus von Nazareth. *Florian Schwab*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Freiheit der einzelnen Frau hört dort auf, wo die Sicherheit der anderen in Frage steht oder in Frage stehen könnte.» *Beat Moser*

Grenzen der Freiheit

Nr. 38 – «Nur keine Sittenpolizei»; Katharina Fontana zum Burkaverbot

Die Autorin schreibt, dass bei den islamistischen Attentaten in Europa Burkaträgerinnen keine Rolle spielten. Um ihrem Gedächtnis ein wenig nachzuhelfen: Im Oktober 2002 nahmen vierzig bis fünfzig Angreifer im Moskauer Dubrowka-Theater mehr als 850 Personen als Geiseln. Viele der tschetschenischen Angreifer waren Frauen, und diese trugen, für den Nordkaukasus untypisch, die arabische Burka. Da Moskau im europäischen Teil von Russland liegt, ist die obige Behauptung also zweifelsfrei falsch und kann somit weder als Hauptargumentation des Artikels noch als Ablehnungsgrund der Initiative dienen. Aus Sicherheitsaspekten hört eben die Freiheit der einzelnen Frau dort auf, wo die Sicherheit der anderen in Frage steht oder in Frage stehen könnte. *Beat Moser, Frauenfeld*

Ein sehr grosser Teil der Attraktivität bei einer Frau ist ihre Schönheit. Die Burka ist ein Frauengefängnis und darf in der Schweiz nie Fuss fassen. Wir dürfen nicht zulassen, dass unsere westlichen Werte abgelehnt werden. Das Gastgeberland darf und muss die Grenzen setzen. Zudem ist es höchst bedauerlich, dass Frauen unter der Burka versteckt werden und man nicht einmal mit ihnen in der Öffentlichkeit kommunizieren darf. *Ari Yaraghchi, Winterthur*

Weitverbreitete Ignoranz

Nr. 38 – «Wo Berset irrt»; Marc Baltenspiger und Roland Schmoker zur Gesundheitspolitik

Der erste Eingriff von Bundesrat Berset führte mitunter zu Mehrkosten, weil die längst fällige Verlagerung von 200 Millionen Franken zu den Haus- und Kinderärzten von Spezialisten, zu denen die Autoren des Artikels sich zählen, hintertrieben wurde, indem die Kürzungen im Tarif mit «mehr aufschreiben» (über)kompensiert wurden. Das und die weitverbreitete Ignoranz der Spezialisten in Bezug auf Fehlanreize und Konstruktionsfehler von Tarmed haben direkt zum zweiten Eingriff geführt. Wenn die Ärzte das selber können, umso besser – aber der Tatbeweis steht seit Jahren aus. Die Art, wie die Autoren sich äussern, lässt diesbezüglich leider nichts Gutes hoffen. *Severin Lüscher, Schöftland*

Fünfer und Weggli

Nr. 38 – «Scheinheilige Debatte»; Katharina Fontana über links-grüne Frauenpolitik

Die Roten, Grünen, Linken und Netten machen es sich wieder einmal sehr einfach. So werden

vor und nach jeder politischen Wahl die Frauenquoten lauthals beklagt. Was jedoch nicht laut gesagt wird: Eine Frau die von diesen Kreisen auch wirklich unterstützt wird, muss auch explizit deren Gedankengut vehement vertreten. Man will also den Fünfer (Frauenquote) und das Weggli (Frau hat links der Mitte zu sein). Laut der Grünen Regula Rytz ist die Schweiz in dieser Sache eine «Bananenrepublik». Statt solcher Sprüche wäre es angesagt, dass die selbsternannten Frauenförderer die gewaltbereiten linksextremen Bubis in den Griff bekämen, die gerne Autos anzünden, Polizisten tötlich angreifen und öffentliches Gut zerstören. Das allerdings traue ich den netten Gutmenschen nicht zu. *Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

Widerspruch

Nr. 38 – «Wolke der Unsterblichkeit»; Richard Godwin über Transhumanismus

Beim Zugemütführen all der Fantasien über den Tod überwindende Technologien fiel mir auf: Zoltan Istvan ist Transhumanist, seine Frau arbeitet in einer Abtreibungsklinik. Er strebt mit anderen Worten nach ewigem Leben, nach der «Überwindung der biologischen Grenzen», während sie Leben vorzeitig beendet. Den offensichtlichen Widerspruch sieht das Paar aber nicht. Mir gibt das zu denken.

Nicole Burger, Aarau

Uninteressant?

Nr. 38 – «Basel brennt»; Mischa Hauswirth über Basels linke Szene

Da schau her: Die *Weltwoche* bringt auch mal einen Beitrag über Basel. Ich glaub's nicht. Dabei denke ich als Heimweh-Basler in Süddeutschland immer mal wieder, ich hätte die *Züriwoche* abonniert, wenn ich an die Beiträge über jede Petitesse aus Zürichs Lokalpolitik und die weltbewegenden Aufregungen in der Cerevatprominenz der Limmatstadt lese. Übertrieben? Bitte schön: Den für die Schweiz wegweisenden Abstimmungskampf über die Fusion von Basel-Landschaft und Basel Stadt – verpennt. Die Kader-Spesenaffäre im Basler Sicherheitsdepartement – übersehen. Die chaotische Unternehmensführung der Basler Verkehrsbetriebe BVB – nebensächlich. Muss Mischa Hauswirths einsamer Beitrag aus Basel für die nächsten vier Jahre reichen? *Edi Borer, Neuhausen (D)*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	11						12		13	
14					15					
16							17			
18							19			
			20	21	22			23	24	25
		26		27				28		
29	30		31			32		33		34
35			36			37			38	
	39							40		41
42								43		
	44					45				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Kann in die Millionen gehen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Zu Homers Zeiten vom Volk der Epeier bewohnte Gegend. 5 Einer der Erzväter der Israeliten (mit c). 11 Rückstände ohne Wenn und Aber. 12 Für diesen Markt braucht es einen grossen Geldbeutel. 14 Das schaumige Genussmittel geniessen wir gerne in der Mehrzahl. 15 Nicht nur für Chinesen fast schon eine Wunderwurzel. 16 Bürger eines europäischen Staates, der 1991 unabhängig wurde. 17 Auf niemanden angewiesen, und also auch schuldenfrei. 18 Unter die Erde bringen, auf dass es spriesst. 19 Wer das Taj Mahal kennt, kennt die Stadt. 20 Ihr Saft schmeckt fabelhaft als Caipirinha. 23 Solche Massnahmen lassen auf Beschränkung schliessen. 27 Wo Spanier schwarz sehen, sehen wir eher Durcheinander. 28 Er hat laut Rousseau wie der Geist seine Bedürfnisse. 29 Zenon von dort lebte dort als Philosoph. 32 Raum mit akademischem Appeal. 34 Die Theorie bezeichnet damit z. B. einen Gedanken. 35 Verlegen? Von wegen: eher konfus und hilflos. 37 Was Fred Astaire liebend gerne machte. 39 Der irre Flic mit dem heissen Blick – in Wirklichkeit. 40 Mit ihr schwingt Altruismus mit, hoffentlich. 42 Der Bildschirm, das war einmal. 43 Ihm obliegt es, mögliche Fehler zu finden. 44 Der Däne Peter und seine Vorstellung vom 20. Jahrhundert. 45 Laut und schrill? Gar nicht, eher still und taktvoll.

Senkrecht — 1 Sie ist ein Heidekraut. 2 Luftleerer Raum ist mit ihr identisch. 3 Staat mit Dauerrolle im Nahostkonflikt. 4 Leider sind die Wege manchmal eben so. 6 Um diese Zeit an der Côte d'Azur – dämmert es? 7 Für Verliebte kann sie schlimm sein. 8 L'amour lässt es in Chansons höher schlagen. 9 Weder schwarz noch weiss, sondern vor allem vermischt. 10 Sprichwörtlich geworden, weil er täglich nervt. 13 Schwelung antiker Säulen, weiss der Architekt. 14 Es reicht bis zu Rippen oder Taille, wie Frauen wissen. 15 Laut Hippokrates des Menschen beste Medizin. 19 Ein Vorzug, den Franzosen gerne als Trumpf ausspielen. 21 Sie sind wirtschaftlich oder religiös ausgerichtet. 22 Der Verlauf eines Verkehrsweges zwischen zwei Orten. 24 In Jamaika ist man ganz schön scharf drauf. 25 Im Verlauf der Tage treten auch sie regelmässig in Erscheinung. 26 Sexuell ja, doch weder homo noch bi. 28 Lumpen, die nichts Böses wollen. 30 Kein Energiebündel, was sich so schwunglos präsentiert. 31 Man mag bei ihr an die Champs-Élysées denken. 33 Wer Madeira kennt, hat wohl schon den Wüstenwind erlebt. 36 Man stelle sich vor, die Olga wird zum Mann – und dann? 38 Arnold Böcklins ungeheuerliche Vision in einem Wort. 41 So ein Engel erinnert an metallhaltiges Gestein.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 535

N	C	L	A	P	P	E	G	A	M	M	A		
A	R	D	S	A	I	L	L	O	I	A	U	B	
N	E	L	K	E	N	O	E	L	B	E	I	N	E
O	T	A	R	U	T	R	A	M	P	O	O	L	
O	I	S	I	S	E	V	P	T					
H	U	M	P	E	N	R	L	O	K	S			
U	R	A	T	T	R	E	S	O	R	A	K	K	
M	D	V	R	E	N	I	M	O	N	E	Y		
M	J	E	F	A	F	T	E	R	N	A	H	E	
F	M	I	L	E	F	B	E	C	K	E	R		
R	A	R	I	T	A	E	T	E	N	E	L	E	N
M	A	C	H	N	O	E	L	E	N				

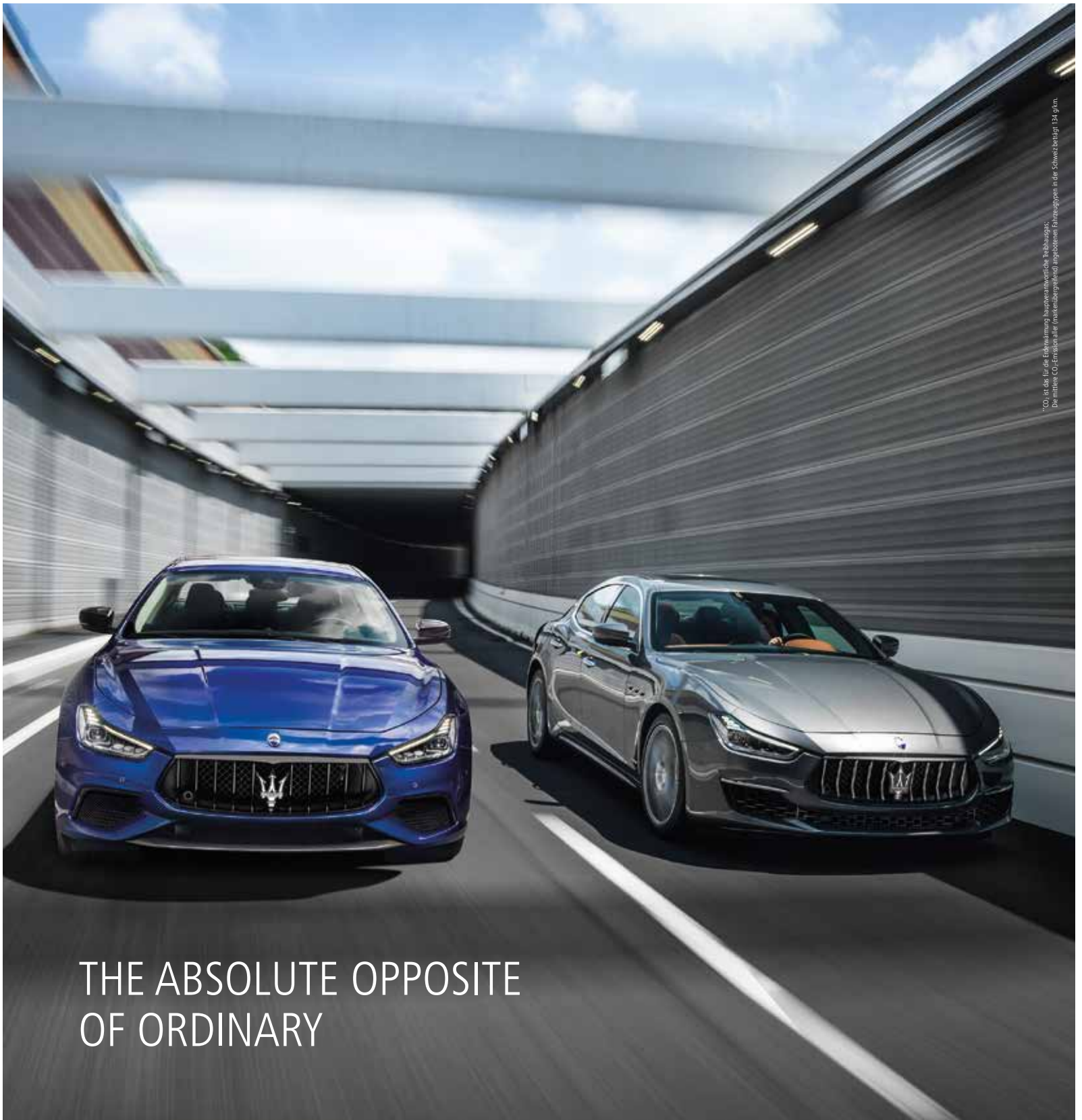
Waagrecht — 3 LAPPE 7 GAMMA 12 AROSA (a rosa = port. f. die Rose) 15 LILO 16 LAUB 17 NELKENOEL 18 BEINE 19 OTARU (Anagramm: Autor) 20 TRAM 22 POOL 23 ISIS (IS) 25 EVP 27 HUMPEN 30 LOOK (engl. f. Aussehen) 33 URAT (URALT) 34 TRESOR 37 AKK (kurz f. Akkusativ) 39 VRENI 40 MONEY 42 MIEF 45 AFTER 47 NAHE 48 EMILE 50 BECKER 51 RARITAETEN 52 ELEN (Elch ist grösster Hirsch) 53 MACH (-zahl, nach dem österr. Physiker Mach) 54 OELEN

Senkrecht — 1 NANO 2 COLA 3 LAEUSE 4 PLOTS 5 PIER 6 ELLA 8 ALEPPO (Stadt in Syrien) 9 MAIO 10 MUNOT 11 ABEL (Bruder Kains und Mondkrater) 13 RETOUR 14 SKRIPT 21 MELO 24 INTRA 26 VORM 27 HUMMER 28 MADEIRA 29 RENT (-e) 31 KANAEL 32 SKYE 35 REFFEN 36 SIEBE (-n) 38 KEHREN 41 ONKEL 43 IMAM 44 FLIC 46 RENO (it. f. Rhein) 49 ETH

Lösungswort — **GASTRONOMIE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



*CO₂ ist das für die Erkwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas.
Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 134 g/km.

THE ABSOLUTE OPPOSITE
OF ORDINARY

MASERATI GIBLI. AB CHF 72'950.-*

Gestatten, der neue Ghibli GranSport und GranLusso.

Maserati Ghibli Diesel: Normverbrauch kombiniert (l/100 km): 5,9 (Benzinäquivalent 6,6) – CO₂-Emission: 158 g/km – Effizienzklasse D

Abgebildetes Modell links: Maserati Ghibli Diesel GranSport: (CHF 83'200.-) in Metallic-Lackierung Blu Emozione (CHF 1'501.-), Carbon-Paket (CHF 2'719.-), 20"-Leichtmetallräder (geschmiedet) im GTS-Design, anthrazit (CHF 2'218.-), Preis total CHF 89'638.- inkl. MwSt. Abgebildetes Modell rechts: Maserati Ghibli Diesel GranLusso: (CHF 83'200.-) in Metallic-Lackierung Grau (CHF 1'501.-), elektrisches Glasschiebedach (CHF 1'688.-), 20"-Leichtmetallräder im Urano-Design, poliert (CHF 1'702.-), Preis total CHF 88'091.- inkl. MwSt. Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers; Listenpreise und Angebote: Vorbehältlich Widerruf und immer aktuell auf maserati.ch, Barkauf- und Leasing-Konditionen bei Ihrem Maserati-Vertriebspartner.

maserati.ch

Maserati Schweiz  



MASERATI

Ghibli